

Was jedermann heute von der Inneren Mission wissen muß.

Von
Dr. P. Wurster und P. M. Hennig

1902.
Stuttgart.
Max Kielmann
Verlagsbuchhandlung.

1902.
Berlin C. 22.
Buchhandlung des ostd.
Jünglingsbundes.

bdg. 25

Class ~~CHR~~ Sociol. Book W ~~96~~

University of Chicago Library

GIVEN BY

Ex. Amer. Jour. of Theol.

Besides the main topic this book also treats of

Subject No.	*On page*	*Subject No.*	*On page*



CHR
W 36.
Ec. Journ. of Christ. Social.

Was jedermann heute von der Inneren Mission wissen muß.

Von

Dr. P. Wurster und P. M. Hennig
Stadtpfarrer in Heilbronn. Direktor des Rauhen Hauses in Hamburg.

6. bis 10. Tausend.

1902
Stuttgart. Max Kielmann, Verlagsbuchhandlung.
Berlin C. 22. Buchhandlung des ostd. Jünglingsbundes.

BV 2650
.W9

Druck von Carl Rembold & Co., G. m. b. H., Heilbronn a. N.

205313

Inhalts-Uebersicht.

Erster Teil (von Dr. Wurster):

Die Innere Mission als Ganzes.

24789 ε – 2.

Zweiter Teil (von Direktor P. Hennig):

Die Arbeit der Inneren Mission im einzelnen.



Erster Teil.

Die Innere Mission als Ganzes.

Erster Abschnitt.

Warum treiben wir Innere Mission?

Was Heidenmission ist und will, versteht jedermann ohne weitere Erklärung. Nun ist man ja bei uns in Deutschland noch lange nicht so weit, daß der durchschnittliche christliche Staatsbürger ein Verständnis dafür hätte, daß und warum die Heidenmission eine Notwendigkeit sei. Nicht bloß in sozialdemokratischen Versammlungen, auch in sehr gut bürgerlichen Gesellschaften, Zeitungen, Büchern wird immer wieder nach einer Schilderung der vielfachen Notstände bei uns mit pathetischen Worten der große Trumpf ausgespielt: „Und da schickt man noch Missionare zu den Schwarzen und Gelben über den Ozean, verschleudert sein gutes deutsches Geld an die Bekehrung dieser sog. Heiden, was doch eine höchst fragwürdige und in der Hauptsache völlig unnütze Arbeit ist, während vor unserer eigenen Thür so viel Elend, Verkommenheit und Roheit zu finden ist!" Und immer wieder finden sich Leute, die zu solchen Worten lebhaften Beifall klatschen.

Wir wollen sie nicht fragen, ob sie nach dem Maß ihrer Mittel denn nun auch selber alles an Geld und an persönlichen Diensten opfern, was zur Bekämpfung aller äußeren und inneren Not in der

Heimat notwendig ist. Wir wollen vielmehr die doppelte Antwort geben:

1. Alles das, was Deutschland für die Heidenmission bezahlt, ist noch viel zu wenig. Wir sind allmählich, wenn nicht ein reiches, so doch ein vermögliches Volk geworden; da stehen die 5 Millionen Mark, welche die deutschen evangelischen Christen für die Heidenmission bezahlen, noch recht ärmlich da, als unser Anteil an dem Gesamtopfer der evangelischen Christenheit für die Mission, welches sich auf 65 Millionen beläuft. Der evangelische Deutsche bezahlt durchschnittlich für die Zwecke der Heidenmission im Jahr 15 Pfennig.

2. Was wir in Deutschland für wohlthätige Zwecke in der Heimat ausgeben, was die Freiwilligkeit thut, um Elend zu lindern, Verirrte zu retten, Gefährdete zu behüten, ist ebenfalls noch viel zu wenig. Man schätzt jetzt (die Zahl ist aus dem Jahr 1900) das deutsche Volksvermögen auf 200 Milliarden Mark, das jährliche Einkommen der in Deutschland lebenden Personen auf 26 Milliarden. Will es solchen Zahlen gegenüber viel heißen, wenn man das, was in Deutschland jährlich freiwillig für wohlthätige Zwecke gegeben wird, auf 100 Millionen veranschlagt? Und darunter ist natürlich mitgerechnet, was von katholischen und jüdischen Händen gespendet wird. Wie viel von jenem Geld „mit warmer Hand," d. h. bei Lebzeiten gegeben wird, anstatt auf dem bequemeren Weg des Vermächtnisses, weiß ich nicht, und wie viel davon fröhlich, wie es Gott gefällt, noch viel weniger. Halten wir neben diese 100 Millionen die ungeheuren Summen, welche alljährlich in Deutschland dem Trunk geopfert werden, — sie belaufen sich ja auf mehr wie 2½ Milliarden —, dann kommen wir zu dem Schluß: stünde statt dieser 100 Millionen das Fünffache da, was deutsche Humanität zur Linderung des Elends in der Heimat opfert, so wäre es noch lange nicht so viel, wie wir thatsächlich leisten könnten. Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.

Der verständige Christenmensch weiß recht gut, daß gegenüber der doppelten Aufgabe der Liebesfürsorge für die draußen über dem Meer und für das, was bei uns Hilfe erheischt, das Wort des Herrn Christus gilt: das eine thun und das andere

nicht lassen! Der gleiche Weltheiland, der uns den großen Befehl hinterlassen hat: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! hat uns auch den armen Lazarus, der vor unserer Thür liegt, ans Herz gelegt, hat gesagt: Arme habt ihr allezeit bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes thun, hat am letzten Abend seines Lebens in eindrucksvoller Stunde den Schurz angezogen und seinen Jüngern die Füße gewaschen, also ein Beispiel dienender Liebe gegeben für jedermann, der sich seinen Jünger heißen will. Man würde die Geschichten von den Krankenheilungen, die er vollbracht, nur halb verstehen, wenn man nicht auch das herauslesen wollte: so thut auch ihr in Pflege und Heilung der Krankheiten, was ihr könnet! Und wenn er in dem unvergeßlichen Bild vom guten Hirten, der das verirrte Schäflein sucht, auf die Schultern nimmt und nach Hause trägt, sich selber als das Abbild ewiger barmherziger Gottesliebe malt, so spricht doch dieses Bild gleichzeitig auch aufmunternd zu uns: so gehet auch ihr den irrenden Brüdern nach und laßt nicht ab, bis ihr sie gerettet habt!

Auf den Spuren dieser Worte wandelt die Arbeit, welche wir uns gewöhnt haben, Innere Mission zu nennen, und welche man nicht selten mit den drei Worten beschrieben hat: Pflege der Schwachen, Rettung der Verirrten, Behütung der Gefährdeten. Somit lautet die erste, kurze und einfache Antwort auf die Frage: Warum treiben wir Innere Mission?

„Weil es uns Jesus geboten hat."

Aber wozu der eigentümliche Name „Innere Mission"!

Der Name ist allerdings eigentümlich, im gewissen Sinn auch irreführend. Man könnte meinen, es liege darin, daß „Innere Mission" lediglich bedeute: eigentliche Mission in der Heimatkirche treiben, also das, was an Heidentum etwa bei uns heranwächst, bekämpfen und zum Christentum zurückführen. Giebt es denn bei uns auch Heidentum? Gewiß, in zweierlei Sinn. Es wächst allmählich, zumal in den Großstädten Deutschlands, aber auch

schon in größeren Industriedörfern ein ungetauftes Geschlecht herauf. Dieses besonders in Angriff nehmen, wäre allerdings für sich schon eine Aufgabe und keine kleine. Auf der andern Seite giebt es ja unter uns Getaufte genug, die nichts mehr glauben, oder richtiger gesagt, die nur noch an Götzen glauben wie Geld, Genuß, Kulturfortschritt, Wissenschaft, oder auch an sich selbst, die jedenfalls gegen das kirchliche Christentum vollkommen gleichgiltig geworden sind. Gegen beide Art von Heidentum kämpft die Innere Mission an, mit ihrer Stadtmission, mit ihren Flugschriften und Vereinen, mit all der Seelsorge, die auch mit den scheinbar ganz äußerlichen Werken wie Krankenpflege verbunden ist und darin leben muß wie die Seele im Leib.

Die Kirche treibt ja diese Seelsorge auch, und das wäre ein schlechter Pfarrer, der sich scheute, an der Thür eines Mannes anzuklopfen, welcher seine Kinder nicht hat taufen lassen und mit seiner Frau nicht zum Traualtar geschritten ist. Die Kirche darf ja doch nie vergessen: Dieser Mann gehört von Rechts wegen zu uns; er ist getauft in unserer Kirche und für sie erzogen, und deswegen darf er uns niemals gleichgiltig sein. Also treibt eigentlich auch die Kirche Mission auf ihre Art. Nur ist es gut, in den meisten Fällen sogar absolut nötig, daß der Kirche eine freiere Arbeit zur Seite tritt, eine Hilfstruppe mit ihr und für sie streitet, welche nicht die reguläre kirchliche Uniform trägt und darum da und dort leichter Eingang findet, welche gerade dieses Missionieren an Abgefallenen und Gleichgiltigen als Specialität betreibt.

Auf Katholiken erstreckt sich aber dieses Missionieren der Inneren Mission nicht. Man muß bedauern, daß das Wort „Evangelisation", welches man neuerdings häufiger hört, in doppeltem Sinn gebraucht wird; das giebt leicht Verwirrung. Evangelisation im Sinn der Verkündigung des Evangeliums unter Katholiken ist notwendig. So schwer es uns heute fällt, zu verstehen, warum die evangelische Christenheit jahrhundertelang die Pflicht der Heidenmission fast unangerührt ließ, so sonderbar mag es späteren Zeiten vorkommen, daß man auch nach dem Wiedererwachen innigsten evangelischen Glaubenseifers jahrzehntelang an den katholischen Mitchristen vorübergegangen ist, ohne den ernst-

lichen Versuch zu machen, ihnen das bessere, reinere Evangelium zu bringen, welches wir haben. Die Aufgabe ist jetzt erkannt, und die Anfänge einer Verkündigung des Evangeliums unter Katholiken sind gemacht; weder der Spott noch der Zorn der katholischen Presse wird diese Arbeit aufhalten. Aber man sollte sie nicht mehr Evangelisation nennen. Denn dieser Name ist längst für etwas anderes geprägt, für etwas, was direkt Aufgabe der Inneren Mission ist, während jenes die Innere Mission nichts angeht. Evangelisation im alten Sinn ist das, was man katholischerseits Volksmission heißt, das Unternehmen, in Gemeinden, wo es nötig erscheint, die Erweckungspredigt hineinzutragen, um Abgefallene, Gleichgiltige, Laue wieder zu gewinnen und zu beleben. Die Innere Mission muß von ihrem Gebiet jede Art von Propagandathätigkeit unter Katholiken strengstens fernhalten, darf niemals die Krankenpflege oder die Vereinsthätigkeit dazu mißbrauchen, Seelen aus der andern Kirche einfangen zu wollen.

Von was bisher die Rede gewesen ist, bildet nun freilich nur einen verhältnismäßig kleinen Teil dessen, was man sich gewöhnt hat, Innere Mission zu nennen. Krankenpflege in Häusern und Spitälern, Armenfürsorge durch freiwillige Liebe, Kleinkinder- und Sonntagsschulen, Jünglings- und Jungfrauenvereine, Herbergen zur Heimat und Arbeiterkolonien — das alles rechnet man doch herkömmlicherweise dazu; welch buntes Bild kommt dabei heraus und wie wenig will da auf alles einzelne das Wort „Mission" passen! Kein Wunder, daß man schon oft vorgeschlagen hat, den Namen, der überdies nicht in allen Teilen des evangelischen Deutschlands wirklich ins Volk eingedrungen ist, durch einen andern zu ersetzen.

Wäre es nicht besser zu sagen „praktisches Christentum"?

Dieser Name hat ja einen guten Klang, und man kann wohl sagen, unter seiner Firma lassen sich auch diejenigen, welche dem christlichen Dogmenglauben längst entfremdet sind, die Sache Christi immer noch gefallen, wenn sie auch vielleicht hinzusetzen, das, was gut daran sei, könne man im Namen der reinen, religionslosen Humanität auch treiben. Allein es ist gut, wenn man da, wo man etwas vom Christentum hält und versteht, im Gebrauch des Namens

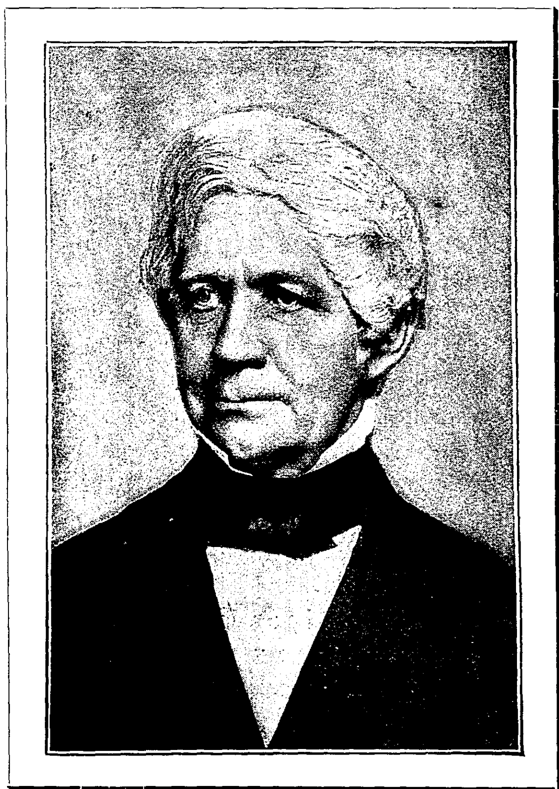
„praktisches Christentum“ sehr vorsichtig ist. Das Christentum ist in allen Teilen praktisch, nicht bloß in dem, was an christlichen Liebeswerken nach außen tritt. Wir, die wir beten, wissen recht gut, daß uns ein sehr praktisches Bedürfnis dazu treibt, und haben das Gebet als etwas über die Maßen Praktisches, Wertvolles, für das Leben Fruchtbares verstehen gelernt. Auch unsere christlichen Glaubenssätze, die „Dogmen“, vor welchen oberflächliche Geister so viel Angst haben und Angst machen, sind nicht Verstandesspielereien oder ein Sportplatz für sonderbar schwärmende müßige Köpfe, sondern wachsen heraus aus dem eminent praktischen Leben des Glaubens, dem es darauf ankommt, sich in einer oft sehr unbequemen Welt zurechtzufinden und die Dinge zu gewinnen, die man so nötig hat wie das tägliche Brot, z. B. Geduld und Berufsfreudigkeit.

Außerdem ist der Name „praktisches Christentum“ von dem Mann, der ihn in Kurs gebracht hat, vom Fürsten Bismarck auf dasjenige Gebiet angewendet worden, welches mit der Inneren Mission nichts zu thun hat, nämlich das Gebiet der staatlichen Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen, insbesondere durch das Zwangserziehungswesen, dem ja gewiß christlich humane Gedanken zu Grunde liegen.

Auch der Name „christliche Liebesthätigkeit“,

den man zum Ersatz vorgeschlagen hat, paßt nicht ganz. Zur christlichen Liebesthätigkeit gehört auch die Heidenmission, ebenso wieder das ganz private Thun der Barmherzigkeit, also wenn ich z. B. einem hungernden Handwerksburschen an meinem Tisch etwas zu essen gebe. Was wir Innere Mission heißen, ist immer schon etwas Organisiertes, wobei sich Gleichgesinnte vereinigen, um einem klar erkannten Notstand, der ihnen als Christen um ihrer Brüder willen aufs Herz gefallen ist, zu bekämpfen. Andererseits denkt man wieder bei dem Wort „christliche Liebesthätigkeit“ zu sehr an das, was zu Gunsten der Armen und Kranken, der Hilfsbedürftigen überhaupt geschieht, während unter die Innere Mission mancherlei fällt, was das christliche Leben im besonderen angeht. Wenn die Sache der Jünglingsvereine, der evangelischen Arbeitervereine, wenn die Volksmission oder Evangelisation in unser Gebiet fällt, so empfindet

jedermann, daß für diese Dinge der Name „christliche Liebesthätigkeit“ kein zutreffender wäre.



Dr. Wichern

Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. 1 Joh 5, 4

Also bleiben wir bei dem hergebrachten Namen. Er ist durch den „Vater der Inneren Mission“ in Deutschland, *Johann Hinrich Wichern*, in Gang gebracht worden und zwar

in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals hat es sich darum gehandelt, die lebendigen Glieder unserer Kirche aufzurufen zu einer Erneuerung des christlichen Volkslebens. Die drohenden Wolken am politischen und sozialen Himmel, welche sich im Sturmjahr 1848 entladen haben, waren für Wicherns klaren prophetischen Geist ein Fingerzeig, zusammenzufassen, was an Leben in der Kirche war, um dem Verderben, das eindringen wollte, Einhalt zu thun. Die Not der Zeit, bestehend in Mißständen im kirchlichen, moralischen, sozialen Leben, und zwar in Mißständen, welche sich nicht da und dort vereinzelt zeigten, sondern etwas von der Gefahr einer in der Luft liegenden, ansteckenden Krankheit hatten und Neigung zeigten, ins Massenhafte auszuwachsen, diese von christlicher Liebe zum Volk erkannte Not ist der Boden gewesen, aus dem die Innere Mission herausgewachsen ist. Man verfolgt mit ihr die Absicht, einen Gesundungsprozeß einzuleiten und wenn man auch weit entfernt ist, zu glauben, die Innere Mission sei das beste, vollends gar einzige Rezept hiezu, ein Heilmittel neben andern soll sie doch sein.

Das also ist der gemeinsame Zug in allen den Vereinen und Anstalten, die den Namen der Inneren Mission tragen: es soll hier christlicher freiwilliger Hilfsdienst geleistet werden zur Bekämpfung und Beseitigung von Notständen in unserem christlich evangelischen Volk. Es gereicht dem Jahrhundert, welches hinter uns liegt, zur Ehre, daß aus seinem Schoß diese Hilfsarbeit immer machtvoller herausgewachsen ist. Man darf es nicht bloß ansehen unter dem Gesichtspunkt des Abfalls der Tausende, die als moderne Menschen sich etwas darauf zu gut thun, daß sie nun außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben können. Wer Kirche und Christentum am Anfang des vorigen Jahrhunderts als sterbende Größe hätte ansehen wollen, der hätte am Ende desselben gerade auch in den Werken der Inneren Mission merkwürdige Zeugnisse von Lebenskraft christlichen Glaubens und christlicher Liebe anerkennen müssen. Es geht unsrem Volke nicht schlechter, sondern besser als vor 100 Jahren; dennoch ist weit mehr Hilfebereitschaft gerade auch in christlichen Kreisen als damals; die eigentümlichen Notstände der Zeit werden viel schärfer erkannt, bälder in An-

griff genommen, und die Mittel zu ihrer Bekämpfung werden leichter gewonnen als damals. Es steht ferner im moralischen Leben unseres Volkes heute schwerlich schlimmer als am Anfang des 19. Jahrhunderts. Aber den Fortschritt haben wir gemacht — und die Arbeit der Inneren Mission ist ein leuchtendes Zeugnis davon —, daß man moralische Mißstände nicht mehr so leicht hinnimmt, als müßten sie sein, weil sie früher auch gewesen sind, daß man ihre Ursachen, auch die sozialen und ökonomischen Ursachen derselben, mit allem Interesse studiert und mit den erfinderischen Augen der Liebe sucht, wie man ihnen abhelfen kann. Das moderne Leben hat es ja nun allerdings mit sich gebracht, daß Mißstände und Notstände bälder als früher ins Massenhafte auswachsen. Die Bevölkerung hat sich in die großen Städte zusammengedrängt, die ein eigentliches Zeichen unserer Zeit sind, und wie sehr wir noch mitten in der Periode des Wachstums dieser Städte und des Zuflusses vom Land her stehen, lehrt jede neue Volkszählung; dabei pflegen die Bewohner der wachsenden Städte es mit Jubel aufzunehmen, wenn das Tempo des Wachstums noch schneller wird als vorher. In den großen Städten bildet sich Massengeist, guter, aber ebenso auch schlechter; das Zeitungs- und Verkehrswesen sorgt neben andern Umständen dafür, daß das Land sehr bald von diesem Geiste sein Teil bekommt. Das will beachtet sein, wenn man Einflüssen gegenübersteht, welche glaubenlockernd und glaubenauflösend wirken.

Aber dieselben anderen Verhältnisse, welche uns unbequem werden, jedenfalls die hergebrachten, aus patriarchalischen Zeiten stammenden Formen kirchlichen Lebens, zeigen uns auch die Mittel, diesen Einflüssen wirksam zu begegnen. Von den Großstädten gehen auch nicht wenige neue, gut gedachte und wirksame Unternehmungen aus, welche jenen schädlichen Einflüssen begegnen. Verkehrserleichterung, Versammlungs- und Vereinsfreiheit, Presse und Freiwilligkeit in allen Ständen des christlichen Volkes gilt es nur auszunützen für die Zwecke der Erhaltung, Erneuerung, Reinigung der Volkssitte, der Stärkung und Verteidigung des Glaubens, des Zusammenschlusses der Guten, der Wiedergewinnung der Verlorenen. Auch die Arbeits- und Berufsverhältnisse unserer Zeit erzeugen gerne Notstände, welche ins Massenhafte auswachsen. Industrie- und

Handelskrisen machen ihre Wirkungen schneller als früher und über eine weit größere Zahl von Menschen hin geltend. Das rasche Aufblühen eines Orts im Zusammenhang mit einer aufsteigenden Entwicklung der Industrie schafft alsbald, wenn nicht besondere Vorsorge getroffen wird, Wohnungsnot, in deren Gefolge alle möglichen Schäden, auch in moralischer Beziehung, sich einstellen. Das großartige Verkehrsleben unserer Zeit, gewaltige Neuanlagen, welche ihm dienen sollen, versetzen in kurzer Zeit vielleicht Tausende in eine Lage, welche eine ganz neue, eigenartige kirchliche Fürsorge nötig macht.

Wo ein solcher Notstand hervortritt, da ist die Innere Mission am Platz. Jetzt hat sie zu rufen: Freiwillige vor! Dies jedoch auch nur dann, wenn unter den von ihr bereits geschulten und bereit gestellten Hilfskräften nicht sofort geeignete Elemente zur Verfügung sind. Das ist eben das zweite bezeichnende Merkmal der Inneren Mission, daß sie sich die Aufgabe stellt, die lebendigen Kräfte der Gemeinde für neu hervortretende Arbeit im Kampf gegen Notstände im Volksleben zu wecken, zu sammeln und planmäßig zu verwerten. Sie kann sich nicht auf den Standpunkt stellen: dazu sind die Staatsbeamten und die Pfarrer da; das soll die offizielle Regierung, die Kirche, die Gemeindeverwaltung machen! Allzulang hat bei uns diese bequeme, träge Auffassung die Massen beherrscht; man hat alle Verantwortung auf die Obrigkeit, auch die kirchliche Obrigkeit abgeschoben und sich im wesentlichen nur Recht und Pflicht des Kritisierens und Räsonnierens vorbehalten. In vielen Fällen ist die vorhandene kirchliche amtliche Organisation, ist der bureaukratische Apparat in Staat und Gemeindeverwaltung gar nicht imstande, so, wie es die hervortretenden Notstände verlangen, einzugreifen, und es ist gerade auch mit eine Aufgabe der auf Freiwilligkeit gegründeten Inneren Mission, darauf hinzuarbeiten, daß das offizielle, kirchliche, staatliche oder kommunale Amt eher in den Stand komme, selber anzugreifen, was eigentlich doch ihres Amtes ist. Wirkt also die Innere Mission reformierend, so reformiert sie auch — diese Schlußfolgerung ist nicht abzuweisen — die offizielle Kirche, das offizielle Staats- und Gemeindeamt, wie sie es vorgefunden hat. Sie will ein treibender Faktor des Fortschritts sein, indem sie von

innen heraus insbesondere das kirchliche Leben reicher, reiner und kräftiger gestaltet, was sie aber nur kann, weil innerhalb der Kirche noch gesunde Kräfte genug sind, welche sich zu dieser Reformarbeit eignen und dazu verwenden lassen.

Innerhalb der Kirche — vergessen wir nicht, daß es eine Volkskirche ist, die wir damit meinen. Man versteht das Wesen der Inneren Mission völlig erst, wenn man sich dies klar vergegenwärtigt. Volkskirche will unsere deutsche evangelische Kirche sein, und so lange sie es sein will, muß sie Innere Mission haben. Denn mit dem Wort Volkskirche ist gesagt, daß sie das ganze Volk umspannen will, soweit es ihrer Konfession angehört, und da nun die überwiegende Masse des Volkes sich jedenfalls zur christlichen Religion bekennt, so muß ihr darum zu thun sein, daß christliche Gedanken in der Sitte, in der Gesetzgebung und gesellschaftlichen Ordnung zum Ausdruck kommen. Sie weiß, durch die Kindertaufe ist das heranwachsende Geschlecht in ihren Bereich auf Wunsch der christlichen Familie hereingetreten, durch Religionsunterricht in der Schule, durch den Konfirmandenunterricht der Kirche ist es christlich evangelisch erzogen; das bringt für die Gesamtheit der Gemeindeglieder die Verantwortung mit sich, die so gewonnenen Scharen im Zusammenhang mit der Kirche und unter dem Einfluß ihres Lebens zu erhalten. Reichen hiezu die gewohnten Mittel der offiziellen Kirche nicht aus, so muß der freiwillige Dienst der Inneren Mission in die Lücke treten. Wären wir eine Freikirche im strengen Sinn des Wortes, in welche also nur Freiwillige aus Ueberzeugung als Gemeindeglieder eintreten würden, wo vielleicht auch die Kindertaufe nicht Sitte wäre wie bei uns, dann würden wir natürlich innerhalb unserer Gemeinde auch allerlei Vereins- und andere Arbeit haben, welche aussehen würde wie die unsrige, welche wir unter dem Namen der Inneren Mission treiben, es würde uns jedoch niemals einfallen, sie so zu heißen, wohl aber würden wir dann als Gemeinde, als Freikirche Mission treiben, um nämlich unsere Reihen durch Gleichgesinnte zu verstärken, und das würden wir wahrscheinlich erst recht nicht Innere Mission heißen.

Also: warum treiben wir Innere Mission? weil wir eine Volkskirche haben, welche von dem Ideal, eine wirk-

liche Volkskirche zu sein, alle in ihr Getauften zu wahrhaft christlichem Leben verbunden zu sehen, noch weit entfernt ist, also deswegen, um unsere Volkskirche zu einer wirklichen und richtigen Volkskirche zu machen;

weil im Kreis unseres Volkslebens Notstände vorhanden sind, welche entweder schon ins Massenhafte ausgewachsen sind oder dazu auszuwachsen drohen, Notstände äußerer und innerer Art, welche ein planmäßiges Eingreifen christlicher Fürsorge erfordern;

weil endlich lebendige Kräfte in unserer Volkskirche da sind, welche zu dieser Fürsorge zusammengesetzt und systematisch aufgeboten werden können.

Diese drei Punkte werden noch deutlicher werden durch die Beantwortungen einiger Fragen, die sich daran knüpfen.

I. Welcher Art sind die Notstände, welche die Fürsorge der Inneren Mission notwendig machen?

Hier fällt unser Blick auf die ursprünglichen, von Gott gesetzten gesellschaftlichen Ordnungen: Familie, Kirche, bürgerliche Gemeinde und Staat; wenn eins dieser Gebilde schwach oder krank ist, wenn es den besonderen Aufgaben, die ihm gestellt sind, nicht nachkommen kann, wenn vollends der Schaden des einen zugleich der Schaden des andern ist, dann gehört unter anderem auch die Ersatz- und Hilfsarbeit der Inneren Mission her.

1. Notstände in der Familie.

Die Familie heißt man mit Recht die Keimzelle der Gesellschaft. Sie ist für das Kind alles, seine Obrigkeit, sein Staat, seine Kirche, seine Welt. Sie ist für die heranwachsende Jugend der Hort, dessen Geist und Zucht vor allerlei Verführung der Welt bewahrt, oft noch der einzige Halt, wenn die diesem Alter eigene Neigung zum Radikalismus alle Autorität umzustürzen droht. Sie ist dem Erwachsenen die Stätte, wo er Mensch sein darf, die Quelle der Erquickung, der Sporn zu emsiger, treuer Arbeit, der Boden, auf

dem die edelsten Entschlüsse wachsen. Dies alles, wenn die Familie normal ist. Ein Notstand ist da, wo die Eltern frühzeitig gestorben sind, wo der stärkere, maßgebende Teil nicht mehr da ist, wo Vater und Mutter statt ein Vorbild des Guten vielmehr die Ursache zu allerlei schlimmer Gewöhnung von Jugend auf sind, wo vielleicht der Vater ein Trinker ist oder jahrelang im Gefängnis sitzt, wo Vater und Mutter durch die Verhältnisse genötigt sind, den größten Teil des Tages im Geschäft außer dem Hause zu sein, sodaß sie sich der Erziehung ihrer Kinder nur in den Stunden der Müdigkeit und am Sonntag, ja vielleicht da nicht recht, widmen können. Ein Notstand ist ferner vorhanden, wenn in den Jahren, in welchem sich der Charakter bilden und härten soll, der junge Mann oder das junge Mädchen keinen Anschluß an eine Familie mit gutem Geist hat, wenn der Lehrling, Geselle, junge Arbeiter fern von der Heimat die familienhafte Fürsorge gänzlich entbehrt, auf eine Schlafstelle angewiesen ist, wo man es gar nicht gern sieht, wenn er viel daheim ist, wo er als Objekt der Ausbeutung oder raffinierter Verführung angesehen wird, oder wenn er vielleicht das Wirtshaus als Heimat ansehen muß, wo ihm das Beste, was eine Heimat bietet, nur in Ausnahmefällen werden kann. Vielleicht liegt auch der Fall so, daß die Familie die moralische Kraft nicht in sich hat, ein rettungsbedürftiges Glied mit Liebe und Einsicht auf den rechten Weg zu bringen; der Vater verstößt das Kind, welches einen Fehltritt begangen hat, will den Sohn, der aus dem Gefängnis entlassen wird, nicht mehr aufnehmen; die Angehörigen wissen dem Hausvater, der ins Trinken hineingekommen ist, nichts zu bieten, wissen ihn nicht zu behandeln; es ist keine Geduld und Selbstverleugnung da, um ein epileptisches oder schwachsinniges oder krüppelhaftes Familienglied zu pflegen.

In allen diesen Fällen bietet sich die Innere Mission als liebende, barmherzige, pflegende, rettende Mutter an, öffnet ihre Waisenhäuser, Rettungshäuser, Asyle, Jünglings- und Jungfrauenvereine, Jugendheime, nimmt sich der entlassenen Gefangenen, der Trinker, der gefallenen Mädchen an, sucht in ihren Herbergen zur Heimat, Fabrikarbeiterinnenherbergen, Marthahäusern einen, wenn auch der Natur der Sache nach immer nur schwachen Ersatz für das

mangelnde, eigentlich unersetzliche Gut einer gesunden eigenen Familienheimat zu bieten. Es giebt ja natürlich auch Anstalts- und Vereinsfanatiker, vor denen die einfache Wahrheit verborgen ist, daß die beste Anstaltserziehung das nicht sein kann, was eine gute Familienerziehung mit den von Gott gegebenen normalen Mitteln leistet, und welche es nicht begreifen können, daß auch ein Verein immer nur ein Notbehelf ist. Dem gegenüber wird ein besonnener Betrieb der Inneren Mission im Gegenteil immer darauf hinarbeiten, das, was Gottes Meisterhand in die Familie hineingelegt hat, unter allen Umständen zu Ehren zu bringen und unter keinen Umständen ohne Not das Gefüge der Familie zu zerbrechen. Ein Wichern hat mit vorbildlicher Klarheit erkannt, daß gerade auch im Rettungshaus die Familie das Urbild sein müsse, nach dem alles zu gestalten sei, und hat so viel als möglich Familienhaftes unter seinen Rettungshauskindern einzubürgern gesucht. Wenn es andererseits gelingt, die Familie in ihrer natürlichen Zusammensetzung, wie sie Gott geschaffen hat, durch die Arbeit der Inneren Mission wieder aufzubauen, rein und gesund zu machen, so ist das einer ihrer höchsten Triumfe. Und wenn z. B. in einer Herberge zur Heimat, in einem Jugendheim, in einem Asyl das Familienleben des Hausvaters der beherrschende, vorbildliche Kreis ist, an den sich das Anstaltsleben anschließt, in den es sich zum Teil einfügt, so ist damit eines der wichtigsten Mittel der Erziehung gewonnen.

2. Notstände in der Kirche.

Unsere Zeit ist unter anderem auch die Zeit der Diasporagemeinden. Die moderne Industrie und die Eisenbahn sind es hauptsächlich, was zu der merkwürdigen, immer mehr wachsenden Mischung der Konfessionen geführt hat. In Städten, welche früher urkatholisch gewesen sind, entstehen und wachsen sehr beachtenswerte evangelische Minderheitsgemeinden und umgekehrt. Damit ist der kirchlichen Hilfsarbeit, ist der Inneren Mission eine ungemein große Aufgabe gestellt. Es handelt sich um eine Diaspora der verschiedensten Art: evangelische deutsche Gemeinden in Südamerika, in Palästina, in den Hafenstädten von Südafrika rufen nach heimischen Pfarrern und evangelischen Lehrern. Evangelische in völlig katholischer Um-

gebung in Bayern, Lothringen, Posen brauchen Geld für Kirchen, Konfirmandenanstalten, Schulen, Pfarr- und Lehrergehälter; neu entstandene Gemeinden, welche aus der evangelischen Bewegung in Oesterreich hervorgegangen sind, wollen versorgt sein. Gewöhnlich dauert es lange Zeit, bis die Kirchenkörper, in deren Umkreis solche Diasporagemeinden liegen, selbst im stande sind, für die kirchlichen Bedürfnisse derselben zu sorgen, da, wo die Kirche sich ihr Geld von den Parlamenten bewilligen lassen muß, und da, wo sie etwa selber für das Meiste aufzukommen hat, erst recht.

Unsere Kirchenkörper haben ja zu thun, um nur mit den Bedürfnissen, welche Tag für Tag innerhalb ihrer alten, zum Teil ungesund schnell wachsenden Gemeinden hervortreten, Schritt zu halten. Thatsächlich ist bis heute die kirchliche Versorgung unserer größeren Städte eine fast nirgends befriedigende, wenn man die Zahl der vorhandenen Kirchen und geistlichen Kräfte sieht. Wenn im ganzen auf 2000 evangelische Deutsche ein Seelsorger kommt, so scheint dieses Zahlenverhältnis nicht ungünstig zu sein; man darf aber dabei nicht vergessen, daß katholischerseits ein Seelsorger auf 1000 Seelen kommt, die Ordensgeistlichen nicht mitgerechnet, und noch weniger darf man vergessen, daß wir neben unverhältnismäßig kleinen Gemeinden mit eigenem Pfarrer, wie sie z. B. in Württemberg zu finden sind, übermäßig große Gemeinden in norddeutschen Landgebieten, namentlich aber in unseren Großstädten haben.

Im Jahr 1860 kam in Frankfurt a. M. noch ein Geistlicher auf 3000 Evangelische, in Hamburg auf 7500, in Berlin auf 5000.

Im Jahr 1900 sind die Verhältniszahlen weit ungünstiger: für Frankfurt a. M. 1 : 13000, für Hamburg 1 : 12000, für Berlin 1 : 10000. Im Jahr 1899 kam in Liegnitz ein Pfarrer auf 14000, in Stettin gar auf 16000 evangelische Seelen.

Es fehlt in unseren Großstädten natürlich auch an Kirchen. Lange Zeit stand es in Berlin so, daß, wenn alle Dienstmädchen ohne Ausnahme in die Kirche gekommen wären, sie allein die vorhandenen Plätze gefüllt hätten; vielleicht ist es heute noch nicht viel anders. Im Jahr 1901 kam in Berlin auf 26500 Evangelische ein kirchlicher Raum, während schon auf 8550 Katholiken eine gottesdienstliche Stätte fiel. Man rechnet, daß von 26 evangelischen Ver-

linern gerade einer Platz in der Kirche hat. Dabei ist die besondere Not die, daß, wenn man für eine angemessene Vermehrung der Kirchen und der geistlichen Stellen zu sorgen anfängt, die Zunahme der Bevölkerung ihren schnellen Lauf weiter geht, so daß man nach allerlei Opfern in wenigen Jahren wieder vor derselben Verhältniszahl steht wie vorher. Beispiel: Im Stadtteil Moabit in Berlin befand sich bei einer Bevölkerung von 70000 Seelen ein Kirchlein mit 600 Plätzen, an welchem zwei Pfarrer angestellt waren. Man hat jetzt eine zweite Kirche gebaut mit 1200 Plätzen, und die erste so sehr erweitert, daß sie ebenfalls 1200 Zuhörer faßt, hat zwei Gemeinden mit zusammen fünf Pfarrern gebildet; dafür ist aber einstweilen die Bevölkerung auf 140000 Seelen gestiegen! Wie ganz anders stehen, freilich bei ganz anderen kirchlichen Verhältnissen, die englischen Großstädte da! In London kommt nach Gurlitt eine Kirche auf 3470 Einwohner, in Glasgow auf 2600, in Edinburg auf 1500. Man müßte natürlich, um den richtigen Vergleich zu haben, bei Berlin auch die gottesdienstlichen Räume der Stadtmission, der Freikirchen und Sekten hinzunehmen; aber auch dann käme ein unverhältnismäßig viel ungünstigerer Prozentsatz für unsere Großstädte heraus.

Unter solchen Umständen ist das Eintreten der Inneren Mission eine dringende Notwendigkeit. Wo die Amtskirche dem schweren Wagen gleicht, der langsam im hergebrachten Geleise, zu langsam für die wechselnden Bedürfnisse der Zeit, dahinfährt, müssen die leichteren Kolonnen der Stadtmission voran, Kapellen und Predigtsäle öffnen, das Netz der Vereine auswerfen, damit ein Gemeindebewußtsein in den großen Massen erhalten bleibe, — alles Vorarbeit für die Zeit, in welcher die regelmäßige Arbeit der Kirche nachkommen wird.

Aber auch da, wo genügend Kirchen und Geistliche vorhanden sind, wird die freie Arbeit der Inneren Mission allerlei Gebiete finden, wo sie notwendig ist. Auch nach der dankenswerten neuesten Sonntagsgesetzgebung giebt es noch Sonntagslose genug, für welche auf besondere Weise gesorgt werden muß. Angestellte auf der Eisenbahn und auf der Post haben zu einem guten Teil wenigstens den Sonntag-Vormittag, also die bessere Hälfte des Sonntags, wie

es ein kirchlich fühlender Christenmensch ansehen muß, nicht. Wer im Gastwirtsgewerbe beschäftigt ist, bedarf einer besonderen Fürsorge; sie ist in Form der Kellnermission spät gekommen, aber gottlob, sie ist nun doch im Gang. Flußschiffer, Seeleute sind wieder eine besondere Klasse mit besonderen Lebensgewohnheiten, die studiert sein wollen; um ihren eigenartigen Bedürfnissen gerecht zu werden, braucht man eine Specialarbeit in der Heimat und draußen. Auch auf diesem Gebiet sind wir spät ans Werk gegangen, aber immerhin, die deutsche Seemannsmission existiert und wächst.

Nun bleibt aber neben diesen außerordentlichen Aufgaben für besondere Stände doch auch eine sehr vielgestaltige Arbeit übrig, welche die Innere Mission innerhalb der breiten Masse derer zu leisten hat, die ganz wohl in die Kirche gehen können, zum Teil auch gehen. Es handelt sich darum, gewissen Lebensaltern in besonderer Weise zu dienen, neue Wege zu bahnen, auf welchen man an die Kinderwelt und an die heranwachsende Jugend herankommen kann. Es ist nicht wohlgethan, auf dem gleichen großen, schwerfälligen Wagen der Kirche auch Kinder und junge Leute mitfahren zu lassen; wenigstens empfiehlt es sich nicht, ihnen keine andere Fahrgelegenheit nebenher anzubieten, sie möchten sonst der Fahrt, die ihnen zu langsam und einförmig dünkt, überdrüssig werden und auf ganz andere Wege treten. Wir laden die Kinder zu besonderen Gottesdiensten ein, welche ihrem Verständnis und Gemütsleben auf besondere Weise angepaßt sind; das sind unsere Sonntagsschulen oder Kindergottesdienste. Würden wir sie nicht angefangen haben: die Freikirchen, die Sekten — das Wort ohne alle gehässige oder verächtliche Nebenbedeutung gebraucht — würden schon durch ihre Konkurrenz auf diesem Gebiet uns dazu nötigen. In nicht wenigen Fällen ist dies auch geradezu der Gang der Dinge gewesen: die methodistische Sonntagsschule hat Kinder kirchlicher Familien an sich gezogen; dann hat die Innere Mission mit aus diesem Grund in kirchlicher Absicht ihre Arbeit unter der Kinderwelt begonnen. Die Entwicklung kann nun freilich noch weiter gehen und ist auch häufig genug noch weiter gegangen. Die Amtskirche hat sich gesagt: die Fürsorge für den Kindergottesdienst gehört zu unserer eigenen regelrechten Aufgabe, die wir mit den gleichen Hilfskräften

erfüllen können wie die Innere Mission auch, und so wurde, was freiwillig begonnen war, in den Kreis der regulären kirchlichen Arbeit aufgenommen.

Aehnlich, obwohl ein wenig anders, liegt es auf dem Gebiet der Jugendfürsorge. Daß die heranwachsende Jugend, der weibliche Teil in seiner Art auch, das am meisten gefährdete Glied des Gemeindekörpers ist, empfindet wohl jeder Pfarrer, und mit ihm alle ernsteren Gemeindegenossen. Zu der allgemeinen Neigung der Jugend, sich der überkommenen Autorität zu entziehen, kommt in unserer Zeit, zumal wo das richtige moderne Leben pulsiert, so mancherlei Verlockung besonderer Art: das Wirtshaus streckt seinen Arm aus, Vereine für Sport, für bloßes oberflächliches Vergnügungstreiben oder auch für ernstere Zwecke, aber einig in dem, daß sie den jungen Mann ganz in Beschlag nehmen, üben ihre Anziehungskraft aus, politische Parteien, insbesondere die radikalste, werben unter der Jugend, eine gottvergessene lüsterne Presse, das moderne Theater, das gewöhnlich alles ist, nur nicht die moralische Bildungsanstalt, die Schiller gewollt hat, drohen die Gedanken- und Gemütswelt der jungen Leute zu verderben. Der hergebrachte kirchliche Apparat genügt — das hat vielfältige Erfahrung gelehrt — durchaus nicht, um eine genügende Schutzwehr gegen alle diese Mächte zu bilden. Hier sind besondere Organisationen nötig, wie wir sie in unseren Jünglings- und Jungfrauenvereinen haben, Organisationen, deren Ausbau sehr viel Eingehen auf die jugendlichen Bedürfnisse überhaupt erfordert, so daß z. B. in einem größeren Jünglingsverein, der doch zunächst seelsorgerliche Absichten verfolgt, auch Turnstunden, vielleicht Fußballspiel und Stenographieunterricht auf dem Programm steht.

Man ist noch weiter gegangen und hat sich der Männerwelt überhaupt in besonderen Vereinen angenommen. Der Grund ist wohl verständlich. Gewöhnlich rechnet man es, zumal in städtischen Gemeinden, noch als einen günstigen Prozentsatz, wenn auf zwei weibliche Kirchgänger ein männlicher kommt. Günstigere Ziffern haben allerdings vorwiegend ländliche Gebiete. Wenn man z. B. für ganze Provinzen den Anteil der Männer am Abendmahlsbesuch ausrechnet, so kommen wohl eben wegen des Einflusses der günstigen

bäuerlichen Sitte, freilich auch weil die Abendmahlsbesuchsziffer der Soldaten mitgezählt ist, bessere Prozentzahlen heraus: von 100 Abendmahlsgästen waren im Durchschnitt von vier Jahren Mitte der neunziger Jahre in Westfalen 45,8, in Hessen 45,5, in der Provinz Sachsen 45,2, im Königreich Sachsen 45,2, in Württemberg 41,9 Männer, in Bremen 40,5, in Berlin 37,4, in Hamburg 36,7. Freilich muß man nun, um die für diese drei Städte angegebenen Zahlen zu würdigen, hinzunehmen, daß die Zahl der Abendmahlsbesucher in denselben eine äußerst bescheidene ist, in Hamburg 10 % der gesamten evangelischen Bevölkerung, so daß also von 50 evangelischen Männern dieser Stadt 3—4 zum Abendmahl gehen; dabei ist noch zu beachten, daß hiebei wiederum der nicht immer so ganz bloß dem inneren Trieb entsprungene Abendmahlsbesuch der Soldaten mitgerechnet ist und daß natürlich diejenigen Männer, welche mehrmals im Jahr zu Gottes Tisch gehen, doppelt und dreifach mitzählen. Im allgemeinen kann man nun auf Grund der schätzungsweisen Vergleichung der Zahlen sagen, daß der Prozentsatz der Abendmahlsbesucher ungefähr dem der Kirchenbesucher überhaupt gleich ist. Wie ärmlich kleine Verhältniszahlen in unseren großen Städten auf die kirchenbesuchende Männerwelt kommen, ergiebt sich hiernach von selbst.

Es ist nicht immer so gewesen. In Zeiten des wiederaufwachenden Lebens in der Kirche pflegt die Männerwelt Träger der Bewegung zu sein. Es gilt in unseren Tagen einen guten Teil der *Männerwelt zurückzuerobern für Christentum und Kirche*. Hiezu ist eine freie, nicht kirchlich offizielle Thätigkeit schon um deswillen in erster Linie berufen, weil mit und ohne Schuld der Kirche selbst die in Deutschland geschichtlich gewordene enge Verknüpfung der Landeskirche mit dem Staat die Folge gehabt hat, daß das Mißtrauen, welches sich aus politischen Gründen, meist nach maßloser Verhetzung, aber auch oft ganz instinktiv gegen die Staatsobrigkeit, jedenfalls gegen gewisse Träger derselben richtet, auf die Kirche und ihre Organe übertragen wird. Deswegen gilt es, den besonders mißtrauisch gewordenen Teilen der Männerwelt, die wesentlich unter den Arbeitern und Taglöhnern zu suchen sind, zunächst einmal menschlich wieder näher zu treten, in Arbeiterver-

einen, Männervereinen, Vorträgen über religiöse Fragen, vielleicht auch, wenn man's vermag, in öffentlichen Volksversammlungen. Schwieriger, aber mindestens ebenso nötig ist es, unter der akademisch gebildeten Männerwelt und unter den Vertretern des großen Kapitals, den Männern der Großindustrie und des Handels, überhaupt in den oberen Schichten der Gesellschaft wieder Boden zu gewinnen; die richtigen Wege hiefür sind noch nicht gefunden.

Ein Mittel der Verbreitung von Gesinnung muß hier wie in andern Fällen jedenfalls mit größtem Fleiß verwertet werden, zumal die äußere Form seiner Verbreitung die leichteste ist, das ist das gedruckte Wort. Nur gilt es bei der Unmasse bedruckten Papiers, welche jedem Hause Tag für Tag angeboten wird, mit vielem Bedacht das Beste und Gediegenste zu bieten, die Sprache derer, die man treffen will, zu sprechen, auch die äußere Form in keiner Weise zu vernachlässigen. An Sonntagslose kommt man zum Teil nur mit christlichen Blättern heran. In den Wochenblättern, die zu billigem Preis dem gemeinen Mann in die Hand gegeben werden, muß auch die Innere Mission eine der großen, einflußreichen Mächte der Zeit erkennen und muß daher dieses Gebiet mit allem Ernst bebauen. Wieder ein Stück Arbeit, das die offizielle Kirche amtlich nicht leisten könnte.

Endlich aber thut der Kirche, so wie sie ist, selber in vielen Fällen eine besondere Aufrüttlung not. Der schwere Kirchenwagen bewegt sich leicht zu sehr in ausgefahrenen Geleisen. Geistliche und Gemeindeglieder kommen in Gefahr der Erlahmung und Schläfrigkeit. Wenn nun Gott in der gleichen Zeit Kräfte gegeben hat, welche die Gabe der Erweckung haben, prophetische Naturen, deren Eigenart sich erst dann richtig auswirkt, wenn sie nicht in das Joch der regulären Amtspflicht hineingespannt sind, dann dient es zum Fortschritt, bringt Leben und Gesundung, wenn diesen Geistern innerhalb der Kirche, natürlich mit Einhaltung der notwendigen Schranken, Raum gegeben wird. Die katholische Kirche heißt eine derartige außerordentliche Arbeit Volksmission, wir Evangelisation, wobei wir jedoch sofort zuzugestehen haben, daß diese Sache bei uns noch ganz im Flusse ist, daß man aus der Debatte über die Frage: ist so etwas wirklich notwendig? heilsam? und wie soll es geordnet werden? noch nicht hinaus ist.

3. Notstände in der bürgerlichen Gesellschaft, in Staat und bürgerlicher Gemeinde.

Wir sind gewohnt, daß in Deutschland nirgends bittere Armut, eigentlicher Hunger, wirkliche Blöße und Obdachlosigkeit vorhanden ist, ohne daß alsbald irgend eine zuständige Behörde, wenn man sie angerufen hat, helfend und lindernd einschreitet. Wir sind ferner gewohnt, wenn wir von einem kranken oder gebrechlichen Menschen erfahren, dem die nächsten Angehörigen Pflege und Wartung nicht geben können, sogleich zu fragen: wo ist der Mann versichert? und in welches Spital wird er kommen? Wir vergessen über dem, was bei uns thatsächlich auf dem Gebiet der Armenfürsorge, des Versicherungswesens, der Krankenhaus- und Anstaltsverpflegung erreicht ist, und was man in Gefahr ist, als selbstverständlich hinzunehmen, nur gar zu leicht, daß hier ein gewaltiges Kulturwerk auf dem starken Grund christlicher Gedanken aufgebaut worden ist, ein Werk, das der bürgerlichen Gesellschaft, in der wir leben, dem Staat und der bürgerlichen Gemeinde, welche daran unablässig weiter baut, aber auch der Kirche und freiwilligen Liebesthätigkeit, die dabei mitgeholfen haben und heute noch treulich mithelfen, zur Ehre gereicht. Das, was auf Grund unserer Armengesetzgebung, auf Grund der Satzungen unserer Versicherungskassen bei freiwilliger oder zwangsweiser Versicherung jahraus jahrein zur Linderung menschlicher Not ausgegeben wird, ist so viel, daß der oberflächliche Beobachter wohl zu der Meinung kommen könnte, hier braucht die freie Liebesthätigkeit nicht mehr sonderlich nachzuhelfen. Wie viele Steuerzahler mögen sich auf diesen bequemen Standpunkt stellen!

Wer aber persönlich auch nur einer bestimmten Art von Armut und Elend näher getreten ist, wird auf andere Gedanken gekommen sein. Die freie christliche Liebe hat heute noch eine gewaltige Aufgabe an denen zu erfüllen, welche auf der Schattenseite des Lebens wohnen.

Es giebt vor allen Dingen immer wieder *Specialitäten des Jammers*, neu auftauchende und neu entdeckte Gruppen von Elend, auf welche der Finger der christlichen Liebe hinzudeuten hat; die beredte Sprache der That, welche einzelne entschlossene Jünger Christi zur Linderung desselben auf sich nehmen, soll weitere Kreise,

je nachdem auch die offiziellen Behörden zum Eingreifen veranlassen. Wie viel Elend verblutete in der Stille, bis man daran gegangen ist, eine Hauskrankenpflege durch unsere Gemeindeschwestern einzurichten, bis man erkannte, daß für die armen Epileptischen etwas Besonderes geschehen müsse, bis man sich der großen Zahl junger und alter Krüppel angenommen hat! Hier war jedesmal die freie christliche Liebe berufen, Bahn zu brechen, und diese köstliche Pionierarbeit wird sie auch fernerhin zu thun haben.

Es giebt soziale Mißstände, die man lange ertragen hat, ohne zu denken, daß da einmal eine gründliche Aenderung möglich sei. Denken wir an das große Gebiet der Wohnungsfrage. Unsere Großväter haben im allgemeinen schlechter gewohnt als wir; die Gassen der „Altstadt", des alten Teils unserer Großstädte, mögen für Maler, Geschichts- und Altertumsfreunde viel Anziehendes haben, aber wir können es heute schwer begreifen, wie Dutzende von Geschlechtern nacheinander hier ohne Licht und Sonnenwärme leben konnten, ohne darüber zu murren, und für uns bilden jene winkeligen malerischen Häuser eine immerwährende Sorge. Man hat in unserer Zeit, welche namentlich auch in allen Fragen der Gesundheitspflege empfindlicher, feinfühlender geworden ist, die ungeheure Bedeutung, freilich auch die gewaltige Schwierigkeit der Wohnungsfrage erkannt, hat begriffen, wie viel nicht bloß für die Gesundheit, sondern auch für den sozialen Frieden und die Sittlichkeit in einem Volke von der zweckmäßigen Gestaltung der Wohnungsverhältnisse abhängt. Die Lösung der ganzen Frage ist aber so schwer, daß man keine einfache, überall anwendbare Formel dafür geben kann. Hier, wenn irgendwo, ist der Wettbewerb aller Kräfte, aller Kreise, die es mit dem Volke wahrhaft gut meinen, am Platz. Es geht nicht vorwärts ohne gesetzliche Maßnahmen, ohne ein gewisses Maß von Bodenreform, aber auch nicht ohne die freiwillige Mitarbeit christlich denkender Privatpersonen und Genossenschaften.

Ein anderer sozialer Mißstand liegt in der Gefährdung hauswirtschaftlicher Kenntnisse und Tugenden in gewissen Kreisen des Volkes. Die beste Wohnung und der schönste Verdienst hilft nicht viel, hilft jedenfalls nicht zu dem befriedigten Dasein, wie man es dem Arbeiter bieten möchte, wenn die Frau

nicht genügend für die Führung der Wirtschaft vorgebildet ist, wenn kein Sinn für Sparsamkeit, keine Gewöhnung an zweckmäßige Einteilung der Mittel, vielleicht auch keine passende Gelegenheit zu Spareinlagen vorhanden ist. Der Abmangel in den genannten Fähigkeiten und Tugenden ist zum Teil aus den Arbeitsverhältnissen zu erklären: vielleicht ist die Frau von der Schule weg in die Fabrik gegangen und hat weder daheim noch in fremden Häusern etwas Ordentliches für die Haushaltung gelernt. Aber es kommen natürlich hinzu die bekannten moralischen Schäden unseres Geschlechts: Sucht nach Genuß, Oberflächlichkeit, Drang nach ungebundenem Leben, Gewöhnung an den Trunk. Gesellschaftliche Uebelstände liegen entweder in der Sitte der Zeit oder der Volksschicht, der man angehört, oder in der sozialen Lage, den Arbeitsbedingungen, Berufsverhältnissen, in der Mangelhaftigkeit oder Unsicherheit des Einkommens, in der Unzulänglichkeit der politischen und kommunalen Einrichtungen. Sache der freien christlichen Liebe ist es, in der Heranbildung des weiblichen Geschlechts neue Wege zu beschreiten, mitzuhelfen an der besseren Vorbildung für den Dienstboten- und Hausfrauenberuf, zur Sparsamkeit zu erziehen, für Spargelegenheit zu sorgen und dergl., soziale Kleinarbeit zu treiben, wie man es manchmal nennen mag; aber neben den großen Reformen, von welchen der Politiker von Fach das Heil erwartet, kann sich die unscheinbare, stille Erziehungsarbeit, welche in guter und schlimmer Zeit ihren Fortgang nimmt, allezeit wohl sehen lassen.

Die Gesetzgebung wird von der Inneren Mission auch aufgerufen, da, wo es ihr notwendig erscheint, zur Abwehr der gröbsten Ausschreitungen einen Zaum des Gesetzes zu errichten. Das Gift der Trunksucht und der Unzucht, welches, oft in raffinierter Mischung, unser Volk leiblich und seelisch zu verseuchen droht, ist so gefährlich, daß gegen das Eindringen desselben mit mindestens demselben Recht gesetzliche Schranken aufgerichtet werden müssen, wie gegen das Pockengift und die Beulenpest. Wir werden uns freilich am wenigsten in dem Traume wiegen, daß mit einer guten Gesetzgebung das Wichtigste gethan sei. Volksunsitten können wirksam nur durch Schaffung neuer, besserer Sitten bekämpft werden, und Sitte bildet sich noch nicht durch Belehrung, sondern durch Beispiel,

insbesondere durch das Beispiel ganzer Kreise, die das sind, was Christus von seinen Jüngern verlangt hat, wenn er sie ein Salz der Erde und Licht der Welt nannte. Neben der ungemein schwierigen, wahrhafte Heldenkräfte erfordernden Arbeit der Rettung solcher, welche Opfer des Trunks und der Unzucht geworden sind, will die Innere Mission vorbeugend wirken, indem sie sich bemüht, auf allerlei Weise gesündere Grundsätze in die bürgerliche Gesellschaft hineinzubringen, Grundsätze der Mäßigkeit und Keuschheit.

Zusammenschluß der Guten, Organisation der Starken, an der die Halbstarken und die Schwachen dann einen Halt finden, so lautet die Losung der Inneren Mission in diesem Fall. Der gleiche Weg wird von ihr auch in anderen Fällen beschritten, wenn freilich zugestanden werden muß, daß gerade hier, auf dem Boden der sozialen Frage im engeren Sinn in den großen, zum größten Teil von der Leidenschaft und Einseitigkeit der Parteien verwirrten Kämpfen unserer Zeit hineintritt, die Kreise der Inneren Mission noch zu zaghaft sind und vielfach immer noch nicht recht über die Grundfrage hinauskommen können, ob sie sich eigentlich überhaupt auf dieses gefährliche Gebiet wagen sollen. Um was es sich dabei handelt, werde durch zwei Beispiele verdeutlicht.

Ein Schlagwort unserer Zeit heißt Genossenschaft. Man nennt damit ein Mittel, welches unzweifelhaft berufen ist, zur Reform unserer gesellschaftlichen Verhältnisse mitzuwirken. Genossenschaft bedeutet Selbsthilfe und ist jedenfalls ein gesundes Gegengewicht gegen die lähmende Neigung, der Staatshilfe, der Weisheit und dem Zwang von oben her alles zu überlassen. Je größer freilich die Genossenschaft wird, um so mehr greift ihre Arbeit in alle möglichen Zweige des Wirtschaftslebens ein, um so größer wird das Risiko. Ländliche Darlehenskassen nach dem System Raiffeisen sind verhältnismäßig einfache, leicht übersehbare Gebilde. Wohnungsgenossenschaften stehen schon auf einer höheren Stufe des geschäftlichen Risikos; industrielle Produktionsgenossenschaften, welche eine neue, gerechtere Verteilung zwischen Unternehmergewinn und Arbeitslohn bezwecken, ebenso Konsumvereine, in welchen der Gewinn des Zwischen- und Kleinhändlers zum größeren Teil den Konsumenten zukommen soll, erfordern noch größeren Wagemut. Aber

gehen derartige, scheinbar rein geschäftliche Organisationen die Innere Mission überhaupt etwas an? Deswegen immerhin — und deswegen tauchen diese Dinge immer wieder im Kreis unserer Aufgaben auf —, weil das Gedeihen einer Genossenschaft nicht bloß abhängig ist von der Güte der Statuten oder von den Geldmitteln, welche zur Verfügung stehen, auch nicht bloß von der Intelligenz und geschäftlichen Tüchtigkeit der Leiter, sondern wesentlich auch von dem genossenschaftlichen Geist, d. h. von der ehrlichen, nicht eigennützigen, sondern opferbereiten Gesinnung derer, auf die es ankommt. Und ob nicht, wenn die Not ruft, die Innere Mission berufen ist, selber genossenschaftlich vorzugehen, weil sie sich zutrauen kann, den richtigen Geist dafür zu erzeugen, das ist eben die Frage.

Ein anderes Bild. Die alten Berufsorganisationen sind mit der neuen Zeit, ihrer Gewerbefreiheit, ihrer Großindustrie, ihrer Freizügigkeit zerschlagen worden. Das Bedürfnis, seine Berufsinteressen in Verbindung mit den Berufsgenossen zu vertreten und zu fördern, ist geblieben. Es ist nicht bloß natürlich und darum nie ganz zu unterdrücken, sondern wenn es auf die richtige Art befriedigt wird, kann auf diesem Weg eine bewahrende und erziehliche Wirkung, zumal auf die jüngeren Standesgenossen, ausgeübt werden, und ist hier eine Schule für die Erwerbung von allerlei sozialen und persönlichen Tugenden, denken wir nur an Standes- und Berufsehre, Solidaritätsgefühl, Hilfebereitschaft für Berufsangehörige. Ist aber der Geist von gewissen Organisationen dieser Art ein bedenklicher, so, wie er in der großen Masse der Arbeitervereinigungen heute noch ist, wo der christliche Glaube als etwas Rückständiges und als Hindernis für den sozialen Fortschritt gilt, wo materialistische Gesinnung und Mißtrauen gegen alle berufenen Autoritäten der vorhandenen Gesellschaft gepflegt wird, dann entsteht die schwierige Aufgabe: schaffet ihr selbst Vereinigungen, deren Seele der evangelisch-christliche Geist, und deren sozialreformerischer Geist ebenso groß ist wie bei den andern! Ist bei den Genossenschaftsbildungen das geschäftliche Risiko die Klippe, so hier, also z. B. bei den evangelischen Arbeitervereinen die Parteipolitik; denn die radikalen Vereine haben ihre sozialdemokratische Partei, für welche sie arbeiten, zu der sie gehören, die katholischen ihr Cen-

trum, während auf evangelischer Seite die Zersplitterung der parteipolitischen Neigungen und Anschlüsse groß ist. Aber niemals darf die Schwierigkeit der Aufgabe abschrecken, wo die besonderen Notstände der Zeit außerordentliche seelsorgerliche Hilfsarbeit erfordern.

II. Wer soll Innere Mission treiben?

Wir haben Stadtmissionare, Diakonen und Diakonissen, alle möglichen Anstalten mit ihren Hausvätern und Hausmüttern, Vereinsgeistliche, Agenten, Sekretäre, Berufsarbeiter der Inneren Mission in großer Zahl. Wir freuen uns dessen, würden es aber als einen großen Schaden ansehen, wenn in den Gemeinden die Meinung aufkommen würde: nun haben wir ja die Leute, welche die Arbeit der Liebe für uns leisten! Es wäre nichts verderblicher als z. B. die Meinung, die Diakonissen seien dazu da, den Familiengliedern ihre Pflicht gegen ihre erkrankten Angehörigen abzunehmen. Wenn die Tochter des Hauses auf den Ball geht und dafür die Diakonisse bei der kranken Mutter wachen läßt, so ist das einfach eine Schande, und es brauchen uns keinerlei Rücksichten davon abzuhalten, dies den Beteiligten selbst zu verstehen zu geben. *Niemand, auch unsere Berufsarbeiter der Inneren Mission nicht, soll den Dienst der Liebe als sein Monopol betrachten.* Die Berufsarbeiter sind dazu da, nicht den Nächstverpflichteten die Arbeit aus der Hand zu nehmen, sondern sie dazu anzuleiten und zu unterstützen. Ein Jünglingsvereinssekretär soll nicht den Wahlspruch haben: ich arbeite für euch Mitglieder des Vereins, damit keiner von euch mehr etwas zu thun braucht, sondern er soll möglichst viele Mitglieder in die Arbeit stellen und seine Aufgabe darin sehen, sie darin zu dirigieren und zu kontrollieren. Das ist gerade auch eine der köstlichen Früchte der Inneren Mission, daß ihr Dienst in vielen erst recht die Erkenntnis weckt, zu was sie eigentlich selber verpflichtet wären, und daß ihr sprechendes Vorbild vielen Lust macht, in den edlen Wetteifer mit einzutreten.

Dabei ist nun freilich immer zu beachten, daß, wie die Schrift sagt, der Glaube nicht jedermanns Ding ist. Auch die barmherzige Liebe, könnte man beifügen, wenn es nicht mißverstanden wird, ist nicht jedermanns Ding. *Bloße gemeinnützige Gesinnung*

genügt noch nicht, um Innere Mission in vollem Sinn des Wortes zu treiben. Ein Beispiel: Eine Menge ernste medizinische Schriften predigen jedem, der Ohren hat, die heillosen Folgen des Trunkes; der Nationalökonom schließt sich an und zeigt die volkswirtschaftlichen Schäden der Trinksitten. Die Wucht ihrer Ausführungen wird ein menschenfreundliches Gemüt gewiß leicht dazu bringen, in die Reihen derer zu gehen, welche den Kampf gegen Unmäßigkeit von allgemein humanen Voraussetzungen aus sich zur Aufgabe gemacht haben. Wird ihre gemeinnützige Gesinnung auch schon genügen, um wirkliche Trinker retten zu helfen, zu einer Arbeit, welche unendlich viel Barmherzigkeit, Geduld und eine tiefe Liebe zu der Seele des Sünders erfordert? Und wenn er auch dazu aus reiner Menschenfreundlichkeit ohne specifisch-religiöse Triebfedern, nicht um Christi willen, sondern um des Menschen Wohlfahrt willen, sich bereit finden läßt, wird er nicht in die Gefahr kommen, zur Hebung des gesunkenen Trinkers Mittel zu brauchen, welche sind wie manche stark wirkenden Arzneien, die der Arzt verschreibt und die wohl für den einen Schaden helfen, dafür aber einen andern hervorrufen? Man wird vielleicht dem Trinker seinen materiellen Vorteil einseitig vor Augen stellen, ihn einseitig an seinem Familien- oder Standesbewußtsein fassen, auf eine bedenkliche Art von Tugendstolz hinarbeiten und dergleichen. Es sei ferne von uns, zu behaupten, daß diese Fehler gemacht werden müssen, aber sie liegen sehr nahe; die Gefahr liegt hier in dem System.

Ferner wird da, wo es an tieferem religiösen Leben fehlt, denen, welche man zum Dienst der Barmherzigkeit aufmuntern will, gerne die Schönheit dieser Arbeit gerühmt; so hat die Aufklärungszeit des achtzehnten Jahrhunderts gerne das Wort im Munde geführt, daß der Dienst der Barmherzigkeit dem Ausübenden „das größte Vergnügen bereitet, dessen wir fähig sind." Thatsächlich hat aber der Mensch keine sehr große Sucht nach „Vergnügen" in diesem Sinn, und wenn nichts anderes da ist, als die phantasiemäßige Freude an der Schönheit, z. B. des Diakonissenberufs, oder eine gewisse Begeisterung für die Romantik und den Heroismus, der in dem oder jenem Lebensbild einer Diakonisse zu Tage tritt, so wiederholt sich wahrscheinlich die Geschichte von dem Samenkorn

im Gleichnis Christi, das auf einen Boden gefallen ist, wo es nicht tiefe Erde hatte: es geht rasch auf und wächst eine Weile fröhlich, aber dann verdorrt es schnell in der Hitze des Tages.

Das Herz muß mit stärkeren Fäden an die Arbeit der Liebe gebunden sein, wenn Ausdauer und willige Uebernahme des Schwersten, wenn namentlich Hoffnung auf wahrhaft geistige, ja ewige Frucht vorhanden sein soll. Da genügen die leicht gesponnenen Fäden des Mitleids und der Empfindsamkeit nicht, auch nicht der nüchterne Zwirn der gemeinnützigen Gesinnung und Wohlfahrtsrechnung, ebensowenig die vielleicht glänzende Seide hochgemuter, menschlich edler Humanität; sondern es muß ein Band sein, das geknüpft ist von Gottes Hand, gewoben aus den unzerreißbaren Fäden der Liebe dessen, der sein Leben für Sünder gegeben hat, und der dankbaren Hingebung einer Seele, die hinfort nicht sich selbst leben will, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist. Da wird es heißen im tiefsten Sinn:

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn,
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herz hat ganz dahin;
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Das Wurzeln in der Erfahrung göttlicher Sünderliebe und der daraus erwachsende Drang, der Seele dessen, dem man Liebesdienste erweist, das Beste zu bieten, was man kennt, sie reich zu machen in Gott, dieses Doppelte ist das unterscheidende Merkzeichen der wirklichen Arbeit Innerer Mission. Da gilt der Wahlspruch: Gerettetsein giebt Rettersinn, und das schöne Wort von Elisabeth Frey, des „Engels der Gefangenen": Barmherzigkeit für die Seele ist die Seele der Barmherzigkeit.

Wie kann man denn aber das wissen, ob jemand, der in der Inneren Mission mitarbeiten möchte, diese religiöse Grundstellung hat? Wir können es vorher niemals ganz gewiß wissen, aber die Arbeit der Inneren Mission ist selber der beste Prüfstein und bringt die nötige Auslese zu stande. Wer sich in die seelsorgerlichen Absichten dieser Arbeit nicht finden kann, wer nicht tief genug gegründet ist, wird nicht in den Reihen der Mitarbeiter bleiben, oder

wenigstens in das breite Glied derer, die nur ihre Beiträge bezahlen, zurücktreten. Ein anderer kann auch in der Arbeit selber wachsen, ein besseres Verständnis für die wirklichen geistigen Tiefen der Not und für die zuvor verkannten wahrhaft wirksamen Kräfte des Heils bekommen.

Im übrigen giebt es ja wie überall, wo Leben ist, Grenzgebiete, bei denen die Scheidung zwischen dem, was noch Innere Mission heißen kann, und einer auf breiteren Boden gegründeten rein humanitären Wohlfahrtspflege nicht leicht, vielleicht längere Zeit gar nicht möglich ist. Manchmal wird etwas begonnen, bei dem die Konfessionen einträchtig beisammen wohnen sollen, wo der evangelische Pfarrer und der katholische Kaplan miteinander im Vorstand sitzen. Zu häufig ereignen sich diese Fälle freilich heutzutage nicht; der Wink eines Bischofs oder eine vielleicht geringfügige Kollision kann genügen, um die Sache in zwei konfessionell getrennte Gebiete auseinander zu treiben. So ist es z. B. mit den Arbeiterkolonien gegangen. Ein andermal hat man angefangen auf breitester Grundlage, hoffte Strenggläubige und Freidenker vereinigen zu können in gemeinsamer Liebe zur Sache; ein Teil des Ganzen, vielleicht gerade der „strengere“, der Innere Missionsflügel, überzeugt sich bald, daß es besser ist, getrennt zu marschieren.

Es kann aber auch so gehen, daß die Innere Mission im Glauben etwas angefangen hat, was nachher von dem paritätischen Staat, von der bürgerlichen Gemeindeverwaltung oder von einer humanitären Gesellschaft übernommen wird. Manchmal ist dieser Gang der Dinge ein wirklicher Fortschritt. Es handelt sich vielleicht um ein Gebiet, das vorwiegend dem äußeren Leben angehört, um körperliche Gebrechen und Krankheiten, um ökonomische Notstände, in welchen nur durch umfassende Mittel und durch staatliche Autorität Abhilfe geschaffen werden kann. Hier hat die Innere Mission wenigstens Bahn gebrochen, den Weg gezeigt und Herzen willig gemacht; wird ihr die Arbeit von stärkeren Händen abgenommen, dann wird ihre Kraft frei für Dinge, welche näher am Herzpunkt ihrer Arbeit liegen. So war z. B. der Gang der Entwicklung bei der Blinden- und Taubstummenfürsorge. Diese ganze Erörterung führt nun aber noch zu einer dritten und letzten Frage.

III. Wann hört die Arbeit der Inneren Mission auf?

Sonderbare Frage! Soll man denn darauf antworten: wenn die Notstände aufhören werden? Aber das wird wohl am St. Nimmerleinstag geschehen. Oder wenn die Liebe aufhören wird? Sie wird nicht aufhören. Dafür bekennen wir im Glaubensbekenntnis: wir glauben an den heiligen Geist; er verbürgt uns das Weiterquellen der Kräfte herzlicher Barmherzigkeit. „Dieser Jünger stirbt nicht!" Das glauben wir von dem Apostel der Liebe.

Aber die Liebesarbeit in der Gestalt der Inneren Mission könnte immerhin aufhören. Es könnte ja geschehen, daß ihre Arbeit von andern, berufeneren Händen übernommen würde. Gegenwärtig sieht es noch nicht so aus. Wir leben in einer Zeit des Uebergangs. Die Jahrhunderte alte enge Verbindung zwischen Kirche und Staat lockert sich und wird sich immer mehr lösen; die Kirche selbst sucht sich neu zu organisieren und den Bedürfnissen der veränderten Zeit besser anzupassen; die Wohlfahrtspflege des Staats, der längst aufgehört hat, sich bloß als Militär- und Polizeimacht zu fühlen, ebenso seitens der bürgerlichen Gemeinde, erweitert ihre Aufgaben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt; neue Berufsorganisationen bilden sich, welche mit der Zeit immer mehr die Verpflichtung erkennen werden, für ihre Berufsgenossen zu sorgen. Da wird im Lauf der Zeit vieles, was heute Innere Mission heißt, in andere Hände übergehen.

Immerhin wird die Organisation, welche die Innere Mission sich geschaffen hat, auf lange hinaus notwendig bleiben. Sie haben sich noch lange nicht überlebt. Wichern hat einmal das freimütige Wort gesprochen, die Innere Mission habe an ihrer Selbstauflösung zu arbeiten, und von dem Baron Seld, dem Vorkämpfer für die Mäßigkeitssache in den dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, stammt das geflügelte Wort: Vereine sind dazu da, sich überflüssig zu machen. Gewiß, beides ist wahr: wo die Erstberufenen, denen von Gottes und Rechts wegen eine Aufgabe zukommt, ihre Pflicht erkannt haben, sich die Kraft zu ihrer Erfüllung zutrauen und ernstlich sie in Angriff

nehmen, da kann das freiwillige Hilfskorps beginnen, sich aufzulösen.

Am spätesten wird der Zeitpunkt hiefür eintreten bei denjenigen Werken der Inneren Mission, welche zu ihrem inneren Kreis gehören, wo es sich also um Bekämpfung religiöser und sittlicher Notstände handelt. Hier ist die Arbeit natürlich am schwersten, die Sammlung und Vorbildung der geeigneten Kräfte am mühsamsten. Wird die Kirche, nämlich die offizielle Amtskirche, in absehbarer Zeit diese Arbeit selbst übernehmen können? Die Kirche soll doch eine wirkliche Volkskirche sein; in dem Sinn, wie wir's als Ideal verstehen müssen, daß (nach Wicherns treffendem Wort) „niemand im christlichen Volk bleibe, dem nicht, und zwar so, wie er es zu fassen vermag, gepredigt oder der nicht in den Stand gesetzt worden sei, das Wort zu hören, so daß, wenn er nicht zur Kirche kommt, die Kirche zu ihm kommt," in diesem Sinn ist sie es noch lange nicht. Sie hat alle Kräfte zusammen zu nehmen, um in unserer Zeit der wachsenden Großstadtgemeinden, des Eindringens der Sekten, der Gleichgiltigkeit der vielen, den regulären, laufenden Aufgaben nachzukommen; wie schwer wird es ihr werden, Neues in Gang zu bringen! Man spricht jetzt viel von Gemeindeorganisation. Die kirchliche Einzelgemeinde soll sich zu einem volkstümlichen Organismus ausgestalten, in welchem die lebendigen Kräfte der Kirchengemeinde von Gemeinde wegen in die vielgestaltete Arbeit gestellt werden sollen, welche jetzt die Innere Mission als freies Hilfswerk treibt. Aus dem Vereinshaus, das nur einen Teil der Gemeinde, vielleicht nur einer Partei innerhalb derselben dient, soll das Gemeindehaus werden. Die Jünglingsvereine sollen auch in der Großstadt nach Kirchspielen abgeteilt und ihre Leitung einem der Geistlichen dieses Kirchspiels übertragen werden. So lange noch etwas wie eine Stadtmission nötig sei, solle man sie verwandeln in den Dienst einer Reihe von freiwilligen Helfern, von Hausvätern, welche in ihrer freien Zeit der Gemeinde dienen, oder von angestellten Diakonen der Kirchengemeinde. Aus der Sonntagsschule der Kinder soll ein offizieller kirchlicher Kindergottesdienst gemacht werden. Wer wollte bestreiten, daß in diesen und ähnlichen Aenderungen, die ja zum Teil schon ins Leben getreten sind — zumal was die Kinder-

gottesdienste betrifft —, ein ganz gesunder Gedanke sich ausspricht? In der That, was die offizielle Kirche eben so gut oder besser selbst leisten kann, braucht sie nicht der Inneren Mission aufzubürden.

Allein, unsere Kirchengemeinden werden eben nicht alles, auf was es hier ankommt, ebenso gut oder besser machen können! Das ist bei der gegenwärtigen Lage der Dinge der einfache Sachverhalt. Man beruft sich auf das Wort des früheren hannoverschen Ministers Stüve: „Was nicht offiziell ist, hat keine Kraft." Das trifft gerade auf dem geistigen, vollends auf dem religiösen Gebiet, wenigstens evangelischerseits, durchaus nicht zu. Eine amtlich angeordnete Kirchenkollekte brächte nicht in allen Fällen so viel als eine freie Sammlung. Durch gewählte Kollegien würde ein so diffiziles Werk, wie es Stadtmission oder Jünglingsvereine sind, nicht besser geleitet, als so, wie es heute geschieht. Dem durchschnittlichen volkskirchlichen Typus der Geistlichkeit ist es endlich nicht zuzumuten, daß sie die lebendigen Kräfte der Gemeinde ebenso sammle, zusammenhalte, leite, ansporne, lebendig erhalte, als es jetzt die Freiwilligkeit thut. Es kann sich also nicht um ein allgemeines, grundsätzliches Entweder-Oder handeln; noch weniger um die Aufgabe, daß die offizielle Kirche möglichst bald die Innere Mission auf ihrem Gebiet ablöse, weil das Ehrensache für sie sei; vielmehr ist es eine einfache, vorsichtig und besonnen zu erwägende Frage der Zweckmäßigkeit, wie die Arbeitsteilung zwischen Mutter und Tochter — denn in diesem Verhältnis stehen doch thatsächlich die beiden — vorzunehmen ist.

Auf jeden Fall soll natürlich die Tochter der Mutter in die Hände arbeiten. Sie soll den kirchlichen Geist des Hauses, in dem sie geboren ist, nicht verleugnen, soll nicht ihre Ehre dreinsetzen, eine Sonderorganisation neben die Kirche zu setzen oder ein eigentliches Kirchlein in der Kirche zu bauen, soll den Wahn stets bekämpfen, als sei das Außerordentliche besser bloß deswegen, weil es das Außerordentliche ist, soll soviel als möglich mit dem kirchlichen Amt sich verständigen und die kirchliche Ordnung unter allen Umständen respektieren. Wo das kirchliche Amt für ihre Arbeit kein Verständnis haben sollte, da müßte sie ihm, wie Wichern einmal treffend sagte, den Platz offen lassen, d. h. allezeit bereit stehen,

dann, wenn das Verhältnis ein besseres geworden ist, den Vertreter des Amts an der gebührenden Stelle in ihre Organisation aufzunehmen.

Etwas einfacher liegt die Sache auf dem Feld, wo staatliche und kommunale Behörden mit der Arbeit der Inneren Mission zusammenstoßen. Hier sind solche Außenposten derselben, daß sie sich von dem Staats- und Gemeindebeamten von Herzen gern ablösen läßt. Wozu brauchen wir noch Kochschulen, Haushaltungsschulen, Fortbildungsschulen, Knabenhorte, wenn Staat oder bürgerliche Gemeinde alle diese schönen Dinge selber einrichtet? Auf dem ganzen Gebiet der Schule könnte nur ein Fall eintreten, in dem die Innere Mission eigensinnig ihr Feld behaupten, ja vielleicht noch gewaltig erweitern müßte. Angenommen, es gelänge einer radikalen Richtung in Deutschland, die Volksschule völlig religionslos zu machen und eine derartig radikale Lehrerschaft heranzubilden, daß in dieser Schule ein Geist gepflanzt würde, der dem direkt entgegen wäre, was Familie und Kirche mit aller Mühe zu pflanzen sucht, dann allerdings müßten wir — und kostete es noch so viele Opfer — eine evangelische Sonderschule gründen und führen, so gut es geht. Hoffentlich ist so etwas noch in weitem Feld, noch besser, es kommt überhaupt nicht.

Im übrigen wird auf dem Gebiet der Armen- und Krankenfürsorge Staat und bürgerliche Gemeinde der Inneren Mission manche Sorge abnehmen. Eine verständige Armen-, Trinker-, Wohnungsgesetzgebung, ein weiterer Ausbau des Versicherungswesens wird wohl auch fernerhin manche Quelle der Armut verstopfen, vorbeugend und heilend aufs beste wirken und das Ausgabenbudget der freien christlichen Liebe um manchen Posten erleichtern, der eine andere, ihr näher liegende Verwendung finden wird. Und wenn Staat und Gemeinde so, wie sie für Blinde und Taubstumme gesorgt haben, etwa auch für Krüppel sorgen wollten, wenn sie auf dem mit dem Zwangserziehungsgesetz beschrittenen Wege fortfahren werden, so ist das gewiß ein Fortschritt, den man vom Standpunkt der Inneren Mission aus zunächst nur mit Freude und Dank begrüßen kann. Die Freude wird freilich gedämpft durch die Furcht vor Gewaltthätigkeit und Mißregierung der Bureaukratie. Es kann ja

auch dem Staat einfallen, er müsse alles thun, er müsse nicht bloß das Geld hergeben und die nötigen Anstalten bauen, sondern auch das leitende und pflegende Personal selbst heraussuchen und nach seinem Herzen modeln. Die staatliche und kommunale Bureaukratie kann es mit diesem System so weit bringen, daß die Innere Mission mit ihren Leuten nicht mehr mitarbeiten kann, sondern ihre Sonderanstalten gründen muß. Dann wäre es immer noch zu hoffen, daß die Bureaukratie durch Schaden klug wird und wieder einlenkt. Das Normale ist auch hier das Hand in Hand arbeiten: Der Staat soll seine Rechtsgewalt in den Dienst der Sache stellen, die Geldmittel hergeben, die Kontrolle mit ihren segensreichen Wirkungen namentlich auf die Geldverwaltung ausüben, soll aber dann andererseits die persönlichen Kräfte, welche die Innere Mission ausgebildet hat und zur Verfügung stellt, dankbar annehmen und ihnen für ihre von seelsorgerlicher Absicht geleitete Wirksamkeit Raum gewähren. Das ist die Weisheit des Zusammenarbeitens, welche beiden Teilen Segen bringt.

Soweit übrigens die Besetzung derjenigen Gebiete, welche die Innere Mission heute in Händen hat, durch Staat, Gemeinde, Kirche, Familie fortschreiten mag, eine Aufgabe bleibt der freien christlichen Hilfsarbeit immer noch: Pfadfinder zu sein für Hilfe, welche not thut, wenn neue Notstände herantreten. In solchen Fällen wird der Ruf immer wieder in unsere Christengemeinden hineindringen: Freiwillige vor! und dann werden, das hoffen wir, immer Persönlichkeiten hervortreten, welche der Geist der Liebe treibt, und sie werden es sein, welche die Geschichte der Inneren Mission um ein neues Blatt vermehren.

Wenden wir uns dieser Geschichte zu, indem wir die Frage zunächst so stellen:

Zweiter Abschnitt.

Wie hat man in früheren Zeiten getrieben, was man jetzt Innere Mission nennt?

A. In der Alten Kirche.

Die Zeit Jesu und der Apostel.

Man versteht die Absicht Jesu Christi falsch, wenn man meint, er sei darauf ausgegangen, die Not auf Erden zu beseitigen. Was man vollends von socialdemokratischer Seite über den eigentlichen Sinn der Verkündigung Jesu zu hören pflegt, ist so falsch als nur möglich. Jesus, sagt man hier, sei dafür eingetreten, daß jeder Mensch gleichen Anteil an den Gütern dieser Erde haben solle. Nie hat Jesus so etwas gesagt oder angestrebt. Eine neue Arbeits-, Berufs- und Gesellschaftsordnung zu schaffen war nicht seine Absicht; er wollte kein socialer Reformator sein, sondern mehr. Er wollte der Menschheit den Weg zu Gott weisen. Er wollte das Menschenherz reformieren, nicht die socialen Verhältnisse.

Selbstverständlich trägt nun der gesunde Baum, den er gepflanzt hat, auch gute Früchte für das gesellschaftliche Leben. Die Menschen, die sich so zu Gott stellen, wie er sie anleitet, haben auch ein Herz für den notleidenden und irrenden Bruder. Sie folgen ja darin nur dem wundervollen Vorbild, welches ihnen Christus, der Freund der Armen, der Kranken, der Sünder gegeben hat. Hätte aber Jesus wirklich sich und seinen Anhängern die Beseitigung der Not zur Aufgabe machen wollen, dann hätte er ganz anders zu Werk gehen müssen. Er hätte dürfen nicht Hungernde und Leidtragende selig preisen, mit dem Hinweis auf einen geistigen Reichtum, der im „Himmelreich" ihnen gegeben sei. Er hätte müssen das Problem der Armut prinzipiell anfassen, hätte die Kranken nicht bloß gelegentlich, wie sie gerade zu ihm kamen, heilen dürfen. Was er zur Linderung des Elends unter den Menschen gethan hat, sollte eine doppelte Bedeutung haben: es sollte Zeichen und Zeugnis sein für die außerordentliche Befugnis, welche ihm als

dem Weltheiland von Gott gegeben war, und eben dadurch hinweisen auf das Größere, was er an den Menschenseelen ausrichten wollte; es sollte ferner auffordern zu ähnlichem Thun in seinem Geist. „Gehe hin und thue desgleichen," ist das Schlußwort, welches wir hinter jeder Geschichte einer Liebesthat Christi im stillen beizusetzen haben. Wunder der barmherzigen Liebe kann Christus von seiner Gemeinde, von allen denen, welche ihn verstanden haben, verlangen, wenn sie auch nicht im stande sind, es ihm äußerlich gleich zu thun.

Jesus hat so wenig eine sociale Reform in großem Stil und eine allgemeine Beseitigung menschlicher Not im Sinn gehabt, daß man ja umgekehrt aus manchen seiner Aeußerungen schließen könnte, er habe eine einseitige Vorliebe für die Armut gehabt. Katholischerseits wird er sogar nicht selten als Urbild eines Mönchs dargestellt, sofern er ehelos, arm und gehorsam gewesen sei und mit seinen Jüngern in Gütergemeinschaft gelebt habe. Das heißt nun freilich unsern Herrn Christus mit einem sehr kurzen Maßstab messen. Er ist doch nicht weltscheu gewesen, sondern hat die Welt, in der er sich bewegte wie ein anderer Mensch, innerlich überwunden. Er hat nicht gebettelt, sondern von dem Augenblick an, da sein großer Beruf seine ganze Zeit und Kraft verlangte, von den freiwilligen Beisteuern der Seinigen gelebt. Bedürfnislos, besitzlos, ehelos ist er gewesen, nicht weil er darin das höchste Ideal für den Menschen überhaupt gesehen hätte, sondern weil sein Erlöserberuf es so von ihm verlangte. Gegen den Reichtum andererseits hat er scharfe Worte gebraucht, nicht aus Neid oder aus kommunistischen Gründen, sondern weil er als Seelsorger auf die ungeheuren Gefahren des Reichtums für seinen Besitzer hinweisen mußte. Verkaufe deine Habe und gieb sie den Armen! ist nicht ein Gebot für jeden, der etwas hat — eine schlechtere sociale Maßregel ließe sich kaum denken —, sondern eine für den bestimmten Fall gebotene Zumutung des Seelsorgers.

Immerhin, so seelsorgerlich und ganz und gar auf das Innere gerichtet Jesu Wirken war, es hat doch auch darin seine welterneuernde Kraft bewiesen, daß es einen neuen socialen Geist erzeugt hat, aus dem heraus eine Liebesthätigkeit zur Linderung

von allerlei, auch äußerlicher Not geboren worden ist, wie sie die außerchristliche Welt nie gesehen hat. Das hat Jesus nicht etwa bloß durch die Predigt des Gebots der Nächstenliebe erreicht; an schönen Worten über diese Tugend haben es auch andere, z. B. die griechischen Philosophen der späteren Zeit, nicht fehlen lassen. Jesus hat vielmehr durch sein Wort und Beispiel, durch den Eindruck seiner Persönlichkeit und seines ganzen Wirkens seinen Anhängern die praktischen Grundsätze eingepflanzt, welche in aufrichtigen Seelen notwendig die gesunden Früchte der barmherzigen That tragen mußten. Das war der Grundsatz von dem unendlichen Wert der einzelnen Menschenseele, von der Gleichheit der Menschheit vor Gott, von ihrer gleichmäßigen Bestimmung zu Bürgern des ewigen Gottesreichs, von der Verflechtung des Menschengeschlechts in eine gemeinsame Schuld, von der Erlösungsbedürftigkeit aller, auch der Besten. Und dann hat er durch das Opfer seines Lebens in denen, die es als Erlösungsthat für sich annehmen wollten, die dankbare, freudige Stimmung erweckt, welche den Mutterboden jedes hingebenden, selbstlosen Liebeswirkens bilden muß. Wo darum sein Geist wirksam ist, da werden die Schwachen und Gebrechlichen nicht mehr als lästiger Ballast der menschlichen Gesellschaft angesehen, da gilt der Geringe nicht mehr als bloße Nummer, der Nebenmensch nicht mehr als bloßes Ausbeutungsobjekt, da gilt der Mensch ohne Unterschied der Nation, des Geschlechts, des Standes, der Bildung als der Miterlöste, dem man zu allem Guten verpflichtet ist um Gottes willen.

In einem wunderbar anziehenden Bild tritt uns dieser neue Geist entgegen in der apostolischen Gemeinde. Familienhaft, als Brüder und Schwestern in Christo, fühlten sich die ersten Christen verbunden. Es war ein Zusammenleben, dessen Innigkeit nicht bloß zum Ausdruck kam, wenn man im Gebet sich vereinigte oder die gemeinsame geistliche Speise genoß, sondern auch bei Gemeindemahlzeiten, wo der Sklave neben dem Freien saß, Frauen und Männer, Vermöglichere und Aermere mit einander das Brot brachen. Ein wundersames Bild der Brüderlichkeit, das in der griechischen und jüdischen Welt den größten Eindruck machen mußte und jedenfalls eine stark werbende Kraft besaß!

Man hat von der Gütergemeinschaft der ersten Christen

gesprochen. Der Ausdruck ist falsch, wenn man darunter irgend eine durchgeführte, vollends gar zwangsmäßige Organisation versteht. Keiner war genötigt, sein Hab und Gut auf dem Altar der Gemeinde zu opfern. Aber der brüderliche Sinn war doch so gewaltig, daß nicht wenige freiwillig alles oder jedenfalls ein gut Teil ihres Vermögens hergaben, in der fröhlichen Zuversicht, daß es so am besten angewendet sei. Solches wird uns wenigstens von der Gemeinde in Jerusalem in den ersten Kapiteln der Apostelgeschichte berichtet. Man darf dabei nicht vergessen, daß diese Gemeinde, wie überhaupt die ältesten Gemeinden in der apostolischen Zeit von der Erwartung der nahen Wiederkunft Christi lebhaft durchdrungen waren. Daraus erklärt sich jedenfalls zum Teil mit diese kindliche Sorglosigkeit in der Aufwendung des Eigentums zum gemeinen Besten, auch die Gleichgiltigkeit gegen alle Festsetzung von Statuten. Man hatte einen innigen Freundschaftsbund, dessen Leben durch keine Paragraphen geregelt zu werden brauchte. Lang konnte es so nicht bleiben. Das praktische Bedürfnis nötigte zuerst zur Anstellung von besonderen Gemeindepflegern, welche für eine gerechte Verteilung der Armengaben zu sorgen hatten. Dies waren in Jerusalem die Siebenmänner; sonst hat man wohl die Aeltesten der Gemeinde mit dieser Aufgabe betraut, bis es nötig wurde, ihnen in den Diakonen besondere Hilfspersonen für diese Arbeit zur Seite zu stellen.

Zum erstenmal bildete sich so etwas, was uns modernen Menschen sehr geläufig ist, was aber in der antiken Welt gar nicht vorhanden war, eine geordnete Gemeindearmenpflege. Gesund und klar sind die Grundsätze, welche dabei gleich von Anfang an maßgebend waren. Vor allem wird Ernst gemacht mit der Forderung, welche das Alte Testament schon ausgesprochen hat: es soll kein Bettler unter euch sein! Im alten Rom war der Bettel nie verboten und hat dort immer geblüht. Auf dem Boden der christlichen Gemeinde gilt jetzt: wer wirklich der Hilfe bedarf, soll von Gemeinde wegen versorgt werden. Ebenso entschieden wird aber das andere Wort ausgesprochen, das jetzt zum eisernen Bestand jeder vernünftigen Armenfürsorge gehört: wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen! Also jeder ist zunächst für sein Durchkommen

selber verantwortlich. Ehe aber die Gemeindehilfe angerufen wird, sollen die Angehörigen ihre Schuldigkeit thun; „wer die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Heide“ (1. Tim. 5, 8). Wo dann wirklich eine Not ist, welche brüderliche Hilfe erheischt, da soll man geben, soll ohne Murren den reisenden christlichen Bruder aufnehmen, wie wenn er zur eigenen Familie gehörte, soll auch gar nicht glauben, man thue etwas Sonderliches, wenn man dem Armen hilft, sondern soll es ansehen als das selbstverständliche Dankopfer für das, was Gott überschwänglich Gutes an uns gethan hat. In diesem Sinn wurde auch in der That in den apostolischen Gemeinden gegeben; der Apostel Paulus, der seinen Lesern gegenüber auch mit scharfem Tadel nicht zurückhielt, wo es nötig war, nimmt wiederholt Anlaß, die Gebefreudigkeit in den Gemeinden zu loben. Dies besonders bei Gelegenheit der großen Sammlung, welche er — ein Beweis der innigen Verbundenheit der neu gewonnenen Jünger Christi in der heidnischen und jüdischen Welt — in den griechischen Gemeinden zu Gunsten der Armen in Jerusalem einleitete. Bedenkt man, daß die ersten Gemeinden zum allergrößten Teil aus Armen bestanden, daß solche außerordentliche Liebessteuern zu den regelmäßigen Verpflichtungen für die eigenen Gemeindegenossen hinzukamen, so wird dadurch unsere Bewunderung für diese Zeit der ersten Liebe noch erhöht.

Die nachapostolische Zeit bis Konstantin.

Schon im Neuen Testament freilich findet sich gelegentlich die Klage: Du hast die erste Liebe verlassen (Offb. Joh. 2, 4). Was hier dem Vorsteher der Gemeinde in Ephesus gesagt wurde, weist aber noch nicht auf ein allgemeines Nachlassen des Geistes der Opferwilligkeit und Barmherzigkeit hin. Im Gegenteil, die Zeit der Verfolgung, wie man die Entwicklungszeit der christlichen Kirche von Nero bis Konstantin wohl heißen darf, hat neben der glänzenden Bewährung des Glaubens in Leiden und Märtyrertod auch goldene Früchte der Liebe gezeitigt. „Sehet, wie sie einander lieben,“ konnte ein heidnischer Schriftsteller im Hinblick auf das Leben in den christlichen Gemeinden ausrufen. Selbst da, wo man sich über die Gut-

mütigkeit und Leichtgläubigkeit der Christen lustig macht, die von Schwindlern ausgebeutet werde, schimmert durch den leichten Spott doch die Anerkennung davon durch, daß die Christusgläubigen für ihre Leute sorgen, die um ihres Glaubens willen gefangenen Genossen besuchen und gerne das Wenige für einander opfern, was sie haben. „Die christliche Frau," so rühmt der christliche Redner Tertullian, „geht in die ärmsten Hütten, nimmt den fremden Bruder ins Haus und giebt alles her, um ihn zu verpflegen." Man lebte mit Absicht so einfach als möglich, um für den Bedürftigen etwas übrig zu haben.

Dabei beschränkten sich die Christen mit ihrer Liebesthätigkeit durchaus nicht auf ihre eigenen Leute. In Pestzeiten beschämte, was ihre heldenhafte Aufopferung an heidnischen Kranken that, die Todesangst und egoistische Bequemlichkeit der Nichtchristen, welche die Ihrigen hilflos liegen ließen, die Halbtoten auf die Straße warfen und nicht einmal die Leichen der an der Pest Verstorbenen bestatten mochten. Es war dasselbe Bild glänzender Aufopferung auf dunklem heidnischem Hintergrund, wie es in ähnlichen Fällen heute in Indien oder China zu sehen ist.

Sonderlich viel Organisation war für diese frische, fröhliche Hilfebereitschaft noch nicht nötig. Anstalten hatte und brauchte man noch keine; bei der Unsicherheit der Verhältnisse und der Armut der Christengemeinden wären sie auch kaum zu halten gewesen. Krankenhäuser hatte man nicht; die Kranken wurden in den Häusern besucht. Hiefür, ebenso für die Armenpflege überhaupt, wird nun das Gemeindeamt in immer höherem Maße in Anspruch genommen. Der Gemeindevorsteher bekommt allmählich die Aufgabe, welche heute das Pfarramt hat. Die Freiheit, mit welcher in der ersten Zeit jeder in der Gemeindeversammlung das Wort auslegte, wie der Geist ihn trieb, machte der Ordnung Platz, vermöge welcher der Bischof oder, sofern später dieser Name den Vorstehern der größeren städtischen Gemeinden vorbehalten blieb, der Pfarrer das Wort regelmäßig und als einziger Redner im Gottesdienst zu verkündigen hatte. Daneben freilich hatte ja jedes Gemeindeglied Anlaß genug, außerhalb des Gottesdienstes im Kampf der Geister durch ein freudiges Bekenntnis seines Glaubens seine Jüngerschaft zu be-

währen. Auch die Liebesthätigkeit wird deswegen noch nicht ein Monopol des Bischofs und Pfarramts, weil die Verteilung der Opfergaben diesem übergeben war. Es war nebenher noch Gelegenheit genug, Liebe zu üben, und sie wurde reichlich benützt. Aber die offizielle Fürsorge von Gemeinde wegen nahm zu; die Opfergaben beim Abendmahl, beim Liebesmahl, solange dieses überhaupt noch bestand, die freiwilligen Gaben, welche in die Gemeindekasse gelegt oder dem Bischof direkt übergeben wurden, summierten sich so, daß eine wirkliche Gemeindearmenpflege eintreten konnte. Dem Bischof sind die Diakonen beigegeben, gerade um sie zu besorgen. Dabei darf man sich weder vorstellen, daß der Bischof oder Gemeindepfarrer dem Diakon alle Arbeit überlassen hätte, noch daß die damaligen Diakonen und Diakonissen ähnlich wie die unsrigen heutzutage für die Krankenpflege technisch vorgeschult gewesen wären. Was an Krankenpflege geübt wurde, war überhaupt nur ein Stück Armenfürsorge. Der Diakon hatte als „Auge und Ohr des Bischofs" auf die Bedürfnisse in der Gemeinde zu achten, Würdigkeit und Bedürftigkeit der Einzelnen zu kontrollieren. Dabei müssen die ländlichen Gemeinden weniger gut weggekommen sein als die städtischen. In der Stadt war ja, wenigstens in der späteren Zeit, der Bischof, und in seiner Hand lag das Geld, und wer ihm am nächsten war, wurde naturgemäß am ehesten berücksichtigt. Wie trefflich selbst in einer Stadt wie Rom die christliche Gemeindearmenpflege sich bewährte, beweist der eine Umstand, daß der heidnische Kaiser Julian, welcher einige Jahrzehnte nach Konstantin den Götterkult wieder einführen wollte, anerkennen mußte, unter den Christen gebe es keine Bettler, und dabei war doch um jene Zeit (360—363) die Christengemeinde schon sehr groß geworden. Bekannt ist die Erzählung von dem Archidiakon Laurentius in Rom, von dem während der Christenverfolgung 258 verlangt worden sei, daß er die Schätze der Kirche ausliefere; er habe die Armen gezeigt, welche von der Kirche versorgt werden, und sei dafür bei lebendigem Leibe geröstet worden. Also müssen doch schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts die Aufwendungen der römischen Christengemeinde für Armenzwecke sehr bedeutend gewesen sein.

Je breiter allerdings die Massen wurden, die zu den Pforten

der Kirche trotz aller Verfolgungen hereinfluteten, um so weniger konnte sich die Reinheit und innere Kraft der ursprünglichen Liebe erhalten. Wenn man jetzt schon nach dem Lohn fragt, welchen die Barmherzigkeitsübung vor Gott haben werde, so ist das nicht mehr die Liebe, von der Jesus in dem Gleichnis von den Schafen und Böcken die köstliche Schilderung giebt, wenn er die, so Barmherzigkeit gethan haben, fragen läßt: Herr, wann haben wir das gethan? Sie wissen es nicht, weil es ihnen als selbstverständlich vorkommt. Jetzt sagt ein Kirchenmann wie der Bischof Cyprian (um 250): „wie durch das Bad des heilsamen Wassers das Feuer der Hölle ausgelöscht wird, so wird durch Almosen und gute Werke die Flamme der Sünde gedämpft.“ Die Almosen sind hiernach vom Standpunkt des rechnenden Christen ein gutes Geschäft: was er den Armen giebt, wird ihm von Gott mit höheren Gütern reichlich ersetzt. Fängt einmal dieses Rechnen an, dann geht der eigentliche Duft der Barmherzigkeit, das, was Gott daran gefällt, verloren. Dann kommen natürlich unfehlbar auch alle die Auswüchse geschäftlichen Treibens, die man in den Anzeigen einer großen Zeitung und in der Straße einer modernen Stadt am besten studieren kann: man sucht das Außerordentliche und Auffallende; man fragt nicht mehr nach dem, was gut und schön ist, sondern bloß noch darnach, ob etwas wirkt. Deswegen sucht man auch schon im dritten und vierten Jahrhundert auffallende Werke der Selbstverleugnung; je größer das äußere Opfer ist, je mehr Geldsummen man hergiebt, auf je mehr Lebensgüter man verzichtet, um so größer wird der Lohn sein, den man von Gott erhofft. Ausdrücklich wird die Rechnung aufgestellt: für den Märtyrertod die purpurne Ehrenkrone, für völlige Hingabe des Vermögens die weißglänzende Krone. Mönchische Ideale kommen auf und werfen ihren Schatten auch in die Ausübung christlicher Barmherzigkeit.

Die Zeit von Konstantin bis zum Untergang der alten Welt. (325—800.)

Das entweltlichte Kloster, wenn der Ausdruck gestattet ist, wird denn nun auch, je katholischer die Kirche sich gestaltet, die Heimstätte der Liebesthätigkeit bis zur Reformation.

Die Entweltlichung im Mönchsleben ist freilich nur das Gegen-

stück der Verweltlichung, welche mehr und mehr das Kennzeichen der Kirche jener Zeit wird. Seit das Christentum Staatsreligion geworden ist, seit Konstantin also fluten die Massen zur Kirche herein. Jetzt war nichts mehr zu riskieren, wenn man ein Christ wurde, wohl aber allerlei, auch äußerer Vorteil zu gewinnen. Wie ist die Kirche der Massen, welche ihr damals in ungemein raschem Tempo zuwuchsen, Herr geworden? In recht mangelhafter Weise. Es fehlte schon an einer genügenden Fürsorge für tiefere religiöse Bildung des Volkes, namentlich der Jugend. Es fehlte an durchgreifender, wohl organisierter Gemeindeseelsorge. Dagegen entwickelt sich die Kirche zu einem vorzüglichen Institut geistlicher Polizei. Mit einer wohl abgestuften Zahl von Kirchenstrafen, deren höchste der Bann ist, werden die Gläubigen in Zucht genommen und zur Unterwerfung unter die geistliche Obrigkeit gebracht. Dabei ist das schon in jener Zeit der Ruhm der Kirche gewesen, daß ihre charaktervollen Vertreter mit ihren Zuchtmitteln auch vor den Hohen dieser Erde nicht Halt gemacht haben. Aber mit der Beugung der Massen unter das kirchliche Regiment, mit der Unterwerfung der Geister unter die Dogmen, welche auf großen Kirchenversammlungen, oft mit allerlei kirchenpolitischer Intrigue festgestellt wurden, erreichte man eine Durchdringung des Volks mit wahrhaft christlich frommen Geist nicht, mit der prunkvollen, auf Massenwirkung berechneten Gottesdienstordnung ebensowenig. Damals schon hätte eine Art Innere Mission der offiziellen Kirche zur Seite treten sollen, um das Christentum wirklich ins Volk zu bringen. Die Kräfte, welche dazu gewiß in erster Linie das Zeug gehabt hätten, machten sich aber ein missionsartiges Wirken im Volk dadurch zum größten Teil unmöglich, daß sie sich in die Einsiedelei oder ins Kloster zurückzogen oder, wenn sie im Volke blieben, durch Uebertreibung der christlichen Frömmigkeit im Sinn des Mönchsideals in der breiten Masse des Volks doch wieder nur das Gefühl verstärkten: wirklich fromm sein können nur die, welche als Geistliche und Mönche ganz der Frömmigkeit leben. Um so mehr läßt man sich's gefallen, daß auch die Pflicht der Barmherzigkeitsübung im Großen und Ganzen von der Kirche und von dem Kloster übernommen wird. Die Kirche handelt, das Volk bezahlt.

Was die Kirche in jener Zeit hauptsächlich in der Armenpflege geleistet hat, ist großartig. Der Eintritt der Massen, der Gehorsam der kirchlich wohl disziplinierten Gläubigen brachte ihr gewaltige Einkünfte. Man konnte jetzt nicht bloß Prachtkirchen bauen, wie die berühmte Sophienkirche in Konstantinopel, sondern konnte von diesen Kirchen aus auch große Scharen von Bedürftigen versorgen. Die Armenliste der Kirche von Alexandria enthält um das Jahr 500 nicht weniger als 7500 Namen. An der Sophienkirche in Konstantinopel waren längere Zeit über 100 Diakone und 40 Diakonissen angestellt, deren Aufgabe ja eben, zum Teil wenigstens, auch die kirchliche Armenversorgung war. Freilich mehr und mehr wird diese Versorgung bloß noch Austeilung von Almosen. Die Hausarmenpflege geht etwa von 450 an ganz zu Grund. Der Bischof hat jetzt die Armensachen in der Hand; in seine Hand sind die reichen Mittel gelegt; Sterbende stiften der Kirche zu Armenzwecken. In wahrhaft glänzender Weise haben eine große Zahl von Bischöfen das Vertrauen damals gerechtfertigt, welches man so in sie setzte. Man konnte Bischöfe sehen, die alle Tage Almosen austeilten, die selber mitten im Luxus der Großstadt arm und einfach lebten und dafür den Fremden ein Asyl, den Kranken eine Pflegestätte aufthaten, die „silberne und goldene Abendmahlsgeräte verkauften, um Gefangene loszukaufen“; ein Basilius von Cäsarea hat eigenhändig Kranke, ja Aussätzige gepflegt, ein Chrysostomus, der geistes- und redegewaltige Bischof von Konstantinopel, hat täglich 7000 Arme gespeist, und auch die römische Welt jener Zeit enthält Beispiele von Bischöfen in Rom, in Mailand, in Afrika, welche in glänzender Weise die Kirche als Mutter aller Hilfsbedürftigen repräsentierten.

Freilich konnte ja nun bei so massenhaftem Ausgeben der Almosen von einer Stelle aus von einer ordentlichen Kontrolle über die Würdigkeit der Empfänger keine Rede mehr sein. Wo so viel und so leicht zu haben war, wurde natürlich der Bettel großgezogen, und so hören wir denn schon aus jener Zeit, daß sich Scharen von Bettlern an den Kirchthüren gedrängt haben. Dem Bettler etwas schenken, galt als besonders gutes Werk. Von einem Ambrosius (Bischof in Mailand) hören wir den für unsere Ohren

unerträglich gewordenen Rat: „Du hast Geld, kaufe deine Sünden ab!“ Auch ein Augustin erklärt: „Durch Almosen wird Gott gegen den Sünder mild,“ und in seiner rhetorisch gehobenen Sprache ein Chrysostomus: „Die Buße ohne Almosen ist tot und hat keine Flügel.“ Dazu kommt nun, was Gregor I., der Bischof von Rom (um 600), über das Fegfeuer gesagt hat: man kann mit seinen Almosen sogar auf das Los der armen Seelen im Fegfeuer einwirken! Das Almosen wird eine Art Versicherungsprämie gegen die allzulange Dauer der Sündenstrafen in der anderen Welt. Gerade solche drastischen Aussichten verstärkten den Trieb zum Geben ungemein. Muß man nun auch, um gerecht zu sein, hinzufügen, daß die Lehrer der Kirche dem Almosen eine sündentilgende Kraft immer nur zusammen mit einer wirklichen Besserung des Lebens zugeschrieben haben, so läßt sich ja leicht denken, daß die Praxis des Volks sich eben an das Leichtere, Bequemere hielt und Almosen gab, um von Sündenstrafen in dieser und in der andern Welt befreit zu werden.

Das Bild der gewaltigen socialen Thätigkeit der Kirche jener Zeit wird aber erst vollständig, wenn man hinzunimmt, was damals kirchlicherseits an besonderen Anstalten zur Linderung des Elends geschaffen wurde. Für Kranke, Arme und Fremde wurden Häuser in großer Anzahl errichtet. Um das Jahr 370 finden wir schon einen ganzen Anstaltskomplex und zwar in Cäsarea in Kappadozien, wo der Bischof Basilius etwas geradezu Musterhaftes geschaffen hatte. Vor den Thoren der Stadt war eine Stadt im kleinen, eine großartige Anlage der Barmherzigkeit entstanden, welche unter dem Namen Basilias den Ruhm ihres Gründers verkündigte. Hier waren besondere Abteilungen für Fremde, für Arme, für Kranke; unter diesen hatten wieder die Aermsten, die Aussätzigen, ihre besondere Pflegestätte. Wie sehr der Bischof den Aussätzigen sein Herz zugewandt hatte, sieht man daraus, daß er den Pfarrern überall die Gründung von Aussätzigenhäusern empfahl, besonders aber daran, daß er in seinem Hause die Aussätzigen küßte, umarmte und pflegte. Mitten im Umkreis der Gebäude der Basilias stand eine Kirche; für die Aerzte und Krankenwärter waren besondere Wohnungen gebaut; in eigenen Werkstätten

wurde für die Anstalten gearbeitet. In ganz Kappadozien fand dieses merkwürdige Musterbild eines Anstaltsbetriebs im Großen, bei dem man unwillkürlich an das Rauhe Haus oder die Bodelschwinghschen Anstalten von heute erinnert wird, Nachfolge.

Im sechsten Jahrhundert finden wir schon eine größere Spezialisierung von Anstalten. Es giebt besondere kirchliche Hospize für Fremde, Hospize für Kranke, für Witwen, für Waisen, Häuser für Verlassene, für Findlinge, für alte Männer. Alle derartigen Anstalten standen unter der Verwaltung des Bischofs. Er hatte die Rechnungen zu prüfen und die Aufsicht über Pfleger wie Pflegebefohlene zu führen. Dabei tritt ein auffallender Mangel besonders hervor, wenn wir z. B. hören, daß ein Kaiser Justinian in Konstantinopel zwar ein „Haus der Buße" für gefallene Mädchen errichtete, daß es aber in demselben durchaus nicht darauf abgesehen war, die Insassen so zu bessern, daß sie wieder als ehrbare Personen in das bürgerliche Leben eintreten konnten; das Haus war ein klösterliches Zuchthaus, keine eigentliche Besserungs- und Erziehungsanstalt. Aehnlich ist es gewesen, wenn mehrere Klöster Blinde aufgenommen haben; man hat nicht daran gedacht, diese Unglücklichen zu lehren und für das Leben brauchbar zu machen.

Ungenügend ist auch das Personal, welches in den kirchlichen Anstalten jener Zeit arbeitet. Man hatte dazu Kirchendiener niedersten Grads, von denen manche deswegen sich zu diesem Dienst gemeldet hatten, weil sie dabei ihr Sündenleben abzubüßen gedachten, ein Grund, welcher ja viele auch ins Kloster getrieben hat.

Im Kloster konnten Fremde und Arme das ebenfalls finden, was vor der Gründung des ersten Mönchsordens (Benediktiner 529) im wesentlichen von den besonderen kirchlichen Anstalten geboten wurde. Das Kloster war die Stätte, wo der Arme sicher war, Speise zu bekommen und der Fremdling nicht vergebens um ein Nachtlager anklopfte. Je mehr das Kloster der Platz wurde, den man aufsuchte, um sein Sündenleben zu büßen, um ein heiliges Leben zu führen oder Trost und Stille zu finden in wilder Zeit, um so gewisser fiel ihm die Aufgabe zu, welche es im Mittelalter mit gewaltigen persönlichen und Geldmitteln übernommen hat, die christliche Barmherzigkeitsübung in seinen Mauern zu leisten.

Daß freilich weder die Kirche noch das Kloster in der Zeit der untergehenden alten Welt ein eigentliches Monopol der Liebesthätigkeit hatten, dafür haben wir Beweise genug. Die private Frömmigkeit hat auch damals in tausend Fällen „gethan, was sie konnte“ und wie sie es verstand. Wir kennen aus jener Zeit insbesondere eine Reihe von edlen Frauengestalten, welche sich mit freiwilligen Werken der Barmherzigkeit geschmückt haben. Nonna, die Mutter des Kirchenlehrers Gregor von Nazianz, konnte sich nicht genug thun in der Unterstützung von Waisen und Witwen; sie hätte, so sagte man von ihr, die eigenen Kinder für die Armen verkauft, wenn es möglich gewesen wäre. Von ihrer Tochter Gregoria sagt der Bruder: „Auge war sie den Blinden, Fuß den Lahmen, eine Mutter den Waisen; ihr Haus war eine gemeinsame Herberge für alle Notleidenden.“ Aehnliches hören wir von einer reichen Jungfrau Makrina, der Schwester des Bischofs Basilius, und von der Witwe Olympias, welche sich von ihrem väterlichen Freunde Chrysostomus in der wohlthätigen Verwendung ihres großen Vermögens leiten ließ. Schon mehr von gesucht und übertrieben mönchischer Art der Barmherzigkeit finden wir in dem Kreis vornehmer Männer und insbesondere Frauen in Rom, deren Mittelpunkt Hieronymus war. Es ist doch fast ein Kokettieren mit selbsterwählter Armut, wenn die reiche und vornehme Paula, von der Hieronymus rühmt: „welcher Arme ist nicht in ihren Kleidern bestattet? welcher Kranke nicht von ihr erquickt?“ den Wunsch ausspricht, sie möchte als Bettlerin sterben und, wenn sie sterbe, nur in ein geschenktes Leichentuch eingehüllt werden. Fabiola, welche diesem Kreis angehörte, hat den Ruhm, das erste Krankenhaus in Rom gegründet zu haben (Ende des vierten Jahrhunderts); sie nahm darin Kranke mit den widerlichsten Krankheiten auf und pflegte sie persönlich. So wird auch von Paula ausdrücklich berichtet, daß sie in dem Pilgerhaus und Kloster, das sie in Bethlehem erbaut hatte, und in dem sie mit einer Tochter lebte — freilich mit Zurücklassung ihrer zum Teil noch nicht erwachsenen Kinder in Rom! — die Lampen selber putzte, auskehrte und kochte. Die Lobsprüche freilich, welche ein Hieronymus derartigen Leistungen zu teil werden läßt, zeigen deutlich, wie weit man schon in der ein-

seitigen Bewunderung des Außerordentlichen auf Kosten der Wertschätzung der schlichten Arbeit im Beruf und des stillen Wirkens der Barmherzigkeit in seiner nächsten Umgebung gekommen war.

B. Im Mittelalter.

Die Kirche die reiche Armenmutter.

Die Kirche hat im Mittelalter, fortfahrend auf der Bahn, die bereits in der alten Kirche beschritten war, sehr viel zur Linderung des Elends gethan. Ja man kann sagen, so viel und vielerlei hat nie wieder eine Korporation ausgeteilt wie die Kirche im Mittelalter, in deren Hand damals fast alle Wohlfahrtspflege lag; eine ganze Menge von Aufgaben, welche heute längst in die geordnete pflichtmäßige Arbeit des Staats und der Gemeinden übergegangen sind, hat die mittelalterliche Kirche freiwillig übernommen.

Freiwillig, d. h. allerdings in tausend Fällen auf Wunsch derer, welche das Geld dazu vertrauensvoll ihr in die Hand legten. Die Kirche war damals die Kulturmacht, der man die sachgemäße und stiftungsmäßige Verwendung der gemeinnützigen Spenden zutraute; sie war die Mutter, welcher der Sterbende gern noch einen Teil seiner irdischen Habe zum gemeinen Besten hinterließ. Freilich, die Kirche hat es auch nicht an kräftigem und reichlichem Bitten um Beiträge zu ihren wohlthätigen Zwecken fehlen lassen; sie war die größte Bettlerin des Mittelalters und zugleich die größte Kapitalmacht der Zeit. „Vor der Kirche, vor den Spitälern, neben Kreuzen und Heiligenbildern, an den Landstraßen und Brücken standen Armenstöcke.“ Gegen Ende des Mittelalters, als die Zahl der wohlthätigen Anstalten, nicht aber die Willigkeit zum Geben um Gottes willen gewachsen war, wurde das Betteln der Kirche fast eine Landplage, zumal ganze Scharen von Privatbettlern ohnehin das Land durchzogen. Luther klagt in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation, eine Stadt werde wohl sechzigmal im Jahr von Bettlern überlaufen; zu den gewöhnlichen Bettlern kommen die Einsammler der Bettelorden und der Spitalorden, außerdem die Stationierer (Kollektanten) für Kirchen und Kapellen. Wer ordentliche Summen zusammenbringen wollte, mußte daher

schon ein wenig auffällige Reklame machen. Ein Sammler für das Spital in Troyes (1450) nimmt die hochverehrten Reliquien seines Spitals auf seine Kollektenreise, „nämlich zwei Schreine in Form eines Kopfes, in denen die Reliquien des Apostels Bartholomäus und der heiligen Margareta enthalten sind; diese zeigt er dem Volk und erzählt dabei die Thaten und Wunder der Heiligen; dann rühmt er das Spital und die Werke der Barmherzigkeit, die darin geschehen, und endlich preist er dem Volk die Vorteile an, welche denen zu teil werden, die dazu beisteuern: täglich wird im Spital eine Messe gelesen für die Wohlthäter, jeden Monat ein Anniversar für die Verstorbenen gehalten; dann haben sie teil an allen Gebeten und Gottesdiensten, an allen guten Werken des Spitals, Fasten und Almosen, endlich auch an allem, was in den zahlreichen Kirchen und Klöstern, mit denen das Spital in Bruderschaft steht, Tag und Nacht für die Lebendigen und die Toten geschieht."

Es wurde also, nicht gerade immer in so starken Worten wie hier, aber doch ganz ungescheut den Gebern gesagt, daß sie nichts umsonst zu thun brauchen: die Kirche vergilt jede Gabe damit, daß sie für den Geber betet, auch noch nach seinem Tod. Kein Wunder, daß man auf diese Weise, so lange man es noch mit einem naiv gläubigen Volk zu thun hatte, gewaltige Summen zusammenbrachte. Durch den Zehnten und freiwillige Stiftungen war die Kirche ohnehin reich genug geworden. Erst gegen das Ende des Mittelalters wollen die Quellen nicht mehr so reichlich fließen. Das Volk mußte zu viel für Zahlungen nach Rom in Anspruch genommen werden; die Unkosten, die eine Sammlung für einen kirchlichen, wohlthätigen Zweck erforderten, wuchsen; die Konkurrenz der verschiedenerlei Sammlungen lähmte den Gebeeifer; da und dort war auch das Vertrauen zur Kirche überhaupt schon im Abnehmen begriffen.

Im allgemeinen hat sich die Kirche als g u t e V e r w a l t e r i n der ihr anvertrauten Gelder bewährt. Sie hat den Willen des Stifters gewahrt und hat, wo sie freie Hand hatte, meist reichlich gegeben. Man verteilte die Gaben gewöhnlich öffentlich, in der Kirche, vor der Kirchenthür, auf dem Kirchhof, im Kreuzgang des Klosters.

Etwas von dem noblen Geist, der sich in diesen kirchlichen Armenspenden zeigte, findet man in vielen Stiftungen, die ja doch wahrscheinlich meist unter der Mitwirkung der Kirche zu stande gekommen sind: den Austeilern wird eine besondere „Ergötzlichkeit", also eine Extrabelohnung, bestimmt; die Mönche im Kloster bekommen am Austeilungstag eine besondere Ehrenmahlzeit. Es kam insbesondere zur Zeit des ausgehenden Mittelalters nicht selten vor, daß ein Armenbad gestiftet wurde, „Seelbad" genannt, weil es zugleich dem Seelenheil des Stifters diente; in diesem Bad wurde auch umsonst zur Ader gelassen oder geschröpft, ja der Badgast bekam nach Benützung dieser Gelegenheit noch einen Imbiß.

Es wurde viel gegeben, nur zu viel. Wenn in einem der ältesten Cistercienserklöster, dem Kloster Moribund, täglich 5000 Menschen gespeist worden sein sollen, so mag ja die Zahl ein wenig übertrieben sein, aber für das sorglose und planlose Ausstreuen von Almosen ist diese eine Notiz sehr bezeichnend. So wurde überhaupt ausgeteilt in einer falschen Anwendung des Worts Christi: „Wer dich bittet, dem gieb." Man hat sich nicht ernstlich gefragt, wie man Organisationen schaffen könne, um die Quellen der schlimmsten Armut zu verstopfen. Vielmehr ist durch die Almosenpraxis der Kirche die Armut erst recht großgezogen worden. Man bekam eine Armutpflege statt einer geordneten Armenpflege. Das, was die Kirche damals am leichtesten hätte durchführen können, wäre die Schaffung einer kirchlichen Gemeindebehörde gewesen, welche die Würdigkeit des Empfängers geprüft und verhindert hätte, daß der Freche allzu viel bekommen hätte. Allein dazu kam es schon deswegen nicht, weil man die Armut mit einer gewissen Scheu als etwas Heiliges, Ehrwürdiges ansah, das man nicht grundsätzlich beseitigen durfte, ohne Gottes Ordnung anzutasten; wurde doch der größte Heilige des Mittelalters, Franziskus von Assisi, neben seiner erwählten Braut, „der heiligen Armut", abgebildet. Andererseits schafft ja nach mittelalterlicher Ansicht der Bettel indirekt Gutes, sofern er Gelegenheit zur Wohlthat giebt, für welche der Empfänger dann wieder durch Beten für den Geber sich erkenntlich zeigt. Kein Wunder, daß der Bettel schließlich geradezu als ehrlicher Beruf wie andere angesehen wurde, daß sich besondere Bettler-

bruderschaften bildeten, die von ihrem Gewerbe sogar Steuern bezahlten!

Die bettelnden Armen, Krüppel, Lahme, Blinde lagen, so schildert es Uhlhorn, „in den Kirchen oder vor den Kirchen, durchzogen die Straßen oder lagerten sich an den Plätzen, wo starker Verkehr war, und sprachen die Vorübergehenden im Namen irgend eines Heiligen um eine Gabe an. In jeder Weise suchten sie die Aufmerksamkeit auf sich zu-ziehen und das Mitleid zu erregen. Die einen gingen singend durch die Straßen, andere hatten Tafeln umhängen, auf denen ihr Leiden geschrieben stand, wieder andere zeigten ihre Wunden, ihre verbundenen Augen, oder hatten ihre Krücken neben sich oder auch die Ketten, in denen sie angeblich gefangen gelegen hatten.“ Natürlich mischten sich in die Scharen der wirklich Bedürftigen auch Müßiggänger und allerlei zum Teil verbrecherisches Gesindel, Leute, welche schon damals die raffiniertesten Bettlerkunststücke mit falschen Krücken und erdichteten Gebrechen ausübten.

Es kann nicht wundernehmen, daß man gegen das Ende des Mittelalters zu dem Boden, auf welchem solches Unkraut wuchs, kein großes Vertrauen mehr hatte. Jetzt kommen Stiftungen auf, die man der städtischen Verwaltung übergiebt, weil man hofft, daß von hier aus in vernünftigerer Weise gesorgt werde. Die Gilden und Zünfte, später die Gesellenbruderschaften übernehmen die Fürsorge für ihre bedürftigen Glieder selbst. Bürger vereinigen sich zu besonderen geistlichen Bruderschaften, deren Genossen im Verhältnis der gegenseitigen Unterstützung in Notfällen stehen. Lauter Anfänge einer neuen Erfassung des Problems der Armenfürsorge, wo die Vernunft und die moralische Seite der Sache, die Prüfung der Würdigkeit und die Erziehung des Hilfsbedürftigen zur Selbständigkeit ganz anders zu ihrem Rechte kommen als in der Praxis der Kirche, die an dem doppelten Fehler litt, daß sie zu viel und zu wenig gethan hat.

Immerhin darf man nicht vergessen, wie viel die Kirche neben der materiellen Hilfe durch ihre Spenden und neben dem Trost des begleitenden Wortes auch dadurch Gutes geschafft hat, daß sie das Volk zur Privatwohlthätigkeit anleitete, obschon die Beweggründe, welche sie dabei einpflanzte, nicht alle rein waren.

Aber es war etwas Großes, die germanische Natur, die ebenso sehr zur brutalen Verdrängung und Unterdrückung des Nebenmenschen neigt, wie es z. B. bei der römischen der Fall war, an Barmherzigkeit zu gewöhnen. Welch edle Blüten infolge dieser Arbeit der Kirche auf dem Boden deutschen Wesens in den Laienkreisen des Mittelalters erwachsen sind, dafür diene als glänzendes Beispiel das Bild der heiligen Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen (1207—31). In einem Leben, das bloß 24 Jahre währte, hat sie durch seltene Opferwilligkeit im Dienst der barmherzigen Liebe sich dem Gedächtnis ihrer Zeitgenossen so tief eingegraben, wie wohl keine andere Frau des gesamten deutschen Mittelalters. Schon als Kind dem Landgrafen Ludwig von Thüringen verlobt, lebte sie zuerst als seine Braut, dann von 1221—24 als seine Gattin auf der Wartburg, wo sie neben treuer Erfüllung der Gattin- und Mutterpflichten Zeit und Gelegenheit genug fand, den Armen zu leben. Sie stiftete in Eisenach ein Spital, pflegte die Kranken eigenhändig, wurde Patin bei armen Kindern und sorgte für sie; während eines Sommers, in dem ihr Gatte in Italien abwesend war, speiste sie 300 Arme. Es konnte vorkommen, daß sie armen Leuten seidene Kleider schenkte, wenn sie sonst nichts mehr hatte. Ja, einmal habe sie einen Aussätzigen, den sie selber gewaschen hatte, in das Bett ihres Gatten gelegt, der dann übrigens mit den „inwendigen Augen des Geistes" in dem kranken Fremdling den leidenden Heiland gesehen habe, wie er denn überhaupt seine Gattin in ihrer Wohlthätigkeitsübung offenbar gern gewähren ließ.

Treten für unser Empfinden schon in solchen Handlungen der Elisabeth auf der Wartburg die Züge einer gewissen nonnenhaften Uebertriebenheit hervor, so bekommt nun freilich ihr Wirken in den vier Jahren ihres Witwenstandes etwas vollends Ungesundes. Unter der Seelenführung des Konrad von Marburg, dem sie willenlos sich unterwirft, legt sie echt mittelalterliche Heiligkeitsproben ab, giebt ihre Kinder samt und sonders her, entläßt ihre vertrauten Dienerinnen und nimmt dafür zwei unliebenswürdige Mägde an, lebt in ein graues Gewand gekleidet in einem geringen Hause in Marburg und giebt alle ihre Habe dem zu Ehren des heil. Franziskus von ihr gestifteten Spital, in welchem sie nun mit Vorliebe

die ekelhaftesten Kranken pflegt und die niedrigsten Dienste leistet. Ihrem Seelenführer war sie so sehr unterthan, daß sie sich von ihm auch ihren eigentümlichen Drang zur Aussätzigenpflege einschränken läßt; einmal hatte sie gegen sein Gebot einen Aussätzigen berührt und hatte dafür Geißelhiebe von Konrad zu leiden, was sie ohne Widerrede erduldete. Dies alles macht uns die Witwe Elisabeth zur fremdartigen, teilweise abstoßenden Erscheinung; um so lieber kehren wir mit unseren Gedanken zu der Elisabeth auf der Wartburg zurück.

Kloster und Spital, ein Hort der Armut.

In viel größerem Umfange als die alte Kirche hat das Mittelalter Anstalten zur Linderung von allerlei Elend errichtet. Seine Klöster und Hospitäler haben unendlich vielen Heimatlosen, Vertriebenen, Verlassenen, Verstoßenen, Gebrechlichen, Kranken, Armen ihre Pforten geöffnet, ohne daß von Bezahlung überhaupt die Rede gewesen wäre.

In den Klöstern war gewöhnlich gute Vorsorge getroffen zur Beherbergung von Reisenden. Wer an die Klosterpforte klopfte, wurde freundlich aufgenommen, wenn auch in der Art der Unterbringung ein Unterschied zwischen Vornehmeren und Geringeren gemacht wurde. Das Klosterhospiz stand unter einem besonderen Hausvater. Ihm war es zur Pflicht gemacht, die ganze Nacht ein Licht im Hof brennen zu lassen als Wegweiser für Fremde, ja vor der Abreise solcher, die zu Pferde kamen, die Hufe nachzusehen und unter Umständen erneuern zu lassen. Ist der Kellermeister nicht da, so darf der Hausvater des Hospizes nach einer weit verbreiteten Klosterregel die Gefäße, in denen er, was er nötig hat, vermutet, zerbrechen und nehmen, „damit die Mangellosigkeit der Liebe bei Erweisung der Gastfreundschaft in allen Stücken gewahrt bleibe.“

Berühmt sind die Klosterhospize auf den im Mittelalter begangenen Alpenpässen geworden. Das bekannteste auf dem St. Bernhard bestand schon im zehnten Jahrhundert, das auf dem Gotthard wurde 1331 gegründet. Der Name „Elendshäuser“, den diese Hospize auch führten, ist aus der früheren Bedeutung des Wortes Elend = Fremde zu erklären.

In den Städten hatten die Geistlichen, welche in klosterartiger Gemeinschaft (Kanonikaten) lebten, die Aufgabe, in besonderen Häusern für die Armen und Kranken zu sorgen. Ein neuer Beweis dafür, daß man in der besseren Zeit des Mittelalters das Kirchengut als Armengut angesehen hat, so daß jedenfalls alles das, was von den reichen Einkünften städtischer Kirchen nicht für Gottesdienst und Kirchbau, sowie zum Unterhalt der Geistlichen nötig war, den Armen zufallen sollte. Das bedeutendste Spital des Mittelalters, das Hotel Dieu in Paris, war ein sog. stiftisches Spital, d. h. von der Geistlichkeit der Notre-Dame-Kirche gestiftet und verwaltet. Hier wurden oft 500 Pestkranke gleichzeitig gepflegt. Es kam vor, daß die Pflege dieser Kranken den ganzen Bestand der pflegenden Brüder und Schwestern wegraffte; aber jedesmal fanden sich wieder freiwillige Kräfte, welche in die Lücke traten.

Eine größere Bedeutung jedoch, als diese geistlichen Spitalstiftungen, auch als die Klosterhospize, bekamen die Ordensspitäler, Gründungen von Laien, welche sich zum Zweck der Armen- und Krankenpflege verbrüderten. Den Anfang dazu machten die Ritter im Zeitalter der Kreuzzüge, freilich in der Art, daß der Ritter selbst die ritterlicher scheinende, jedenfalls dringend notwendige Aufgabe des Schutzes der Pilger übernahm, während man die Versorgung der Kranken im Spital dienenden Brüdern überließ. Johanniter (deren erstes Haus zwischen 1065—70 von einem Kaufmann Maurus aus Amalfi gegründet worden war), Templer und Deutschordensritter haben zuerst im heiligen Land, später in der Heimat mit ihren Gründungen ein hervorragendes Kulturwerk geschaffen. Dem Deutschorden wurden in Deutschland eine große Zahl von Spitälern in Betrieb gegeben. Welche Ausdehnung der Betrieb in einigen dieser ritterlichen Ordensspitäler hatte, zeigt die Thatsache, daß um das Jahr 1160 im Johanniterspital in Jerusalem mehr als 2000 Kranke gleichzeitig verpflegt wurden; im Lauf von 24 Stunden seien da manchmal 40 Todesfälle vorgekommen. Den Geist aber, der in diesen Häusern jedenfalls in der ersten Zeit ihres Bestehens herrschte, beweist der einzige Satz, mit welchem begründet werden sollte, daß der pflegende Bruder nur Wasser, Brot und ein einfaches Kleid haben sollte: „Unsere Herren, die Armen, deren Diener zu

sein wir bekennen, kommen nackt und schmutzig in das Haus, und schändlich wäre es, wenn der Knecht stolz wäre und der Herr gering.“

Die ritterlichen Ordensspitäler bekamen im Lauf der Zeit eine große Zahl von bürgerlichen Nachbildungen. Der Orden des Heil. Geistes, dessen Ursprungsort Südfrankreich ist, war der bedeutendste davon, der ins Bürgerliche übersetzte Johanniterorden. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurden von ihm und den andern bürgerlichen Vereinigungen außerordentlich viele Spitäler gegründet; fast jede Stadt bekam ihr „Spiritushospital“, Spital zum Heil. Geist. Manchmal bildete sich eine Kongregation bloß für ein einzelnes Spital. Die Art und Weise, wie man für solche Gründungen Geld sammelte, war besonders originell bei den Antonitern, deren Heiliger, Antonius, der Patron der Schweine war; ihm zu Ehren ließ man in den norddeutschen Städten Schweine laufen, die sog. Tönniesschweine, welche mit einer Glocke um den Hals versehen und am Fuß mit einem Kreuz gezeichnet waren. Von Zeit zu Zeit wurden dann diese Schweine, welche von mildthätigen Händen gefüttert worden waren, für das Spital eingeholt.

Wie sorgsam die Pflege der Insassen z. B. in den Spitälern zum Heil. Geist war, zeigen folgende Einzelnheiten der Ordensregel: zur Aufnahme des Kranken, der ins Spital sich gemeldet hat, wird eine besonders freundliche Schwester bestimmt; der Kranke geht zur Beicht und Kommunion, ehe er zu Bett gebracht wird; Reinlichkeit ist den Pflegern zu besonderer Pflicht gemacht; die Brüder und Schwestern dürfen nicht zum Essen gehen, ehe sie die Kranken versorgt haben, und wenn nicht genug Wein da ist, dann müssen sie zu Gunsten der Kranken zurückstehen. Manchmal geht man sogar auf die Straßen und Plätze hinaus, um Kranke zu suchen, die man dann ins Spital bringt.

Uebrigens dient das Spital nicht bloß den Kranken. Es ist ein Haus der Barmherzigkeit überhaupt. Waisen, Findelkinder, gebärende Frauen, Reisende finden darin Aufnahme. An seiner Pforte werden Almosen verteilt, und regelmäßig ziehen die Brüder mit Säcken voll Brot, hölzernen Krügen voll Wein und mit Gemüse in ehernen bedeckten Töpfen aus, um in den Ortschaften

auszuteilen. Namentlich dienten aber die Spitäler als Versorgungshäuser für alternde, arbeitsunfähige Männer und Frauen, die sich zum Teil dort einkauften und, wenn sie mehr bezahlen konnten, als Herrenpfründner eine angenehme Versorgung bekamen, während andere ihren Unterhalt sich durch Bettel verdienen mußten. Andere Spitäler waren für gewisse Specialitäten des Elends bestimmt, so die für die Aussätzigen, die meist unheilbar hinsiechten; man nannte sie die „guten Leute" und ihr Spital das Gutleuthaus. Ebenso gab es besondere Hospize für Findlinge, wiederum für Reisende, die sog. Elendsherbergen in den Städten, das mittelalterliche Vorbild unserer Herbergen zur Heimat. Diese Elendsherbergen waren eine Stunde vor Nacht geöffnet; man bittet in Gottes Namen um Einlaß; acht Stunden darf man schlafen, dann kommt der Hausmeister und weckt.

Man darf sich den Dienst der pflegenden Brüder und Schwestern in allen diesen Spitälern, den ritterlichen wie den bürgerlichen, nicht so vorstellen, als wären sie ausschließlich mit diesem Dienst beschäftigt gewesen, ähnlich wie unsere modernen Diakonen und Diakonissen. Sie verwendeten nur einen verhältnismäßig kleinen Teil ihrer Zeit auf ihre Pflegebefohlenen; die frommen Uebungen, zu denen man sich als Spitalorden verpflichtet hatte, nehmen ein gutes Stück des Tages weg. Der ursprüngliche Trieb, der zu solchen klösterlichen Gründungen im Dienst der Barmherzigkeit geführt hatte, blieb freilich um so weniger stark und rein, je reicher die Spitäler wurden. Gegen Ende des Mittelalters kommt es vor, daß die Mitglieder der Spitalorden von den reichen Einkünften ihrer Häuser vergnüglich lebten und die Arbeit Angestellten überließen.

Es gab auch weltliche Spitäler; sie waren aber nicht besser als die geistlichen, im Gegenteil. Mit dem Aufschwung der Städte, vom 13. Jahrhundert an, mehren sich die Gründungen von Spitälern durch Rat und Bürgerschaft; der Rat verwaltet, ein verheirateter Spitalmeister hat die Aufsicht; die eigentliche Arbeit wird von Angestellten besorgt, mit denen man jedoch gewöhnlich keineswegs zufrieden war. Am besten war es doch immer noch da, wo das Kloster zugleich ein Hospiz oder das Spital zugleich eine Art Kloster war.

Die Mission der geistlichen Genossenschaften unter dem Volk.

Bei den mittelalterlichen Ansichten von Heiligkeit konnte es nicht gelingen, das Volk mit gesund christlichen Kräften wirklich zu durchdringen. Man mußte zur Unterscheidung eines Christentums erster und zweiter Klasse kommen. Die eigentlich Frommen — man nannte sie ausdrücklich die Religiösen — waren diejenigen, welche dem Weltleben, also hauptsächlich der Familie und dem bürgerlichen Beruf, den Rücken kehrten. Entweder gingen sie ins Kloster und wurden als die schwarzen Väter des Benediktinerklosters oder als die weißgekleideten Cisterciensermönche als eine Art höherer Wesen angestaunt. Oder sie versuchten das Kloster in die Welt zu tragen; das thaten die Bettelorden, Franziskaner und Dominikaner. In diesen Bettelorden liegt etwas vom Gedanken der Inneren Mission, nicht bloß insofern, als sie mit ihrer Rückkehr zu den alten Grundsätzen der Einfachheit, Armut und Selbstverleugnung eine gewisse Reformation im Kirchen- und Ordenswesen selbst darstellen, sondern namentlich deshalb, weil der Bettelmönch ins Volk hineingeht, um hier mit der Seelsorge am gemeinen Mann, überhaupt im persönlichen Verkehr mit hoch und nieder für die Kirche zu wirken. Die Bettelorden sind es ganz besonders gewesen, welche die Volksfrömmigkeit beeinflußt, welche das Volk zu freiwilligen Gaben und Stiftungen veranlaßt haben, welche kirchliche Zwecke und Aufgaben populär zu machen wußten.

Freilich, ihr Frömmigkeitsideal ist auch von der Art, daß es der gemeine Mann in seinen bürgerlichen Verhältnissen ernstlich überhaupt gar nicht zu seinem eigenen Lebenszweck machen konnte. Der größte Heilige des Mittelalters, Franziskus von Assisi (1182—1226), beginnt sein heiliges Leben damit, daß er das Elternhaus verläßt, sein väterliches Gut geringschätzig dahinten läßt und bettelt. Unter der Nachfolge Christi verstand er namentlich auch die äußerliche Nachahmung seiner Lebensweise. Das mißverstandene Wort Jesu an den reichen Jüngling: verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Platz im Himmel haben, war sein Leitstern, und als er im Jahre 1209 bei einer Messe das andere Wort Christi hörte, mit welchem er die Jünger zu zwei und zwei

in die Welt schickt, das Evangelium von dem Reich arm und einfältig zu predigen, so rief er aus: „Das ist es, was ich will; das war es, was ich suchte.“ Er hat dann auch wirklich ernst gemacht mit der Befolgung dieser Worte, wie er sie verstand. Er ist in der demütigen Selbstverleugnung allen vorangegangen. Als er gelegentlich einem Aussätzigen begegnete, stieg er vom Pferd, umarmte ihn und küßte ihm die Hand. Einem Unbekleideten giebt er im strengsten Winter seinen Mantel und rechtfertigt dieses Thun seinem Bruder, der es ihm wehren wollte, mit den Worten: „Ich würde es für einen Diebstahl an dem großen Almosenier achten, wenn ich, was ich habe, nicht den Dürftigen gäbe.“ Dabei findet sich in seinem Wesen bei aller Heiligkeit seines Lebensideals nichts Düsteres, vielmehr eine kindliche Heiterkeit, welche wenigstens auf das erste Geschlecht seiner Brüder übergegangen ist; von ihm sagte man, sie seien stets vergnügt und stets hilfebereit, auch z. B. wenn ein Bauer in seinem Geschäft jemand brauche; man nannte sie die Spielleute Gottes.

Franziskus hat mit seinem Wirken, mehr noch durch seine Ordensgründung immerhin eine Art Erweckung ins Volk gebracht. Konnte auch der gemeine Mann in seinem Beruf nicht so fromm werden wie diese Brüder, zu größerem Ernst des Lebens mahnte ihr Wort und Beispiel doch mächtiger als es die offizielle Kirche je vermocht hatte. Hätte man die Waldenser, die ja als arme, pilgernde Brüder mit der heiligen Schrift in der Hand etwas Aehnliches wollten wie Franziskus und Dominikus mit seinen Scharen, hätte man sie, anstatt sie zu unterdrücken, in den Dienst der Kirche genommen, so wäre die Frucht für die Volksfrömmigkeit wohl noch größer gewesen; denn ihr Verständnis des Evangeliums war trotz ihrer einseitigen Gesetzlichkeit doch jedenfalls ein reicheres als das der Bettelorden. Immerhin ist es diesen gelungen, eine Volksfrömmigkeit höherer Art wenigstens in denjenigen Kreisen zu pflanzen, welche bereit waren, ein Stück Mönchtum in ihrem Weltleben, worin sie bleiben durften, durchzuführen. Wer sich als Tertiarier dem Franziskanerorden anschloß, brauchte keine Kutte zu tragen, sollte sich aber wenigstens dunkel kleiden; er brauchte die weltliche Gesellschaft nicht zu fliehen, sollte aber Tanz, Schauspiel und alle

lärmenden Vergnügungen meiden; er brauchte sich von der Welt nicht zurückziehen, schloß aber doch in gewissem Sinn mit der Welt und ihrem Treiben ab, weshalb er zuvor sein Testament machte, ehe er in diese halbmönchische Lebensordnung eintrat. Hier ist also ein merkwürdiger Erfolg der Durchdringung des Volks mit ernst christlichem Geist; aber die Grenzen sind von Anfang an infolge der ungenügenden Auffassung dessen, was eigentlich Christentum ist, so eng gezogen, daß doch wieder nur ein Mönchstum geringeren Grads herauskam. Die große Mehrheit des Volks wurde wenig berührt.

Dies um so weniger, als die Volkspredigt nur in ungenügender Weise gepflegt wurde. Auch der Dominikanerorden hat, obwohl er den Beinamen Predigerorden trägt, über der Ketzerbekehrungspredigt, welche ihm besonders am Herzen lag, die eigentliche erweckliche Volkspredigt vernachlässigt. Wir haben im ganzen Mittelalter doch nur einen einzigen Evangelisten großen Stils, und der gehörte dem Franziskanerorden an. Es ist Berthold von Regensburg, von dem der Minnesänger Frauenlob sagt: man findet Brüder nicht, wie Bruder Berthold war. Spätestens im Jahr 1250 trat er als Wanderprediger in seiner bayrischen Heimat auf und durchzog mit immer gewaltigerem Zulauf die Schweiz, die oberrheinischen Lande, Oesterreich, Ungarn, Schlesien und Thüringen. Er starb 1272; vielleicht hat er in den letzten zehn Jahren vor seinem Tod seinen Evangelistenberuf nicht mehr ausgeübt. Er hat wirkliche Missionspredigten gehalten, mit strengen Worten, welche „wie ein scharfes Schwert durch die Herzen drangen,“ die Volkslaster, besonders Wucher und Betrug gestraft, allerdings auch jede Ketzerei energisch bekämpft. Dabei fehlte ihm die Gabe volkstümlichen Witzes nicht, und wußte er durch fingierte Fragen und Einwürfe seiner Zuhörer seine Rede zu beleben. Interessant ist, daß er sich namentlich auch nicht scheute, aufs schärfste gegen die Ablaßprediger vorzugehen, was zu seiner Zeit mit der kirchlichen Disziplin allerdings noch eher zu vereinigen war, als 100 oder 150 Jahre später. Seine Predigt gipfelte in der Forderung der kirchlichen Beichte, für welche er aber nicht bloß tiefinnerliche Reue, die Willigkeit, die Kirchenstrafen zu übernehmen, sondern auch die Bereit-

willigkeit zur Rückerstattung jeglichen unrecht erworbenen Guts forderte. Ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie anschaulich und eindringlich er dies gethan hat, ist folgende Stelle aus einer seiner Reden: „Du sagst, du habest dich doch in die Brüderschaft und Fürbitte unseres Ordens eingekauft, den Brüdern viel Gutes gethan und sie oft beherbergt! Das ist schon gut. Dafür wollen wir deinen Leichnam aus deiner Pfarrei in Prozession abholen, schön singen Vigilien und Requiem und dir auch Seelenmessen lesen. Aber nützen kann es dir nichts, denn der Teufel hat deine bußlose Seele gleich bei ihrem Scheiden aus dem Leibe fortgeführt. Und wenn alle Regentropfen, die seit Anfang der Welt gefallen, Mönche und Brüder wären, graue und schwarze, Cistercienser und Benediktiner, dazu Patriarchen, Propheten, Märtyrer, Beichtiger, Witwen und Jungfrauen, die bis an den jüngsten Tag blutige Thränen für dich weinten: es hilft alles nichts ohne Wiedererstattung. Wenn du in ein Kloster gingest und dich keusch hieltest wie eine Turteltaube, ja, wenn du dem allmächtigen Gott alle Tage ein Kloster und ein Spital stiftetest: es wäre alles umsonst." Der Erfolg Bertholds war ungeheuer. Er mußte auf freiem Feld vor den Stadtthoren predigen, weil nicht bloß die Kirchen, sondern auch die Kirchhöfe für die massenhaft herbeiströmenden Scharen der Zuhörer nicht mehr ausreichten. Die Zahlen 40000, ja 100 und 200000, welche mittelalterliche Schriftsteller angeben, sind natürlich stark übertrieben; doch mag man glauben, daß unter den Zuhörern, die von überall her zusammenströmten, oft Mangel an den notwendigen Lebensmitteln eintrat. Die Leute haben während der Predigt oft „gezittert wie Schilfrohr im Wasser"; manche, die sich besonders getroffen fühlten, schrieen laut auf und bekannten ihre Sünden öffentlich.

Blieb eine derartige gewaltige Volkspredigt leider immer nur eine vereinzelte Erscheinung, so drang das Evangelium noch weniger durch das geschriebene Wort oder durch die Schule in das Volk. Deutsche Erbauungsbücher gab es wenige, und die wenigen wurden nicht planmäßig verbreitet. Immerhin haben die *Brüder vom gemeinsamen Leben*, deren Genossenschaften um 1375 in Niederdeutschland entstanden sind, sich durch Schreiben von Erbauungsbüchern, gerade auch von solchen in deutscher Sprache, ebenso

durch ihre Bemühungen für die Erziehung und Unterweisung der Jugend mancherlei Verdienst erworben. Ihr Zusammenleben ist nur halb klösterlicher Art. Betteln war ihnen nicht gestattet; von der Arbeit denken sie echt evangelisch: sie sei „zu jedem geistlichen Fortschritt nützlich, da durch sie die Lüste des Fleisches im Zaum gehalten werden.“ Sie haben auch die Pflicht der Seelsorge an jedermann, auch an dem Verkommensten aufs beste begriffen und fleißig geübt; die Liebe, hört man aus dem Mund eines der Ihrigen, „zeucht den Menschen bis in den Grund der Hölle,“ also auch zu dem schlimmsten Lasterknecht hinunter. Gewiß erfreuliche evangelische Grundsätze, Gedanken, wie wir sie gewohnt sind, in den Kreisen der Inneren Mission auszusprechen und zu hören. Nur darf man nicht vergessen, daß doch wieder neben solchen Gedanken echt mönchische Gedankenreihen stehen; ein Blick in das verbreitetste Erbauungsbuch, welches aus dem Kreise dieser Brüder stammt, die „Nachahmung Christi“ von Thomas a Kempis, beweist dies deutlich.

Das Mittelalter hat viel gethan, um die Menschen an die Kirche zu binden und an kirchliches Leben zu gewöhnen. Das Ergebnis war eine unruhige Häufung kirchlicher Leistungen, ein Beten, Geben, Stiften nach dem Grundsatz „viel hilft viel,“ wobei dann immer der Verdacht naheliegt, als traute man der Wirksamkeit aller dieser Leistungen nicht mehr recht. Man wählte immer krassere Mittel, um für sein Seelenheil zu sorgen, gerade auch solche, die auf dem Gebiet der Liebesthätigkeit lagen, aber zu einem seines Heils gewissen, freudigen Christentum, auch zu einem fröhlichen, uneigennützigen Wirken im Dienst der Barmherzigkeit brachte man es je länger je weniger. Die Kirche hat ferner außerordentlich viel gethan zur Linderung des Elends, aber die eigentlichen Probleme der Armenpflege, der Krankenpflege, der wirklichen moralischen und religiösen Hebung des Volks, der Verbreitung von christlicher Erkenntnis in allen Schichten der Bevölkerung sind gar nicht ernstlich angefaßt worden. Die Kirche, d. h. die Geistlichkeit und die Orden, hat sich zu viel zugemutet, wenn sie die ganze Aufgabe der Barmherzigkeit in die Hand genommen hat. Hat sie in der besseren Zeit des Mittelalters nach dem Verständnis der damaligen Zeit Bewunde-

rungswertes geleistet, so war der Schaden für die Liebesthätigkeit um so größer, wenn die Kirche in inneren Verfall geriet. Und das war im 15. Jahrhundert die traurige Wirklichkeit.

C. In der Zeit der Reformation und Gegenreformation.

Die neuen Grundsätze der Reformation.

Die neuen Grundsätze der Reformation treten sehr bald in dem zu Tage, was auf dem Gebiet der socialen Fürsorge, ja des socialen und insbesondere sittlichen Lebens überhaupt weggeräumt worden ist. Zunächst fällt auf, daß an die Stelle mittelalterlicher Unvernunft eine äußerst natürliche und vernünftige Art der Betrachtung eintritt. Das Selbstverständliche, daß der Arbeitsfähige arbeiten, und daß der Arme zunächst von seinen Verwandten und seinem Herrn unterstützt werden soll, bricht jetzt auf einmal durch. Der Bettel verschwindet, leider nicht für immer. Man freut sich darüber, daß „jetzt die Straßen und Kirchen sauber und rein sind von dem umlaufenden Volk.“ Es werden Listen von wirklich bedürftigen Armen aufgestellt, und wird für ihre Versorgung der überaus fruchtbare Grundsatz in Geltung gesetzt, daß man suchen müsse, den Armen wieder selbständig zu machen, weshalb man ihm Arbeit, unter Umständen auch Vorschuß zu geben habe. Die Beiträge an die Armen werden mit Absicht mäßig bemessen; denn, wie Luther in der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation sehr nüchtern sagt, „wer arm sein will, soll nicht reich sein.“ Sobald eben einmal die Meinung aufhörte, als sei das Geben an sich selbst ein verdienstliches Werk, zumal man von dem Empfänger die Vergeltung durch seine Fürbitte zu erwarten habe, konnte der urevangelische Grundgedanke wieder Kraft gewinnen, daß nämlich jeder Mensch zunächst selber für sein und der Seinigen Auskommen verantwortlich sei. Die Kirche hörte auf, die Versorgerin von aller Welt zu sein.

Auf der andern Seite drangen merkwürdig schnell die moralischen Grundforderungen des Evangeliums auf dem Gebiet der öffentlichen Sittlichkeit durch. Wie sehr die Kirche am Ende des Mittelalters doch aufgehört hatte, das lebendige Gewissen

des Volks zu sein, sieht man an der laxen Haltung, die jedermann, auch die Vertreter der Kirche selbst, zu den öffentlichen Häusern, die der Unsittlichkeit dienten, einnahm. Die Inhaber dieser Häuser konnten sich ungescheut darauf berufen, daß die Kirche, „die Mutter der Christenheit", dergleichen ja ohne Widerspruch dulde. In den Städten, wo die Reformation durchdrang, wurden diese Häuser oft mit höchst erfreulicher Strenge einfach geschlossen.

Im Quellpunkt des inneren Lebens aber, in der Stellung des Menschen zu Gott, war ja durch die Rückkehr zum schlichten Evangelium die größte Befreiung vollzogen worden. Unruhe und Unsicherheit, welche sich unter anderem auch in der Häufung der frommen Gaben, früher in der Uebertreibung der Werke der Selbstverleugnung gezeigt hatte, ist nicht mehr nötig, wo die Grundstimmung des Herzens der fröhliche Dank für das große Gut göttlicher Gnade in Christo geworden ist, wo jeder Christenmensch sich seines Priesterrechts vor Gott freuen und seines Heils persönlich sicher werden kann. Jetzt leuchtet der neutestamentliche Gedanke wieder in vollem Glanz, nämlich, um die Worte Luthers zu gebrauchen: „aus dem Glauben fleußt die Liebe und Lust zu Gott und aus der Liebe ein frei willig und fröhlich Leben, dem Nächsten zu dienen umsonst."

Es fehlte dieser großen Zeit nicht an Männern und Frauen, welche diese neuentdeckten Wahrheiten in ihrem persönlichen Wirken vorbildlich vertraten. Luther selbst ist nicht bloß ein warmherziger Anwalt der armen Leute gewesen, sondern hat das fröhliche Geben trotz seiner vielfachen häuslichen und anderen Verpflichtungen in herzerfrischender Weise geübt. Er giebt oft den letzten Thaler, ohne zu murren, den Armen, und wenn kein Geld mehr da ist, kostbare Geschenke, die er früher erhalten hatte, gelegentlich auch das Patengeld seines Kinds, und nie findet sich eine Spur davon, daß er dergleichen für etwas Sonderliches ansehe. Er giebt, wie es Christus und die Apostel geheißen haben, einfältig aus einem dankerfüllten, freudigen Herzen heraus, ohne nach Lohn bei Gott oder Dank bei den Menschen zu fragen. So ist auch Melanchthon gewesen; Justus Jonas bezeugt von ihm: sobald seine Besoldung kommt, giebt er davon weg,

bis kein Heller mehr davon übrig ist. Und was für eine Frauengestalt, geschmückt mit dem unverfälschten Edelstein echt evangelischer, aus kindlichem Glauben geborener Barmherzigkeit, ist Katharina Zell, die Straßburger Pfarrfrau! Für allerlei Verfolgte und Heimatlose öffnete sie mit Freuden ihr Haus, das ein rechtes Bild davon gewesen ist, was ein evangelisches Pfarrhaus sein soll, eine Segensstätte auch dienstwilliger Liebe für die Gemeinde. Es konnte vorkommen, daß sie in ihrem Haus 80 Gäste gleichzeitig beherbergte.

Freilich, so ideal sah es keineswegs überall in den evangelischen Gemeinden aus, in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen erst recht nicht. Die Leute ließen es sich wohl gefallen, daß nicht mehr so gebettelt wurde wie zuvor, und zogen aus der Erkenntnis, daß es mit der Verdienstlichkeit der Almosen nichts sei, den bequemen Schluß, daß man jetzt überhaupt nichts mehr zu geben brauche. Die alten groben Motive waren außer Wirkung gesetzt, die neuen, höheren, aber feineren wollten in der breiten Masse des Volks noch nicht recht wirksam werden. Deswegen trat, das darf nicht verschwiegen werden, auf manchen Gebieten etwas wie ein leerer Raum ein, zumal ein sehr großer Teil des Kirchenguts, das doch wesentlich auch Armengut gewesen war, in die Hände der weltlichen Machthaber kam.

Neuorganisationen auf dem Gebiet der Reformationskirchen.

Es galt, nachdem so vieles von dem Alten in kürzester Zeit weggeräumt worden war, neue Ordnungen auch für das christliche Leben, insbesondere das Wirken barmherziger Liebe zu schaffen. Luther selbst hat freilich nicht viel dafür gethan. Er war der Meinung, Hauptaufgabe seiner Zeit sei, daß die Geistlichkeit „viel und stark predige"; das weitere werde sich dann finden. Dabei war er durchaus nicht der Meinung, daß diese reichliche Predigt ausschließlich Sache des geistlichen Amts sein solle. Da, wo der bestellte Prediger ein Irrlehrer oder wo gar kein Predigtamt vorhanden sei, bestehe vielmehr ein ausdrückliches Notrecht der Laienpredigt. Immerhin wurde aus dem neu ans Licht gezogenen Grundsatz des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen noch nicht diejenige Kon-

sequenz gezogen, welche ein fruchtbares Zusammenwirken des geistlichen Amts mit den lebendigen Kräften unter den Gemeindegliedern ermöglicht hätte. Je älter Luther wurde, um so bedenklicher wurde er gegen alles, was die Reinheit der Lehre hätte gefährden können; daher seine häufig wiederholte Warnung vor den „Schleichern und Winkelpredigern.“ Dennoch hat das Reformationszeitalter eine ganze Reihe tüchtiger evangelischer „Laienprediger“ gesehen. Man hat nur viel zu wenig Ernst damit gemacht, die überlebten mittelalterlichen Genossenschaften durch etwas Besseres zu ersetzen. Die Persönlichkeit des Einzelchristen war innerlich frei gemacht, aber es fehlte noch an den richtigen Formen des Zusammenschlusses.

Was an die Stelle der bisherigen kirchlichen Organisation auf dem Gebiet der geordneten Armenfürsorge trat, war eine eigentümliche Verbindung, um nicht zu sagen Verquickung der kirchlichen und weltlichen Behörden. Die Reformation hatte die gottgegebenen Aufgaben und Rechte der natürlichen Ordnungen wie Familie und staatlicher Obrigkeit wieder ins Licht gestellt. Deswegen konnte sich die Kirche, selbst wenn sie die nötigen Mittel gehabt hätte. nicht für berufen achten, in mittelalterlicher Weise die ganze Wohlfahrtspflege in die Hand zu nehmen. Kirche und bürgerliche Gemeinde vereinigen sich dazu, oder richtiger gesagt, es wird lutherische Ordnung, daß man die christliche Gemeinde als ein Ganzes ansieht, als einen Körper mit einem kirchlichen und weltlichen Arm. Dieses bürgerlich-kirchliche Gemeinwesen hat demgemäß auch eine gemeinsame Kasse, Kirchen- oder Armenkasten genannt, aus welchem die Ausgaben für Kirchen und Schulen, aber ebenso für Armenzwecke zu leisten waren. Eine solche Zusammenlegung der Aufgaben war erträglich, solange Kirche und bürgerliche Obrigkeit harmonierten, sie wurde bedenklich, sobald ein Zwiespalt der Interessen hervortrat, und sie wurde etwas überaus Zweifelhaftes, wenn es nicht gelang, einen gleichmäßig fließenden, reichlichen Strom von Beisteuern in die gemeinsame Kasse zu lenken. Das gelang leider nicht. Die freie Opferwilligkeit hielt nicht lange vor, die Erträgnisse der aus dem Mittelalter herübergenommenen Stiftungen waren nicht genügend, die Kirchenopfer, welche bei gewöhnlichen Gottesdiensten, bei Kasualien und in den Häusern gesammelt wurden, trugen auch

nicht allzu viel. Kein Wunder, daß infolge von mangelhafter Armenfürsorge der Bettel wieder aufkam. Als vollends der dreißigjährige Krieg ganze Schichten unseres Volkes auf lange Zeit hinaus auf die Stufe der Armut herunterdrückte und weite Landstriche verwüstete, ging von dem, was an Armengut vorhanden war, vieles vollends ganz zu Grund. In so bitter armen Gemeinden, wie es damals tausende gab, konnte es mit der Armenfürsorge nicht gut bestellt sein.

Die Armutei verhinderte namentlich auch die Bildung von freiwilligen Vereinigungen, welche die höchst wünschenswerte Ergänzung behördlicher Hilfe hätten sein können. Freilich, die Bureaukratie der weltlichen und kirchlichen Beamten sorgte ohnehin dafür, daß die auch in jener Zeit sicherlich vorhandenen Kräfte in der Gemeinde keine Lust bekamen, hervorzutreten und sich zu organisieren. Was soll man dazu sagen, wenn die geistliche Bevormundung in der Reformationsstadt Wittenberg so weit ging, daß eine Frau erst die Erlaubnis des Superintendenten haben mußte, um ihrer kranken Freundin aus der Bibel vorzulesen und mit ihr zu beten!

Die reformierte Kirche hat es entschieden besser verstanden, die Freiwilligkeit der Gemeindeglieder zu wecken und für das gemeine Beste nutzbar zu machen. Dort war überhaupt mehr aggressiver Geist und mehr Richtung auf das Praktische. In den sog. Kirchen unter dem Kreuz, den kleineren reformierten Kirchenkörpern in Frankreich, den Niederlanden und am Niederrhein findet sich eine trefflich organisierte Diakonie, d. h. eine Gemeindeordnung, vermöge der freiwillige Kräfte unter Anleitung und Aufsicht der kirchlichen Gemeindebehörde für Arme, Kranke und sonst Bedürftige sorgten. Man berief sich für diese Einrichtung, entsprechend der eigentümlichen Stellung der Reformierten zu der Bibel, auf die Verhältnisse in der apostolischen Zeit und glaubte auch darin biblisch zu handeln, daß man Männer und Frauen aus der Gemeinde mit einem Gemeindedienst betraute, den sie nicht als Lebensberuf, sondern in den freien Stunden, welche ihre bürgerlichen und häuslichen Berufsaufgaben übrig ließen, auszuüben hatten. Oft wurden dabei mehrere Arten von Diakonie unterschieden, eine Diakonie für Fremde, zu deren Gunsten ein be-

sonderes Komite von Gemeindegliedern Sammlungen veranstaltete, eine Diakonie für die Armen, welche so geordnet war, daß die Gemeinde in eine größere Zahl von Bezirken je mit einem Diakon an der Spitze eingeteilt wurde, eine Diakonie für Schiffer und eine für verfolgte Glaubensgenossen. In Frankreich und Holland war diese Ordnung meist noch reicher gegliedert als in den niederrheinischen deutschen Gemeinden; dort wurden auch noch mehr Anstalten für Waisen, für alte Leute, für Kranke, für Irre ins Leben gerufen. Die ganze reformierte Gemeindediakonie ist jedenfalls ein sprechender Beweis dafür, welche Wege die Organisation auf evangelischer Seite gehen mußte, wenn sie die besonderen, reichen Kräfte unserer Kirche zur Entfaltung und zum zielbewußten Zusammenwirken in allen kirchlich-socialen Aufgaben bringen sollte.

Die neuen Wege auf katholischer Seite.

Die katholische Kirche freilich hat sich in der gleichen Zeit neue Organisationen geschaffen, mit welchen sie auf dem Gebiet der socialen Wirksamkeit der Kirche durch eine Reihe von Generationen hindurch einen entschiedenen Vorsprung vor uns gewonnen und behalten hat. Sie hat sich nicht darauf beschränkt, das, was sie im Mittelalter gehabt und was sie über die Reformationszeit hinübergerettet hat, zu behaupten. Ihre wunderbare Fähigkeit, sich den veränderten Zeitverhältnissen anzupassen, die gerade zeitgemäßen Formen geistigen Lebens mit ihrem Geist zu erfüllen und für ihre Zwecke auszunützen, hat sie auch damals bewährt.

Auf spanischem Boden erwuchs ihr schon in dem Jesuitenorden ein außerordentlich wichtiges, überaus biegsames, allzeit mobiles Hilfscorps, bereit, die gewaltige Aufgabe der Rückeroberung verlorener Gebiete mit allen Mitteln zu erfassen. Eben dort entstand die Genossenschaft der barmherzigen Brüder, gegründet von Johann Ciudad, genannt de Deo, der eine innere Entwicklung durchmachte, welche derjenigen des berühmten Ignaz von Loyola nicht ganz unähnlich war: nach ausgiebigem Lebensgenuß Umschlag in Kasteiungen und eine an Wahnsinn grenzende Schwärmerei, dann auf freundlichen Rat Eintritt in die Barmherzigkeitsübung, welche auf sein exaltiertes Wesen eine wohlthuende, beruhigende Wirkung

ausübte. In dem gleichen Jahr 1540, in welchem der Jesuitenorden vom Papst bestätigt wurde, hat Johann die ersten Pfleglinge in ein gemietetes Haus in Granada aufgenommen, lauter Leute der untersten Klassen. Das Wichtigste ist aber, daß er im Interesse der Fortsetzung seines Werks Pflegebrüder sammelt, welche nach einem Novizenjahr ein zweites Jahr zur technischen Ausbildung in der Krankenpflege zu verwenden haben. Die meisten seiner „barmherzigen Brüder“ hatten die Krankenpflege im Spital als ihren Lebensberuf zu betrachten. Dies und ihre specielle technische Ausbildung stellt einen bemerkenswerten Fortschritt gegenüber den mittelalterlichen Spitalorden dar. Die Genossenschaft wurde als Orden bestätigt im Jahr 1572.

Auf französischem Boden erstand eine Persönlichkeit, welche an Ebenmaß und geistiger Bedeutung den Gründer dieses Ordens überragt, und zwei von ihm ins Leben gerufene Genossenschaften, welche das Leben der katholischen Kirche ungleich mehr bereicherten als jene. Die Persönlichkeit ist Vincenz von Paulo, den ein Wichern den „Unerreichten in allen Landen“ genannt hat. Ein Bauernsohn, schlicht und gerade, aber begeisterungsfähig und zu jedem Opfer für das Gute bereit, hat er, ein edler, frommer Charakter durch und durch, seiner Kirche, indirekt aber auch uns neue Wege der — man kann nicht anders sagen als der Inneren Mission gezeigt und mit seinen Genossenschaften der Missionsbrüder und der barmherzigen Schwestern bahnbrechend gewirkt. Er hat das erreicht, indem er das Gute immer da und immer dann that, wo und wann ein einzelner Notfall sein liebewarmes Herz ergriff; dann ist er eingetreten mit der Antwort der That, entsprechend seinem schönen Grundsatz: „Lasset uns Gott lieben, aber mit der Kraft unserer Arme und im Schweiß unseres Angesichts.“ Von der einzelnen heroischen Hilfeleistung aus fand er dann vermöge seines bedeutenden praktischen Talents den Weg zu Gründungen, die sich überaus fruchtbar erwiesen haben. Zu seiner Genossenschaft der Missionsbrüder (gegründet 1617) kam er so. Die Beichte eines alten, ehrbaren Bauern zeigte ihm den wahren Zustand, in dem das Volksleben bei äußerer Kirchlichkeit sich befand. Er begann daher, auf den Gütern der Gräfin Gondi, deren Hausgeistlicher er

war, Erweckungspredigten, zu denen ihn außer seinem glühenden Eifer auch die Gabe kurzer, treffender Rede besonders befähigte. Daraus wurde eine regelmäßige Einrichtung, schließlich der Zweck einer Ordensgründung. Die Missionsbrüder, auch Lazaristen genannt (nach ihrer Wohnung in einem Haus St. Lazare in Paris), predigten, wohin der Bischof sie sandte; mindestens drei zusammen gingen sie in die Gemeinde, in der sie arbeiten sollten; täglich wurde morgens eine Predigt, mittags eine Unterredung mit den Kindern, abends eine solche mit den Erwachsenen gehalten; dazu kamen täglich neun Stunden Beichthören, Krankenbesuche, Konferenzen mit den Geistlichen der Umgegend, als Abschluß des Ganzen eine Kommunionfeier. Die Brüder arbeiteten unter Hofleuten und Bettlern, unter Soldaten, Galeerensträflingen, unter Christensklaven in Algier und Tunis. Ihre Missionen sind für die Geschichte des katholischen Lebens in der Neuzeit von der allergrößten Bedeutung geworden. In Deutschland hat die gleiche Arbeit erst seit 1848 Eingang gefunden, und zwar waren es Jesuiten und Redemptoristen, auch Kapuziner und Franziskaner, welche sie trieben. Sie ist in unserer Evangelisation auf evangelischem Boden, freilich viel später, aufgenommen worden.

Eigentümlich ist die Innere Mission, welche Vincenz an den berufenen Vertretern der Kirche selbst ausübte und welche ihm ungemein wichtig war. Er hielt mit ihnen Exercitien, erbauliche Zusammenkünfte von elf Tagen Dauer, bei denen es auf Selbstprüfung und tiefere Gründung in der kirchlichen Wahrheit abgesehen war. Er hatte damit den Erfolg, daß jährlich etwa 200 Geistliche teilnahmen; später durften sich auch Laien beteiligen. Auch damit hat er etwas eingeführt, was in der katholischen Kirche unserer Zeit eine nicht unbedeutende Rolle spielt; das richtige evangelische Gegenstück dazu ist noch nicht gefunden.

Weit bekannter als der Orden der Missionsbrüder ist die andere Gründung des seltenen Mannes, die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern. Eine Sammlung, die Vincenz für eine kranke Familie veranstaltete, brachte so viele Gaben, daß es ihm geraten schien, durch Gründung eines Frauenkrankenvereins der vorhandenen Gebe- und Dienstwilligkeit eine geordnete Gelegenheit zu

segensreichem Wirken zu geben. Verheiratete und Ledige konnten dabei mithelfen. Seine Vertreterin in der Leitung des Vereins, die Witwe le Gras, gründete zahlreiche neue Vereine dieser Art, überzeugte sich aber bald von der Notwendigkeit, technisch geschulte und zuverlässige Kräfte für die wachsende Arbeit anzustellen. Um dies



Hospital St. Jean in Angers.

zu ermöglichen, legte sie im Jahr 1634 selber die Gelübde in Vincenz' Hand ab. Der Orden der barmherzigen Schwestern, der damit gegründet war, wurde 1646 bestätigt und brachte es noch zu Lebzeiten des Vincenz auf 28 Töchterhäuser. Er ist etwas ganz anderes als die mittelalterlichen Spitalorden, auch als die Bettelorden. Der praktische Dienst an den Kranken und Armen ist es, der die ganze Gestaltung dieser schon neuzeitlich gearteten Organisation bestimmt. Die barmherzigen Schwestern sind keine Nonnen, sind auch nicht

an ein einzelnes Spital gebunden. „Ihr Kloster,“ sagt Vincenz in seiner blühenden Sprache, „sind die Häuser der Kranken, ihre Zelle ist eine ärmliche, oft nur gemietete Kammer, ihre Kapelle die Pfarrkirche, ihre Klausur der Gehorsam, ihr Sprachgitter die Gottesfurcht,



Vincenz von Paul.

ihr Schleier die Bescheidenheit.“ Wenn es der Dienst verlangt, dürfen sie ihre Andachtsübungen, selbst die Messe versäumen. Ihr Gelübde legen sie immer nur auf ein Jahr ab, dies deswegen, damit es möglich wird, Untüchtige auszuscheiden. Sie wählen ihre Vorsteherin selber, und zwar aus ihrer Mitte auf drei Jahre. Mit

welcher Freiheit hat also Vincenz den Gedanken der mittelalterlichen Genossenschaft umgebildet! Und wie gewaltig ist der Dienst, welchen er mit dieser Neubildung seiner Kirche geleistet hat!

Mit einem Wort sei wenigstens noch hingewiesen auf das, was Vincenz mit seinem Herzen reich an Liebe und seinem schöpferischen Blick für die Galeerensträflinge gethan hat; er hat diesen Unglücklichen nicht bloß gepredigt, sondern auch ein Krankenhaus für sie errichtet, in welchem gleichzeitig 350 derselben, die sonst in Ketten gestorben wären wie die andern, Aufnahme finden konnten. Als er einmal auf der Rückkehr von einer Mission unter den Mauern von Paris einen Bettler traf, der eben daran war, ein verlassenes Kind zu verstümmeln, um mit seinem Gebrechen bei seinem Bettel Mitleid zu erwecken, entriß er es ihm und brachte es in das Findelhaus. Von da an studierte er das Elend der verlassenen Kinder, fing an, sie in den Straßen aufzulesen und brachte so manchmal abends zwei oder drei derselben in seinem Mantel nach Hause. Die barmherzigen Schwestern übernahmen die Pflege mit Freuden, und aus diesen Anfängen entwickelte sich eine ausgedehnte Fürsorge für verwaiste und verwahrloste Kinder, an der sich auch die Regierung beteiligte.

Ein Zug freilich in dem sonst so anziehenden Bild von Vincenz hat für evangelische Augen etwas Widerliches. Er hat bei allem, was er that, zugleich die Bekehrung der ketzerischen Protestanten im Auge gehabt. Gerade auch seine barmherzigen Schwestern sollten für dieses Ziel arbeiten, und es war jedesmal ein großer Jubel in seinem Hause, wenn wieder eine Nachricht von erfolgreicher Propaganda der Schwestern unter den von ihnen gepflegten Ketzern einlief. Auf den Galeeren waren ihm die Schlimmsten nicht etwa Mörder und ähnliche Verbrecher, sondern die Hugenotten. Von allem, was er that, sollte eben doch seine Kirche den größten Vorteil haben.

D. In der Zeit des Pietismus und der Aufklärung.

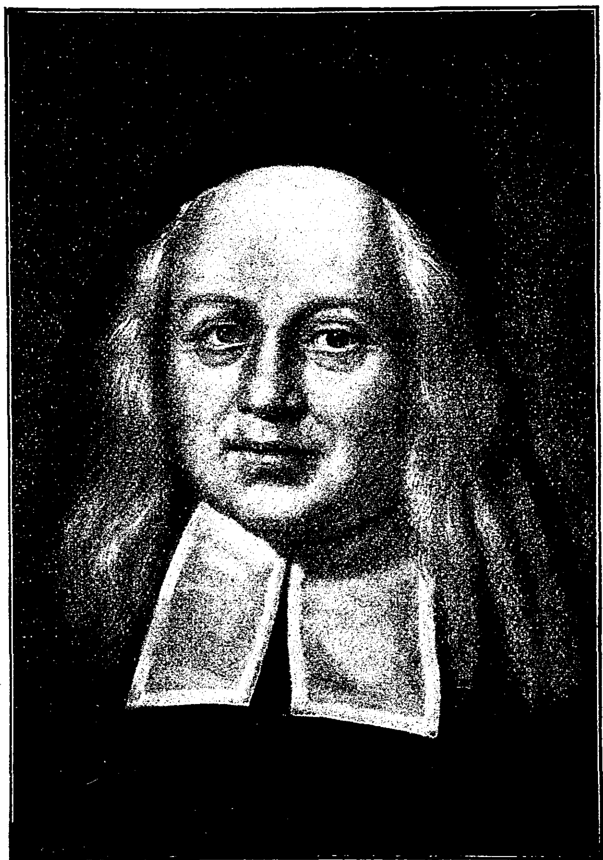
Pietismus und Aufklärung darf man nicht bloß in das Verhältnis des Gegensatzes bringen. In unserem Zusammenhang jedenfalls gehören sie zusammen als der Boden, auf welchem die Wurzeln der Inneren Mission liegen. Beide haben eine Richtung

auf das Praktische; aber der Pietismus geht aus von einer Vertiefung des religiösen Innenlebens, die nur immer Mühe hat, sich von Unnatur schwärmerischer oder treiberischer Art freizuhalten, die Aufklärung von dem vernunftmäßig erfaßten Begriff edler Menschlichkeit, wobei die Gefahr der Verflachung nahe liegt. Beide waren eine gesunde Reaktion gegen das Dogmengezänk und die Bureaukratie der Orthodoxiezeit; aber während der Pietismus mit seiner etwas kurz geratenen Art von Frömmigkeit darauf ausgeht, kleinere Kreise von Erweckten zu sammeln, welche ein Licht, wenigstens ein Lichtlein für die Gesamtgemeinde sein sollen, bringt die Aufklärung christliche Moral ins Volk, zumal in das Bürgertum. Insofern dienten beide dazu, das Wirken der Inneren Mission vorzubereiten; das Herzmäßige des Pietismus und das klare, weitblickende Auge der Humanität, wie sie die edleren Vertreter der Aufklärung verkündigten, müssen in ihr beisammen sein, wenn sie gesund bleiben soll.

Segen und Schranken des Pietismus.

Spener, Francke und Zinzendorf sind die Männer, an deren Namen sich knüpft, was der Pietismus in seiner Ursprungszeit Schöpferisches gewirkt hat. Spener, der Senior in Frankfurt a. M. (1665) und Oberhofprediger in Dresden (1668), hat auf dem Boden größerer Gemeinden die Notwendigkeit einer kirchlichen Reform erkannt und die Pläne dafür gezeichnet und zum Teil auch in die Praxis übertragen; seine Gedanken gingen auf wirkliche christliche Volkserziehung statt bloßer kirchlicher Abrichtung, auf Einführung der nichttheologischen Welt in die Schrift, damit sie im stande sei, ihr Priestertum in Haus und Gemeinde wirklich auszuüben, auch auf Uebernahme wichtiger Aufgaben der Armenfürsorge durch die kirchliche Gemeinde mit geordneter Verwertung der Laienkräfte. Von seiner pia desideria blieb bei seiner schüchternen Art nur leider sehr viel bloßer frommer Wunsch. Doch hat er mit seinen biblischen Besprechungen im Kreis von Gemeindegliedern, und zwar vorwiegend von Männern aus den gebildeten, jedenfalls mittleren und höheren bürgerlichen Ständen, den Anstoß zu einer äußerst segensreichen Bewegung gegeben.

August Hermann Francke war eine ganz andere Natur, energisch und selbstbewußt, und doch wahrhaft demütigen Sinnes, wo es die großen Dinge galt, welche Gott durch ihn ausführen wollte; sagt er doch: „Ich habe still gesessen und nicht einen Schritt



August Hermann Francke.

weiter gethan, als ich den Finger Gottes vor mir hatte; wenn ich dann sah, was die Hand Gottes vorhatte, trat ich als Knecht hinzu und brachte es ohne Sorge und Mühe zu stand.“ Mit dem demütig innigen Gottvertrauen, welches sich in diesem Wort ausspricht, ver=

band sich in ihm ein merkwürdig nüchterner Sinn und eine bedeutende Gabe der Organisation. So ist er der Gründer des Waisenhauses in Halle geworden (Gründungsjahr 1696). Die Geschichte dieses Hauses, eine Geschichte heldenhaften Glaubens und wunderbarer Gebetserhörung, machte schon damals den tiefsten Eindruck. Sie ist auch deswegen von großer Bedeutung, weil man hier sehen konnte, wie viel doch gleichgesinnte Fromme zu stande bringen können, wenn sie ihre Kräfte vereint an ein gutes Werk setzen, und gerade auch das hat für manche spätere Unternehmung vorbildlich gewirkt. Außerdem ist das Franckesche Waisenhaus ein Beweis dafür, wie viel Ernst und Kraft der Pietismus an die Schulung und Erziehung, und zwar nicht bloß der niederen Schichten des Volks verwendet hat; nach dem Muster von Halle ist eine ganze Anzahl von Waisen- und Erziehungshäusern, auch Gymnasien gegründet worden. Das Hallesche Waisenhaus ist durch das Verdienst von Franckes thatkräftigem Freund, Freiherrn v. Cannstein, außerdem die Stätte geworden, von der aus die Heilige Schrift, zu unerhört billigem Preise hergestellt, in einem bibelarm gewordenen Volk verbreitet werden konnte.

Graf Zinzendorf endlich hat in seiner Brüdergemeinde gezeigt, was ein inniges christliches Gemeinschaftsleben vermag (Gründungsjahr von Herrnhut 1722). Hier wurde wirklich der Graf der Bruder des Handwerkers, und bei allen Absonderlichkeiten des Kreises, an welchen Zinzendorf selbst kein geringes Teil von Schuld trägt, findet sich doch in ihm so viel Glaubensinnigkeit, Liebeseifer und Selbstverleugnung, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn er der Quellpunkt der Heidenmission geworden ist und auf die Bildung anderer frommer Gemeinschaftskreise befruchtend gewirkt hat. Man spricht heute noch gern etwas geringschätzig von pietistischem Konventikelwesen. Dabei vergißt man, daß die pietistischen Gemeinschaften eine überaus heilsame Ergänzung der kirchlichen Amtsbureaukratie, ein gesundes Gegengewicht gegen engherzige Rechtgläubigkeit und später gegen verflachte Vernunftgläubigkeit, manchmal die einzigen Quellen des Lebens in dürrer Zeit gewesen sind. In ihnen fanden namentlich auch geistesmächtige Nichttheologen Raum zur Verwertung ihrer Gabe der populären Schriftauslegung;

man denke an die Stundenhalter in Württemberg und am Niederrhein (Tersteegen!). In Württemberg sind diese Gemeinschaften namentlich auch deswegen ein Salz für die Kirche gewesen, weil sich hauptsächlich die bäuerlichen und kleinbürgerlichen Kreise zu ihnen hielten. In Norddeutschland pflegten die Vornehmen darin den Ton anzugeben. Die Gemeinschaften haben ihr kräftiges Glaubensleben bewährt, indem sie das Interesse an allerlei Werken der Liebe weckten und pflegten. So sind sie in gewissem Sinn Vorbilder, jedenfalls Vorläufer unserer Vereine für Innere Mission gewesen.

Der Pietismus hat einen Anlauf zur Volkserziehung genommen. Er hat in einer Zeit, in welcher französischer Leichtsinn an deutsche Höfe kam und von diesen aus ins Volk drang, viel sittlichen Ernst in die Christenheit hineingetragen, was man insbesondere an der Geschichte der Volkssittlichkeit im engeren Sinn studieren kann. Aber sein Einfluß hielt nicht lange vor und drang doch nicht genügend in alle Schichten des Volks. In den pietistischen Kreisen wurde das Christentum zu sehr als Privatsache aufgefaßt; es fehlte der volkskirchliche Horizont. Man kam allzu leicht dazu, die große Masse des Volks als Welt anzusehen, der doch nicht mehr zu helfen sei, und aus der man eben etliche Seelen zu retten habe. Für Gemeindeordnung und Gemeindeorganisation im Sinn der niederdeutschen Diakonie hat man trotz der Anregung Speners kaum etwas gethan. Diese enge Art, welche heute noch die Schwäche vieler altpietistischer Kreise ist, hat sich namentlich auf dem Gebiet der Erziehung gerächt. Wie einseitig war man im Waisenhaus Franckes: kein Spiel, nicht einmal das Ballspiel wurde geduldet. Man hat für das allgemein Menschliche zu wenig Sinn gehabt, das specifisch Christliche zu früh und zwar in der Form des Zwangs in das Kinderherz hineinzubringen gesucht. Unter einer Ergötzlichkeit verstand man im Waisenhaus in Halle, wenn man den Kindern im Garten oder auf dem Feld aus Arnds wahrem Christentum vorlas. So brachte man die Jugend immer wieder in die Gefahr der Heuchelei oder einer Entwicklung, die entweder zu einem einseitigen, geistig verkümmernden Wesen oder zum Abwerfen der tieferen Frömmigkeit überhaupt führen mußte.

Licht- und Schattenseiten der Aufklärung.

Die Worte Aufklärungszeit und Rationalismus haben heute noch, vielleicht kann man auch sagen, heute wieder für viele kirchliche Ohren einen bedenklichen Klang. Aber der Rationalismus ist wirklich besser gewesen als sein Ruf. Gerade auf dem Gebiet des praktischen, des gemeinnützigen Lebens hat er volkserziehend gewirkt. Durch seine einseitige, oft allzu hausbackene Betonung des Nützlichen hat er den Sinn für Pflege der Volkswohlfahrt in die breiten Massen des Bürgertums gebracht. Andererseits hat seine nüchterne, oft nur allzu nüchterne Betonung des Vernunftmäßigen den Blick für die wirklichen Verhältnisse und ihre Not geschärft, ebenso den Blick für die rein weltlichen Mittel der Abhilfe erweitert. Es war doch nur eine Wiederaufnahme des Gedankens, den schon die Reformation aufs neue betont hatte, wenn man mit aller Entschiedenheit die Erziehung zur Arbeit und durch die Arbeit bei der Armen- und Kinderfürsorge in den Vordergrund stellte. In dieser Richtung hat namentlich Pestalozzi, der Normaltypus dieser Zeit, mit allem Nachdruck gewirkt. Sind ihm auch seine eigenen Unternehmungen (Armenschule in Neuhof 1775—80, in Stanz 1798) infolge seiner von ihm selbst eingestandenen „unübertrefflichen Regierungsunfähigkeit" mißglückt, so war er doch gerade auf dem schwierigen Gebiet der Rettung verwahrloster armer Kinder groß infolge seines unerschütterlichen Vertrauens in die Besserungsfähigkeit auch des verdorbensten Kindes. Er hat dabei durchaus nicht alles von seiner pädagogischen Methode, auch nicht von der mit Recht hochgeschätzten Macht der Arbeit erwartet, sondern hat auch jeden Morgen und Abend mit seinen Kindern gebetet und wollte sie erziehen zum „Glauben an Gott, den Vergelter des Guten und Bösen, und an Jesus, ihren Erlöser, Freund und Bruder."

Freilich, wie ganz anders waren die Erfolge bei seinem Zeitgenossen, der in manchen Zügen an Pestalozzi erinnert, aber ihn vermöge seiner tiefer begründeten Frömmigkeit und seines hervorragenden praktischen Geschicks an segensreichem Wirken weit übertrifft, bei dem Pfarrer Oberlin im Steinthal (1740 bis 1827). Oberlin stellt in seiner Person eine merkwürdige Verbindung

von Pietismus und Aufklärung dar und ist insofern ein rechter Mann der Inneren Mission gewesen, freilich auf einsamem Posten, in der abgelegenen Vogesenpfarrei Waldersbach, in welcher er vierzig Jahre thätig gewesen ist. Vom Pietismus schon in seiner Jugend beeinflußt, war er doch auch von Swedenborgs eigenartigen Lehren, die man treffend einen phantastischen Rationalismus genannt hat, abhängig und geht in seinem gemeinnützigen Wirken ganz die Wege,



Oberlin.

welche die Aufklärung von einem richtigen Pfarrer erwartete. Er ist als Pfarrer zugleich Kulturpionier in seiner verwahrlosten Gemeinde gewesen, hat für Wege gesorgt, wobei er gelegentlich selbst Haue und Schaufel zur Hand nahm, hat Industrieschulen eingeführt, seine Bauern zur Stallfütterung angeleitet, eine Leih- und Sparkasse gegründet; die Geschichte seiner Gemeinde ist ein anschaulicher Beweis dafür, wie ökonomische Hebung und Gewöhnung zur Arbeit Hand in Hand mit Predigt, Seelsorge und Jugendunterricht gehen muß, wenn es wirklich aufwärts gehen soll. Dabei hatte Oberlin das große Glück, eine Dienerin neben sich zu haben, Luise Schep-

ler (1763—1837), eine rechte Dorfdiakonisse ohne Ordenskleid, welche neben der Versorgung seines Hauswesens ihm eine unermüdlich treue, in seltenem Maß aufopferungswillige Gehilfin in der Jugend-, Armen- und Krankenpflege innerhalb der Gemeinde war. Sie ist es gewesen, welche im Jahr 1779 die erste Kleinkinderschule in der evangelischen Kirche gegründet hat. Ihr ganzes Wesen kennzeichnet am besten die eine Thatsache, daß sie sich als Dreißigjährige als Neujahrsgeschenk von Oberlin ausbat, fortan ihm ohne Lohn dienen zu dürfen.

Für die Jugenderziehung hat die Aufklärungszeit unter Anleitung von Männern wie Pestalozzi viel gethan. Sie hat nur von der Schule überhaupt, namentlich von der neu erfundenen Methode viel zu viel erwartet. Man glaubte, wo die richtige Belehrung und Gewöhnung rechtzeitig einsetze, da müsse geholfen sein. Hier rächte sich die Ueberschätzung des Verstandesmäßigen und die Unterschätzung der Macht der Sünde auch im Kindesherzen. Damit hängt der andere Fehler zusammen, daß man den guten Willen derer überschätzte, die man zum Gutesthun aufmuntern wollte. Die menschliche Natur, so wurde gerechnet, ist durchaus edel angelegt; also kommt es nur darauf an, mit den richtigen, namentlich das Gefühl anregenden Worten an sie zu appellieren, dann werden die schönen Thaten sich bald einstellen. Aber so viel von dergleichen deklamiert wurde, die Ausdauer und Opferwilligkeit, wie sie zu Werken der Barmherzigkeit nötig ist, trat doch nur in verhältnismäßig geringem Maß hervor. Die Beweggründe reiner Humanität, so gut sie gemeint waren, reichten eben doch nicht zu. Daher wurde gerade in jener Zeit die Armenversorgung wieder schlechter, die Pflege der Kranken in den Spitälern erst recht, weil das Wartepersonal meist aus überaus zweifelhaften Personen bestand. Die Abneigung gegen das Spital, welche man heute noch namentlich in ländlichen und in den kleinbürgerlichen Kreisen unserer Städte antrifft, mag wohl zum guten Teil aus den Erfahrungen jener Zeit zu erklären sein.

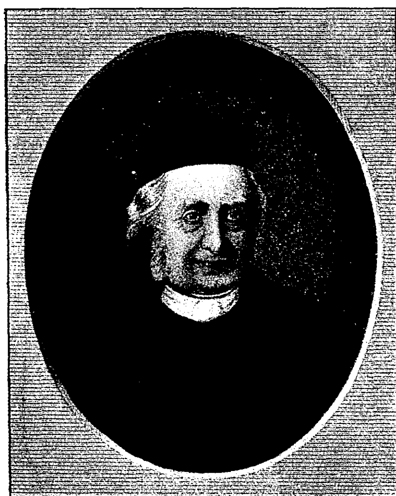
E. Die Kindheits- und Jugendzeit der „Inneren Mission“ in den Jahren des wiedererwachenden Glaubenslebens.

Revolution und Krieg haben den Volksboden aufgerissen, in welchem Gott die kräftigen Samenkörner neuen, innigen Glaubenslebens streute. Die Bewegung der Geister, welche von der französischen Revolution ausging, hat das Bürgertum doch erst recht zum Bewußtsein seiner Würde, und was mehr ist, seiner Verpflichtung gebracht, hat ihm auch größere Bewegungsfreiheit verschafft, lauter Voraussetzungen, ohne welche die Innere Mission nicht hätte gedeihen können. Die Freiheitskriege aber haben endlich wieder das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Stände des Volks geweckt und haben unser Volk wieder gelehrt, in der Not zu Gott zu kommen. So thaten sich im Volk die Thüren auf, durch welche die heilsamen Einflüsse der erweckten kleineren Kreise, der „Stillen im Lande“, eindringen konnten.

Die Christentumsgesellschaft.

Die zerstreuten Häuflein der frommen Seelen zu sammeln zu gemeinsamer Beförderung des Guten innerhalb der Kirche war schon im Jahr 1780 der fruchtbare Gedanke des Seniors von Augsburg, Johann August Urlsperger. Er wollte hauptsächlich gesunde biblische Erkenntnis verbreiten und die Angriffe auf den Bibelglauben durch gemeinsame litterarische Arbeit zurückweisen. Dabei dachte er, obwohl für seine Person lutherisch gesinnt, alle wahren Kinder Gottes ohne Unterschied der Konfession vereinigen zu können; wenn er dabei fromme Katholiken nicht ausschließen wollte, so hatte er nach den Erfahrungen jener Zeit der ersten Liebe guten Grund dazu, standen doch viele Erweckte aus beiden Kirchen damals in vertrautem Verkehr. Aus dem ursprünglichen Gedanken ist nichts geworden. Dagegen bildete sich infolge der Anregung Urlspergers 1785 die „deutsche Christentumsgesellschaft“ mit dem Sitz in Basel auf Grund eines mehr praktischen Programms, in welchem die Unterstützung evangelischer Gemeinden in katholischer Umgebung, die Förderung der Heidenmission und die Fürsorge für verwahrloste Kinder wichtige Punkte waren. Die Gesellschaft war hauptsächlich

vertreten in Süddeutschland und der Schweiz, ebenso aber auch in Hamburg und Umgebung. Sie war die Muttergesellschaft einer ganzen Reihe von hochwichtigen Unternehmungen der Aeußeren und Inneren Mission. Die Gründung des Basler Missionshauses (1816) geht auf ihre Kreise zurück; die Sekretäre, unter denen namentlich der einzige Nichttheologe Christian Friedrich Spittler



Christian Friedrich Spittler.

(1782—1867) als wahrhaft patriarchalische Gestalt hervorragt, hielten die mit einander verbundenen Kreise der Erweckten auf dem Laufenden über alles, was an Werken der Liebe ins Leben getreten war. Zu diesen Unternehmungen angeregt zu haben, war das Hauptverdienst der Christentumsgesellschaft, die denn auch bald hinter denselben zurücktritt. Spittler, in dessen treuer Seele manche der fruchtbarsten Gedanken, freilich neben andern unpraktischen Plänen, aufgekeimt waren, war der letzte Sekretär, schließlich sogar der einzige Vertreter der Gesellschaft.

Englische Anregungen.

Schon die Christentumsgesellschaft war nach englischem Vorbild entstanden. England hatte in seinem Methodismus vor uns

schon eine Innere Mission bekommen. Die größere bürgerliche Freiheit und politische Geschlossenheit, wohl auch der praktischere, energische Nationalcharakter hatte dort früher zu einer freien Vereinigung der Erweckten zum Zweck der Beförderung von Erkenntnis und Leben in der Kirche geführt. Wesley († 1791) ist es gewesen, der die Losung ausgegeben hat, die so recht ein Wahlspruch auch unserer Inneren Mission geworden ist: die Kirche muß zu den Leuten gehen, wenn die Leute nicht zur Kirche kommen. Freilich hatte seinerseits er mit seinen Freunden Anregungen von den pietistischen Kreisen in Halle bekommen. Für uns kam es darauf an, das Gute, was England uns bieten konnte, aufzunehmen, ohne die ganz anders gearteten deutschen kirchlichen Verhältnisse zu verwirren. Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts bildeten sich in England eine Reihe großer Gesellschaften, welche die Angehörigen verschiedener Denominationen (kirchlicher Richtungen) in sich vereinigten, 1795 die Londoner Missionsgesellschaft, 1799 die Traktatgesellschaft, 1804 die britische und ausländische Bibelgesellschaft. Alle diese bedeutenden Gründungen haben die Bildung ähnlicher, segensreicher Vereine bei uns zur Folge gehabt. Der frühere Sekretär der Christentumsgesellschaft, Steinkopf, hat als deutscher Pfarrer von London für die Verpflanzung des Gedankens der Bibelverbreitung in Deutschland gewirkt und durfte schon im Gründungsjahr der Londoner Gesellschaft eine solche in Nürnberg und in Basel entstehen sehen. Etwas später zündete der Gedanke der Traktatgesellschaft (im Wupperthal 1814, im gleichen Jahr Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten, 1820 in Hamburg für die niedersächsischen Gebiete). Unser Volk hatte leider den Geschmack für die guten alten „Tröster", für die Erbauungsbücher eines Arndt und Scriver, verloren. Man hat nun aber bei Beginn des 19. Jahrhunderts sich weder darauf beschränkt, die alten gediegenen Schätze dem christlichen Haus wieder lieb und wert zu machen, noch sich um Schaffung einer neuen Erbauungslitteratur von deutschem Fleisch und Blut gehörig bemüht, sondern viel englische Ware in deutscher, oft erst noch schlechter Uebersetzung herübergenommen, ein Umstand, welcher lange Zeit und nicht mit Unrecht, in unserem Volk ein Vorurteil gegen „Traktätchen" erzeugt und genährt hat. Wie

man damals für das englische Geld, welches man zum Anfangen, aber auch lange nachher noch bekam, sehr dankbar war, so auch für die leicht zu gewinnenden englischen Bekehrungsgeschichten mit ihrer schablonenhaften Manier.

Von besonderer Bedeutung für die Anfänge der Inneren Mission war die Verpflanzung einer andern englischen Pflanze in deutschen Boden, nämlich die der Sonntagsschule (1803 Gründung der interdenominationellen Sonntagsschulunion in London, 1824 erste Sonntagsschule in St. Georg bei Hamburg). Pfarrer Rautenberg, welcher die Hamburger Sonntagsschule leitete, spricht gelegentlich davon, man müsse Missionar werden „für das mehr als heidnische Elend in unsern Mauern“. Es ging eben hier wie immer: je tiefer man in die Arbeit hineinkommt, um so mehr sieht man die Not. Das war bei der Sonntagsschule um so mehr der Fall, als die Lehrer und Lehrerinnen derselben beim Besuch der Kinder lehrreiche Einblicke in den thatsächlichen Zustand der Hamburger armen Familien bekamen. Einer der Besucher war Johann Hinrich Wichern; ihn trieb, was er sah, in die Arbeit der Rettung verwahrloster Kinder, in das Rauhe Haus, in die Innere Mission überhaupt hinein.

Die Rettungshäuser.

Die napoleonischen Kriegszeiten, ebenso das Hungerjahr 1816/17 hatten einen Zustand mannigfaltigen Volkselends zur Folge, der sich nicht zum wenigsten in der traurigen Verwahrlosung eines Teils der Kinderwelt zeigte. Hier that gründliche Hilfe not, und sie kam von verschiedener Seite. Den Anfang machte ein Mann, der alles war, nur kein Pietist, Johannes Falk, der so ehrlich war zu bekennen, daß die jammervolle Not, die er während der Kriegszeit miterlebt hatte, für ihn „die elende, von Dünkel, Hochmut und Aufklärung gebaute Scheidewand zwischen Büchern und Menschen niedergerissen“ habe. Er lernte seinem Gott in dem Dienst der aufopferndsten Nächstenliebe dafür danken, „daß er, anstatt wie die andern“ ihn „als Schreibpapier zu verarbeiten,“ ihn „als Charpie benützte und in die offene Wunde der Zeit legte“. Von ihm stammt das herrliche Wort: ich hatte „angefangen zu leben, d. h. für andere

zu leben." Erst Litteraturgeist, dann Dichter, dann Naturforscher und Philosoph, 1806 wegen seiner Verdienste um das Weimarer Land nach der Schlacht bei Jena zum Legationsrat ernannt, widmete er sich seit 1813 der Erziehung verwahrloster Kinder, die er buchstäblich von den Landstraßen und Zäunen zusammenholte. Dabei stand ihm zur Seite die von ihm gegründete „Gesellschaft der Freunde in der Not"; in dem Lutherhof in Weimar fand er einen Mittelpunkt für seine Arbeit. In seinem Wesen findet sich nichts



Johannes Falk.

Schwärmerisches, aber auch nichts Pedantisches; es war eine fromme und freie Persönlichkeit, welche den Kindern das Christentum „einleben und einlieben wollte".

Wenn Falk die Losung ausgesprochen hat: „Von der Jugend muß die Wiedergeburt des Volkes anfangen," so war das ein Gedanke, der auch sonst in die Kinderrettungsarbeit hineingeführt hat. Die Gründung der wichtigen Rettungsanstalt in Beuggen (auf badischem Gebiet bei Basel) im Jahr 1820 ist aus diesem Gedanken herausgeboren. Spittler wollte, nachdem der Anfang mit der Heidenmission in Basel gemacht war, für das Elend „der armen

Kinder und Gemeinden in der Heimat" etwas Aehnliches beginnen; er war es, der den trefflichen Juristen Christian Zeller als Hausvater der neuen Anstalt gewonnen hat. Beuggen ist eine Art Mutteranstalt für das Gebiet des süddeutschen Pietismus geworden, nicht bloß weil nach seinem Muster viele ähnliche Kinderrettungshäuser gebaut wurden — Württemberg allein hatte schon 1843 nicht weniger als 22 derselben mit mehr als 1000 Kindern und einer jährlichen Einnahme von über 50 000 Gulden, — sondern auch deswegen, weil Beuggen die Ausbildungsstätte für „Armenschullehrer" wurde, für Männer, welche als Lehrer und Erzieher in armen Gemeinden oder Anstalten der Barmherzigkeit Liebesdienst leisten sollten. Als Pestalozzi im 80. Jahr seines Lebens die Anstalt besuchte, ein halbes Jahr vor seinem Tod (1826), sprach er gerührt aus: „Das ists, was ich wollte."

Anregungen und Ansätze auf dem Gebiet der weiblichen Diakonie.

Immer noch war in Deutschland, wenigstens auf evangelischer Seite, der reiche Schatz, der in Gemüt und Kraft der frommen Frau verborgen liegt, dem Dienst barmherziger Liebe nicht nutzbar gemacht. England mit seiner viel freieren Stellung, welche es der Frau einräumt, ist uns auch hier weit voraus gewesen. Dort konnte eine Hanna More (1745—1833) Armenschulen und Armenvereine gründen und selbst die praktische Illustration geben zu ihrem schönen Wort: „Barmherzigkeitsübung ist der Beruf einer Frau, die Sorge für die Armen ist ihre Aufgabe." Sie ist es in England gewesen, welche durch treffliche volkstümliche Traktate, welche sie schrieb, während der französischen Revolution gesunde christliche Gedanken verbreitet hat. Elisabeth Fry vollends, die als Quäkerin gewohnt war, daß die Frau selbst in Beziehung auf das Reden in religiösen Versammlungen gleiches Recht mit dem Mann habe, hatte sich nicht zu scheuen, die jämmerlich verwahrlosten englischen Gefängnisse persönlich zu betreten (erstmals Newgate in London 1813), den verkommenen weiblichen Gefangenen zu predigen und durch Frauenbesuchsvereine, aber auch durch Anrufung öffentlicher Hilfe für Verbesserung des Loses der Gefangenen und Entlassenen zu wirken. Bis zu ihrem Tode (1845) war es ihr

vergönnt, in England, aber auch in Frankreich und Deutschland, hier auf dem Weg persönlicher Fühlung mit König Friedrich Wilhelm IV. und mit Männern wie Wichern und Fliedner zur Gefängnisreform und Gefangenenfürsorge beizutragen.

Die katholische Kirche sah bei uns wenigstens am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die ersten Vertreterinnen der französischen Frauengenossenschaften für die Krankenpflege. Die unschätzbare Hilfe der barmherzigen Schwestern auf den Schlachtfeldern und in den Kriegslazareten war Anlaß, daß man sie auch in Friedenszeiten willkommen hieß. Im Jahr 1811 kamen die ersten Schwestern von der Genossenschaft des heil. Karl (Borromäerinnen aus dem Mutterhaus in Nancy) nach Trier. Drei Jahre zuvor war sogar in Münster eine eigene deutsche Genossenschaft gegründet worden. Doch hat sie mit ihren verhältnismäßig weniger strengen Grundsätzen — es fehlte an der Ablegung eines Gelübdes — weniger Bedeutung erlangt als die ältere französische Kongregation des heil. Vincenz, deren erste Schwestern allerdings erst im Jahr 1832 in deutsches Gebiet kamen, und zwar nach München von Straßburg aus. Auf evangelischer Seite hatte ja das uneigennützige Wirken von Frauen aus allerlei Ständen, wie es während der Freiheitskriege so glänzend hervorgetreten war, die Anschauungen über die Aufgabe des Weibes wesentlich gefördert, und da und dort arbeiteten Frauenvereine in ähnlicher Weise nach dem Kriege weiter. Aber erst das mutvolle Vorgehen einer Jungfrau in Hamburg, welche sich entschloß, während der Cholerazeit 1831 als Pflegerin in ein Krankenhaus einzutreten, brach den Bann des immer noch vorhandenen Vorurteils. Amalie Sieveking, ein fein gebildetes Mädchen, das während des Religionsunterrichts nach ihrem eigenen Bekenntnis nie eine Bibel zu sehen bekommen hatte und sich durch eigenes Suchen an der Hand von Büchern wie Thomas von Kempis „Nachfolge Christi" zu einem tiefer begründeten Glaubensleben durchrang, wollte, angefaßt durch eine französische Schrift, etwas Aehnliches ins Leben rufen, wie es die Genossenschaften barmherziger Schwestern waren, kam jedoch nicht zur Ausführung dieses ihres Lieblingsgedankens, so wenig wie andere mit ähnlichen Plänen. Als 37jährige wagte sie dann den Schritt ins Choleraspital,

den sie selbst als etwas so Ungewöhnliches empfand, daß sie in dem öffentlichen Aufruf, in dem sie Genossinnen werben wollte, ihn ausführlich begründet, ja beinahe entschuldigt. Vom 13. Oktober bis 6. Dezember 1831 pflegte sie, die einzige Frau, welche



Amalie Sieveking.

diesen freiwilligen Dienst wagte, von vielen verlacht, von den Kranken hochverehrt, in dem Krankenhaus in Hamburg. Eine evangelische Schwesternschaft, wie sie ihrem Auge vorschwebte, bildete sich wenige Jahre hernach, aber nicht in der Großstadt, sondern in dem kleinen, bis dahin kaum bekannten Kaiserswerth.

Dritter Abschnitt.

Die Arbeitskräfte und Arbeitsmittel der Inneren Mission.

A. Die führenden Persönlichkeiten.

Was die Innere Mission in den letzten 60, 70 Jahren geworden ist, verdankt sie nicht der Gunst der Behörden, nicht der Trefflichkeit von allerlei wohl ausgeklügelten Paragraphen, nicht dem Geld und nicht den Büchern, sondern den Persönlichkeiten, welche Gott unserem Volk zu rechter Zeit geschenkt hat. Er hat uns Pfadfinder geschenkt, welche mit dem liebewarmen Herzen den sicheren, praktischen Blick, mit der Fähigkeit, glaubenskühn den großen Wurf zu wagen, Treue im kleinen verbunden haben. Der bedeutendste derselben ist

Johann Hinrich Wichern, der Vater und Herold der Inneren Mission (1808—81),

Sohn eines Notars in Hamburg, bekam er in jungen Jahren nach dem Tod seines Vaters Gelegenheit, seine zähe Willenskraft im Kampf mit den Sorgen des Lebens zu bewähren. Mit hohem sittlichem Ernst paarte sich bei ihm ein klarer Verstand, dem es Bedürfnis war, auf den Grund der Dinge zu gehen. Als Student in Berlin bekam er starke Anregungen ebensowohl von dem größten Theologen des 19. Jahrhunderts, Schleiermacher, als von dem Mann, der damals den Mittelpunkt der pietistischen Kreise Berlins bildete, dem Baron von Kottwitz, dem Gründer einer Armenbeschäftigungsanstalt, welche seit 1807 bestand und einer großen Zahl von Verarmten, ja ganzen Familien Rettung aus dem größten Elend bot. Als Kandidat wurde er durch seine Mitarbeit in Rautenbergs Sonntagsschule und Besuchsverein (s. S. 83) auf den Gedanken einer umfassenden Rettungsarbeit geführt; bezeichnend für die prophetische Weite seines Blicks ist die Thatsache, daß er sich sofort den Plan zur Gründung eines ganzen Rettungsdorfs, was ja seine Sache später wirklich geworden ist, innerlich entwarf, ja sogar

aufzeichnete, und zwar ohne den Punkt zu vergessen, auf den er später mit Recht das allergrößte Gewicht gelegt hat, die Ausbildung von Gehilfen aus dem Handwerker- und Bauernstande für die Rettungsarbeit. So wenig Wichern in seinem Wesen etwas einseitig Pietistisches an sich hatte, galt er der Menge der Hamburger Christen doch als sonderbarer „Mystiker", als er den mutigen Schritt in die Praxis der Liebe that und am 31. Oktober 1833 mit Mutter, Schwester und drei verwilderten Hamburger Knaben ein ärmliches Haus vor der Stadt, im Buschwerk gelegen, daher niederdeutsch „Rauhes Haus" genannt, bezog. Die Anstalt wuchs rasch; in den ersten Zeiten erstand fast jedes Jahr ein neues Haus. Das Wichtigste aber war, daß es der klaren Energie Wicherns gelang, in die Kinderanstalt das hineinzubauen, was für die Entwicklung der Inneren Mission von der größten Bedeutung geworden ist, die Brüderanstalt. Diese, in welcher Gehilfen zunächst für das schwierige Erziehungswerk im Rauhen Hause selbst, dann aber für allerlei Zweige der Inneren Mission überhaupt herangebildet wurden, ist recht eigentlich Wicherns persönliches Werk; er mußte ihre Durchführung Schritt für Schritt seinem Komite abringen. Seine „Brüder" bekam er zu einem großen Teil aus den Jünglingsvereinen, welche eben damals emporwuchsen; im Rauhen Haus verwendete er sie dazu, das Familienprinzip in der Erziehung durchzuführen, sofern er jedesmal einer Gruppe von 12 bis 15 Kindern einen Familienbruder als Leiter und daneben noch einen jüngeren Gehilfen gab. In dem Unterricht, den Wichern den Brüdern erteilte, treten zum erstenmal die Umrisse des Gesamtgebiets der Inneren Mission heraus; der Name selbst in dem uns geläufigen Sinn wird von ihm von 1843 an gebraucht. In dem Geist des Hauses, der eine glückliche Verbindung von Ernst und Frohsinn darstellte, wurden die Brüder zu einer praktischen, weltoffenen, nüchternen Frömmigkeit angeleitet. Umgekehrt hat der Verkehr mit den Kreisen, aus welchen die Brüder stammten, das Verständnis Wicherns selbst für die zum Teil radikalen Strömungen in den Handwerkerkreisen von 1848 geschärft und erweitert. Durch das 1844 gegründete Organ „Fliegende Blätter aus dem Rauhen Haus" konnte er für seine Reformideen, die sich ihm immer mehr

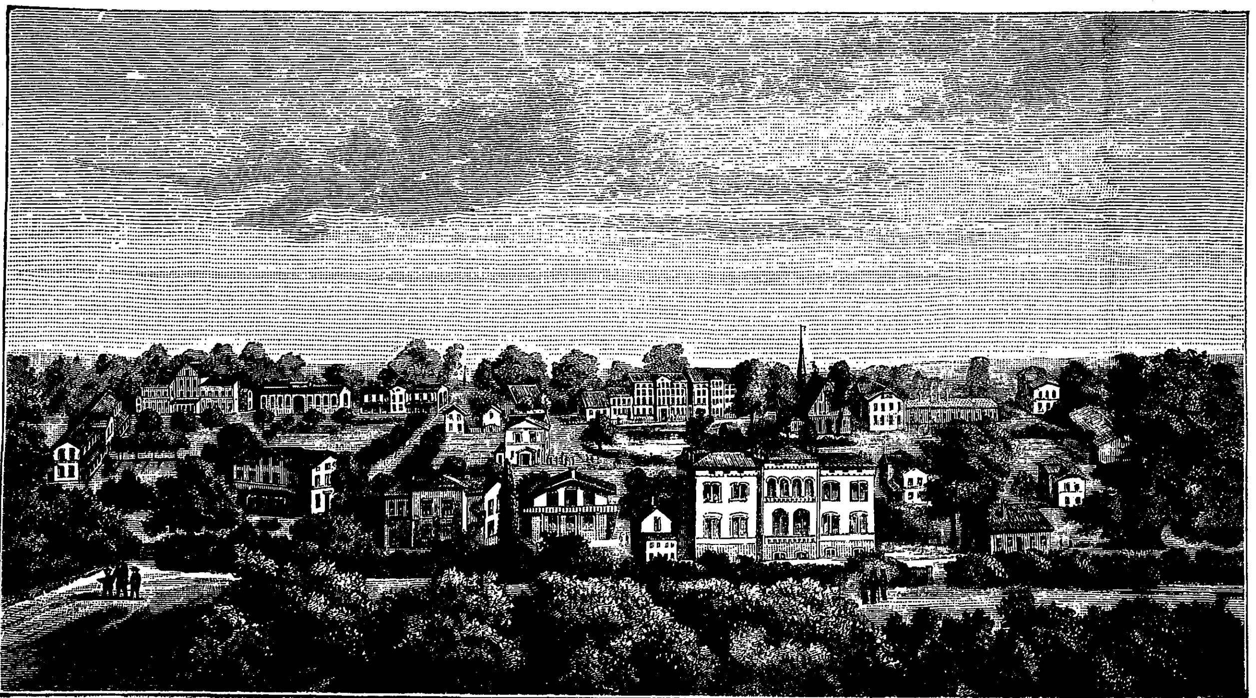
zu dem umfassenden Bild der Erneuerung des ganzen christlichen Volkslebens gestaltete, in weitesten Kreisen wirken.

Die Gelegenheit, in eindrucksvoller Stunde und vor einer bedeutenden Zuhörerschaft dieses Bild zu entrollen, brachte der Kirchentag, den eine freie Vereinigung von hervorragenden Kirchenmännern angesichts der ernsten Ereignisse des Jahrs 1848 nach Wittenberg berufen hatte. Mit der durchschlagenden Kraft seines Worts gelang es ihm hier, am 22. September in improvisierter Rede



Das alte „Rauhe Haus“.

die Versammlung für die Aufgabe der Inneren Mission in der ganzen Weite und Größe, wie er sie verstand, zu begeistern. In der meisterhaften „Denkschrift an die deutsche Nation“, welche er in wenigen Monaten im Auftrag des neugebildeten Centralausschusses für Innere Mission niederschrieb, gab er ein Bild dessen, was an freiwilliger Liebes- und Reformarbeit nach seiner Kenntnis schon damals vorhanden war und eine gedankenreiche, heute noch höchst lesenswerte Darstellung dessen, was werden sollte. In den nächsten Jahren war er unermüdlich dabei, auf Reisen in verschiedenen Teilen Deutschlands seine Ideen ins Volk zu werfen und bedeutsame Ver-



„Rauhes Haus", Hamburg. Gesamtansicht.

einsbildungen anzuregen; auf den Kongressen für Innere Mission, welche sich als der fruchtbarere Teil den Kirchentagen anschlossen, galt sein Wort am meisten. In eine neue Bahn brachte ihn der Auftrag König Friedrich Wilhelms IV., welcher, von Wichern für den Gedanken der Gefängnisreform gewonnen, ihn nun mit der Revision der preußischen Gefängnisse betraute und schließlich (1857) als Mitglied des Oberkirchenrats und vortragenden Rat für Gefängnis- und Armenwesen im Ministerium des Innern in eine Stellung versetzte, welche wegen der vielfachen Zusammenstöße mit der Bureaukratie und der Ueberfülle von Aktenarbeit doch etwas wie ein vornehmes Gefängnis für Wicherns schöpferisch veranlagte Natur gewesen ist. Dem Rauhen Haus konnte er in dieser Stellung weniger sein, als ihm lieb und im Interesse der Inneren Missionsarbeit überhaupt wünschenswert war; dagegen durfte er in Berlin den Grund zur Stadtmission legen und vor den Thoren der Residenz in dem Johannisstift ein Rauhes Haus im kleinen erstehen lassen. Die letzten sieben Jahre seines Lebens wurde er, nachdem ihn 1874 ein Schlagfluß gelähmt hatte, in die Tiefe schweren Leidens geführt. Sein rasches, leicht aufbrausendes Naturell hielt er in ernster Geisteszucht; seinem innersten Wesen nach streng und von einer fast herben Willenskraft war er zugleich ein Mann von tiefem Gemüt und gegen Kinder insbesondere von sonniger Milde. Ein scharfer Beobachter und Praktiker durch und durch hat er doch immer die geistigen Fäden im Auge behalten, welche das einzelne mit der großen Gesamtaufgabe der Inneren Mission verbinden. Wichern hat der Kirche der Neuzeit die Mission, die sie an dem evangelischen Volke hat, so ernst, so klar, so umfassend vor Augen gestellt wie kein anderer.

Theodor Fliedner, der Erneuerer des Diakonissenamts (1800—64).

Auch Fliedner hat eine schwere Jugend gehabt. Sein nüchterner, immer auf das Wesentliche gerichteter Sinn fand in einer glaubensarmen Zeit ohne viel Anleitung den sicheren Weg biblisch begründeten Glaubens. Mit 22 Jahren Pfarrer in dem kleinen Kaiserswerth am Rhein, unweit von Düsseldorf, auf einer Stelle mit 180 Thaler Gehalt, hatte er, um die Existenz seiner Kirchengemeinde

zu sichern, Kollektenreisen in Rheinland, Holland und England zu machen. Das war für ihn die Schule, in welcher er die Bedeutung der Thätigkeit der Frau in der Gemeinde, die Gefangenenfürsorge in England, namentlich aber die Stellung des Diakonissenamts in den reformierten und mennonitischen Gemeinden Hollands (s. S. 66) kennen lernte. In der Heimat verwertete er das Gelernte zuerst in dem wesentlich durch ihn gegründeten rheinisch-westfälischen Gefängnisverein (1826), zu dessen Präsidenten er übrigens — so friedfertig war damals noch das Verhältnis der Konfessionen zu einander — einen katholischen Grafen vorschlagen konnte, sodann in der freiwillig übernommenen Seelsorge im Düsseldorfer Gefängnis. Aus dieser Arbeit erwuchs die Aufnahme einer entlassenen Gefangenen im Herbst 1833; das Asyl war ein Gartenhaus, 10 Fuß lang und breit; es ist die Wiege der großartigen Kaiserswerther Anstalten geworden. Zu der Gründung seines Diakonissenhauses schritt der bescheidene Mann erst, als andere, die er für tüchtiger hielt, den Gedanken, an einem größeren Platze anzufangen, entschieden abgelehnt hatten. So begann er am 13. Oktober 1836 in Kaiserswerth mit halbzerbrochenem Mobiliar in den dürftigsten Verhältnissen. Die erste Kranke, die er aufnahm, war eine katholische Magd. Der katholische Bürgermeister des Orts wollte die erste Diakonisse, welche kam, die Tochter eines Arztes, gar nicht aufschreiben, weil ihres Bleibens ja doch nicht lange sein werde. Welcher Baum ist aus diesem unscheinbaren Senfkorn herangewachsen!

Fliedner hat mit derselben Klarheit wie Wichern auf seinem Gebiet seiner Diakonissensache von Anfang an eine mannigfaltige Aufgabe innerhalb der Gemeinde zugewiesen. Er wollte keineswegs bloß Krankenpflegerinnen ausbilden, am wenigsten bloß Wärterinnen für Krankenhäuser. Seine ersten Diakonissen hat er zwar in ein Krankenhaus geschickt (1838 in das Bürgerspital in Elberfeld), aber die Gemeindepflege, also der Dienst der Liebe an den Kranken, namentlich den armen Kranken in den Häusern hin und her, war ihm wichtiger. Außerdem faßte er weiten Blicks die Ausbildung seiner Schwestern für Kleinkinderpflege, Mädchenerziehung und Mägdebildung ins Auge. Seine ganze gewaltige Willenskraft setzte er, zumal nach Niederlegung seines Pfarramts (1849), an die Diako-

nissensache, unterstützt namentlich von seiner zweiten Gattin Karoline geb. Bertheau aus Hamburg, welche durch die Schule einer Amalie Sieveking hindurchgegangen war und die Riesenleistung auf sich nahm, neben der Fürsorge für die eigene große Familie die Mutter des rasch emporwachsenden Schwesternhauses zu sein (sie blieb Vorsteherin der Diakonissenanstalt bis 1883). Obgleich schwächlichen Körpers — schon in seinen zwanziger Jahren litt er an Bluthusten — übernahm er im Dienst seines Lebenswerks Reisen nach Nord-

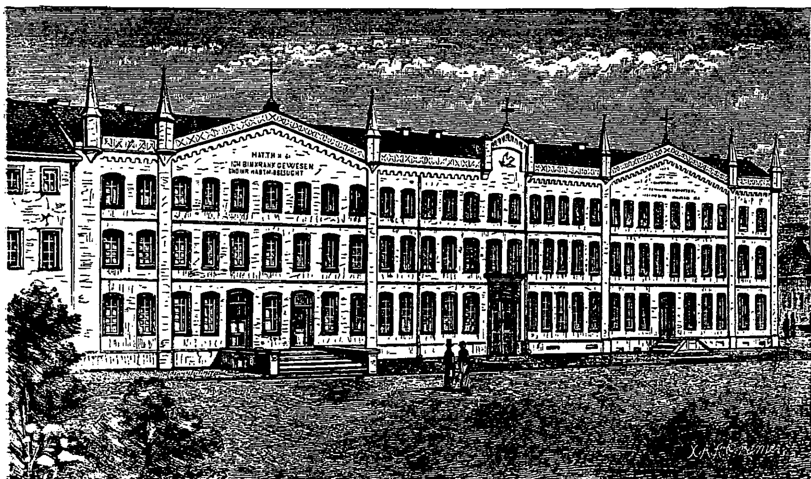


Gartenhaus, Kaiserswerth.

amerika, ja zweimal nach Palästina, Syrien und Konstantinopel, wo er an Plätzen wie Jerusalem, Smyrna, Beirut, Alexandrien Kranken- und Waisenhäuser mit Kaiserswerther Diakonissen besetzt und Mittelpunkte evangelischer Barmherzigkeitsübung geschaffen hatte.

Großartig ist schon der äußere Erfolg seines Wirkens. Im Jahr seines Todes (1864), zählte Kaiserswerth allein schon 425 Diakonissen, welche auf mehr als 100 Stationen in vier Weltteilen arbeiteten; 20000 Kranke und 3000 Kinder waren ihrer Pflege anvertraut. Außerdem aber waren nach dem Vorbild von Kaisers-

werth noch 29 andere Diakonissenhäuser entstanden, und die Zahl aller Diakonissen, die des ersten Mutterhauses eingeschlossen, belief sich damals schon auf etwa 1600. Das heute noch bestehende wichtige Organ für die weibliche Diakonie, den „Armen- und Krankenfreund", hat Fliedner 1849 begründet. Er ist es auch gewesen, der den Grund zu der bedeutenden Diakonenanstalt in Duisburg, einem männlichen Gegenstück zu Kaiserswerth, gelegt hat (1849). Er blieb bei allen diesen Erfolgen der bescheidene Mann, der er von Anfang



Diakonissenhaus, Kaiserswerth.

gewesen war. In seinem Wesen verband sich eine allem Schwärmerischen abholde verstandesmäßige Nüchternheit mit ungewöhnlicher Wärme und aufopferungsfähiger Liebe, strenge Einfachheit und Bedürfnislosigkeit, ein Zug, der dem ganzen Kaiserswerther Anstaltsleben in den ersten Jahrzehnten ebenfalls aufgeprägt war, mit einem mutvollen Drang ins Weite und Große. Friedrich Wilhelm IV. wollte ihn in Berlin haben, um dort die weitreichenden Pläne, die er für die Ausbreitung der Diakonissensache im Osten der Monarchie hatte, durch Fliedner ins Werk zu setzen; Fliedner gab ihm die bestimmte Antwort: Majestät, ich passe nicht für Berlin. In der Beschränkung auf sein ursprüngliches Kaiserswerther Arbeitsfeld hat

er sich als Meister bewährt; das Ganze der Inneren Mission hat er dabei doch im Auge behalten und auch auf seine Art gefördert wie nur einer.



Fliedner.

Wilhelm Löhe, der Lutheraner unter den Vätern der Inneren Mission (1808—72).

Löhe ist sein Lebtag, vom Jahr 1837 bis zu seinem Tod, Dorfpfarrer in der Gemeinde Neuendettelsau bei Ansbach in Bayern gewesen. In dem Dreigestirn der schöpferischen Geister in der großen Anfangszeit der Inneren Mission vertritt er das charaktervolle Luthertum, das für ihn durchaus nicht bloß eine besondere Art theologischen Denkens bedeutete, noch viel weniger freilich in bitterer konfessioneller Streiterei sich bewähren sollte; er wollte es leben und praktisch bekennen sowohl in der eigentüm-

lichen Art, wie er Diakonie in der Gemeinde und für die Gemeinde trieb, als in der ganzen harmonischen, künstlerisch-schönen Ausgestaltung dieser Arbeit bis in den Hausbau und die Kleidung hinaus. Er war Kirchenmann durch und durch; weil aber die Kirche, in welcher er stand, auch eine bayrische lutherische Landeskirche, seinen Idealen zu wenig entsprach, kam er bis hart an die Grenze der Separation. Die praktische Reformarbeit hat ihn bei seiner Kirche gehalten; er hat durch diese Stellung auch andere Lutheraner außerhalb Bayerns für die Arbeit innerhalb ihrer Landeskirche gerettet. Den Ruf Wicherns auf dem Wittenberger Kirchentag beantwortete er mit der Gründung einer „Gesellschaft für Innere Mission im Sinn der lutherischen Kirche" (1850). Er sagte: „Gesellschaft", weil ihm das Wort Verein anfangs durchaus nicht gefallen wollte; Vereine schienen ihm etwas allzu Selbständiges, Willkürliches, gegen die Kirche Gleichgültiges, ja für den Bestand der Kirche unter Umständen Gefährliches zu sein. Im Jahr 1854 hat er dann doch einen „lutherischen Verein für weibliche Diakonie" gegründet. Das war das lutherisch konfessionelle Gegenstück zu Fliedners Werk. Er gedachte damit etwas scheinbar Einfacheres, in Wahrheit aber Schwierigeres und Umfassenderes zu leisten als was Fliedner ins Werk gesetzt hat. Es sollten sich innerhalb der einzelnen Gemeinden und kirchlichen Diözesen Teilvereine bilden, welche die Diakonie selbst in die Hand nehmen würden; geeignete Frauen und Mädchen, natürlich in steter Fühlung mit dem geistlichen Amt, sollten den Dienst der Liebe in ihrer Umgebung freiwillig leisten, ohne durch eine stramme Mutterhausorganisation gebunden zu sein. Löhe hat mit sechs Frauen und acht Geistlichen diesen Verein angefangen, aber es ist nicht viel daraus geworden; er hatte die Bereitwilligkeit der Gemeinden überschätzt und die Notwendigkeit einer einheitlichen Ausbildung und Leitung noch nicht genügend erkannt. So kam es, daß er doch in die Bahn der Fliednerschen Diakonissensache einlenkte. Er hat aber mit seinem Neuendettelsauer Mutterhaus etwas geschaffen, was eine wertvolle Ergänzung zu Fliedners Lebenswerk, richtiger eine wichtige Bereicherung desselben geworden ist. War Fliedners Rede wohl eindringlich, aber schmucklos,

so hat Löhe, der Luthers Gedanken in Goethes Sprache darzustellen wußte, ein Meister des Stils und feinsinniger Seelenkenner, der Diakonissenlitteratur Perlen geschenkt. Er hat in dem Leben des Diakonissenhauses die schöne Form einheimisch gemacht, ihre Gottesdienste durch Pflege der geistlichen Musik und wohlgegliederte Liturgie bereichert, der Kirche überhaupt auch durch die Einführung der Kunst in der Herstellung stilvoller Paramente, die in seinem Diakonissenhaus geübt wurde, Dienste geleistet. Er hat insbesondere streng kirchlichen Kreisen, welche in dem Wirken der Inneren Mission längere Zeit kirchenpolitische Unionsbestrebungen witterten, durch seine positive Arbeit in derselben Mut gemacht, ihrerseits in den praktischen Wettstreit der Liebe einzutreten, und hat denen, die schon in der Arbeit standen, gezeigt, wie kirchliche Art und Abzweckung derselben ihr keinen Schaden, sondern reichlichen Gewinn bringe. Die Ausbildung von gut lutherischen Predigern für die ausgewanderten Deutschen in Amerika lag ihm besonders am Herzen; hiefür hatte er schon 1840 eine besondere „Mission" begonnen. Bezeichnend für sein tiefes Gemüt ist, daß er seinen Blöden, deren Pflege er zu den wichtigsten Aufgaben der Diakonie rechnete, die besten Häuser baute und die schönsten Gärten anlegte, auch auf das Studium ihres Seelenlebens viel Zeit und Liebe verwendete.

Vorbilder und Vorkämpfer für die Arbeiterfürsorge.

Schon vor dem Jahr 1848, seit demselben aber immer entschiedener, ja drohender hat die Arbeiterfrage ihr Haupt erhoben. Die Innere Mission hat das Ihrige zu ihrer Lösung beizutragen gesucht; sie hat aber weder eine Formel dazu vorgeschlagen — hätte sie es gethan, so wäre es eine naive Selbsttäuschung gewesen — noch hat sie bis jetzt einen Mann hervorgebracht, von dem man sagen könnte, daß er in seiner Person und in seinem Wirken das anschaulich und vorbildlich vereinige, was das evangelische Christentum zur Heilung der Schäden gerade im Arbeiterstand bieten kann. Wie die Arbeiterfrage in eine Reihe von Fragen zerfällt, so wäre deswegen hier auch eine Reihe von Männern aufzuführen, welche, jeder auf seine Art und auf einem bestimmten Gebiet, der Arbeiterfürsorge die Wege zu weisen gesucht haben. Wir

nennen hier deren drei: einen Fabrikanten, einen Theologen, der Fabrikant geworden ist, und einen Pfarrer, der, zugleich halber Landwirt, die Arbeitslosenfürsorge und Wohnungsreform in die Hand genommen hat.

Karl Mez (1808—77)

war seit 1832 Teilhaber an einer Seidefabrik in Freiburg (Baden), welche wesentlich durch sein Verdienst im Lauf der Zeit einen bedeutenden Aufschwung nahm. Ihm war die Industrie ein Mittel zur Volkserziehung, zunächst als „Ableiter für den Müßiggang", weshalb er da, wo die Landwirtschaft nicht genug Ertrag und Arbeitsverdienst bot, gern Filialen errichtete. Sodann aber suchte er auf sein Arbeitspersonal selbst erzieherisch einzuwirken. Er, der Republikaner vom Jahr 1848 und demokratischer Abgeordneter zum Frankfurter Parlament, errichtete für seine Arbeiterinnen, deren es schon 1837 über 1000 waren, ein Kost- und Logierhaus, wo sie gegen Verrichtung häuslicher Dienstleistungen umsonst wohnen und billige Kost haben konnten, hielt selbst die Andacht und machte den Mädchen die Einhaltung gewisser Lebensregeln, z. B. die Meidung des Tanzbodens, zur Pflicht. Ein bekanntes Wort von ihm ist: „In den Klöstern wurde schließlich nur noch gebetet, aber nicht mehr gearbeitet, darum sind sie zerfallen; den Fabriken wird es nicht besser ergehen, wenn man darin nur arbeitet, aber nicht betet." Karl Mez ist der vorbildliche Vertreter des patriarchalischen Fabriksystems, das freilich je länger je weniger, in kleinen Verhältnissen und gegenüber von Arbeiterinnen noch am ehesten, sich durchführen läßt.

Gustav Werner (1809—87)

versuchte die christlichsoziale Fabrikreform auf einem andern Weg. In Reutlingen, wo er seit 1840 als Kandidat der Theologie eine Rettungsanstalt leitete, brachten ihn die Ereignisse des Jahres 1848 auf den Gedanken, einen Fabrikbetrieb in durchaus christlichem Geist zu beginnen, um den praktischen Beweis zu liefern, daß auf diesem Gebiet, wo „der Gott dieser **Welt** seinen Thron aufgeschlagen hat, die Schlüssel zur Weltherrschaft Christi liegen." Er dachte sich die Sache so, daß wenigstens der Kern seiner Arbeiter mit ihm eine brüderliche Genossenschaft bilden sollte, der es nicht darum zu

thun wäre, möglichst viel Geld zum Privatbesitz zu verdienen, sondern in williger Unterordnung unter das Ganze und bei persönlicher größter Anspruchslosigkeit des einzelnen die Mittel zu allerlei wohlthätigen Zwecken zu erwerben und im übrigen der Arbeiterschaft das



Gustav Werner.

Vorbild eines wahrhaft christlichen Zusammenarbeitens zu geben. Wie schon seine Mitarbeiter in der Rettungsanstalt, ohne Privatlohn zu beziehen, in der Art einer christlichen Familie in Gütergemeinschaft gelebt hatten, so sollte es auch hier gemacht werden, und getreu seinem Wahlspruch „was nicht zur That wird, hat keinen Wert" ging er mit bewundernswürdiger Glaubenskühnheit ans Werk. Die Fabrik

wurde dem Herrn zum Eigentum geweiht, und, als ihr Betrieb die geschäftlichen Erwartungen nicht erfüllte, eine bedeutend größere erbaut; allein die Kosten des Baus und des Betriebs dieser an sich richtig gedachten Gründung brachten die ganze Sache, zu der jetzt auch eine größere Anzahl von Zweiganstalten, teils Kinderrettungshäuser, teils Kolonieen für ältere hilfs- und pflegebedürftige Personen gehörte, an den Rand des finanziellen Ruins, der durch die Bildung einer Aktiengesellschaft unter Beteiligung des württembergischen Staats (1866) noch abgewendet wurde. Der Versuch, die Fabrik gleichsam im Sturm für Christus zu erobern, war zu kühn gewesen, und, so treffliche, opferbereite Kräfte Werner auf seinen Predigtreisen im halben Württemberger Land mit seinem zündenden Prophetenwort zu gewinnen wußte, eine solche Genossenschaft, in welcher geschäftliche Tüchtigkeit und christlicher Brudersinn gleich stark vertreten gewesen wäre, konnte er doch nicht bilden, noch weniger im Stand erhalten. Werner hat im Lauf der Zeit in den drei Fabriken, welche zu seinen Anstalten gehören, vieles für Heranbildung von Lehrlingen gethan, auch sonst allerlei Wohlfahrtseinrichtungen getroffen, aber das eigentlich lösende Wort für die „christliche Fabrikreform“ zu finden war ihm nicht beschieden.

Eine zarte, fast jungfräuliche Natur, hat er sich eine stahlharte Thatkraft angebildet. Im Schwabenland lebt er fort als „Vater Werner“, der in seinen Anstalten Hilfsbedürftigen jeder Art, namentlich auch Krüppeln und Schwachsinnigen, herzgewinnende Liebe entgegenbrachte und durch das Beispiel einer sich selbst vergessenden Aufopferung bis ins Alter hinein alle beschämte. Von besonderer Wichtigkeit ist in dem Betrieb seiner Anstalten der Grundsatz, daß sie sich so weit irgend möglich durch ihre eigene Art erhalten sollen. Die Mannigfaltigkeit der Betriebe, die ohnehin es ermöglichte, recht vielen und verschiedenen Händen Hilfsbedürftiger Arbeit zu schaffen, schien ihm ein Hauptmittel zur leichteren Erreichung jenes ökonomischen Ziels zu sein.

Friedrich von Bodelschwingh

erinnert an Werner in manchen Zügen seines Wesens, außerdem in der Mannigfaltigkeit seiner zum Teil sehr ins Große gehenden Unternehmungen. Geboren 1831 als Sohn des preußischen Finanzmini-

sters, Spielgefährte des nachmaligen Kaisers Friedrich III., war er zuerst Landwirt, studierte Theologie, war deutscher Pfarrer in Paris, dann in einem westfälischen Dorf, bis er (1872) als Leiter zunächst der Epileptischenanstalt in Bielefeld auf den Boden verpflanzt wurde, wo er seine bedeutende Organisationsgabe ebenso wie seinen herrlichen Liebesdrang in originellster Weise zur Entfaltung kommen lassen konnte. Seine Epileptischenanstalt ist unter seiner Leitung zu einer gewaltigen Kolonie herangewachsen, in der gegenwärtig etwa 2500 Epileptische, Blöde und Geisteskranke untergebracht sind. Ein rasch aufblühendes Diakonissenhaus, ebenso eine Diakonenbildungs-



Friedrich von Bodelschwingh.

stätte vervollständigen das Bild der „Bielefelder Anstalten", in denen das Prinzip eines industriellen Großbetriebs, möglichst alles selber herzustellen, mit Geschick auf die christliche Anstaltsfürsorge angewendet ist; doch bleibt der eigentümlichen Kunst Bodelschwinghs, mit liebenswürdiger Unverdrossenheit um Gaben zu bitten, und seiner nicht kleineren Kunst, Behörden für Zwecke der Barmherzigkeit gebewillig zu machen, immer noch ein weiter Spielraum.

In unseren Zusammenhang gehört hauptsächlich, was Bodelschwingh durch die geniale Gründung der Arbeiterkolonie in Wilhelmsdorf (1882) und mit der Organisation der Wanderarbeitsstätten für die Scharen der „wandernden Brüder auf der Landstraße" gethan hat. Hier konnte seine sonnige Freundlichkeit wie seine praktische Begabung die schönsten Früchte tragen. Er hatte die Freude, zu

sehen, daß nach dem Muster von Wilhelmsdorf in außerordentlich kurzer Zeit in allen Teilen Deutschlands Arbeiterkolonieen entstanden; schon in den ersten vier Jahren wurden vierzehn neue gegründet. Für die Arbeiterwelt in erster Linie wollte er ferner sorgen durch seine höchst ersprießliche Mitarbeit in der Wohnungsreform und zwar auf der fruchtbaren Grundlage der Wohnungsgenossenschaft.

Karl Krummacher, der Mann der Jünglingsvereine (1830—99).

Sind es der Männer leider nur wenige, welche von dem Gesichtspunkt der Inneren Mission aus in die spezielle Arbeiterfrage im nationalökonomischen Sinn eingegriffen haben, so hat es an



Superintendent Krummacher.

solchen weniger gefehlt, welche die persönliche, seelsorgerlich geartete Arbeit der Inneren Mission gerade an der Männerwelt mit ganzer Hingebung getrieben haben. Als vornehmsten Vertreter der Jünglingsvereinsarbeit, die sowohl Gemeinschaftspflege als Mission an der männlichen Jugend aller Stände ist, allerdings wesentlich nur

die unteren und mittleren Stände erreicht hat, nennen wir den Elberfelder Pfarrer Karl Krummacher. Schon als Landpfarrer bekannte er von der damals noch recht bescheidenen Jünglingsvereinsarbeit: „Dieser Sache bleibe ich treu bis in den Tod.“ Seit 1863 Pfarrer der reformierten Gemeinde, von 1891 an zugleich Superintendent, in Elberfeld hat er ungemein viel für die Ausbreitung dieser Sache gethan, nicht bloß im Wupperthal selbst, das darin lange Zeit die unbestrittene Führung gehabt hat, sondern im ganzen weiten Gebiet des rheinisch-westfälischen Bunds, dessen Vorstand er von 1873 an gewesen ist, ja weiter hinaus in ganz Deutschland. Er ist es gewesen, der für Anstellung eigener Berufsarbeiter für die Jünglingsvereine erfolgreich gewirkt hat; 1877 hat er den ersten Vereinssekretär in Elberfeld in die Arbeit gestellt. In dem Jünglingsboten, den er seit 1869 herausgab, ebenso in einer Reihe selbständiger litterarischer Arbeiten hat er der Arbeit unter der Jugend, ohne die er nicht mehr leben konnte, gedient und sie in weiten Kreisen eigentlich erst recht populär gemacht. Eine feine, vornehme Natur, wußte er im Verkehr mit jungen Leuten auch des geringsten Stands den rechten Volkston zu treffen; der glühende Eifer um die Seelen der Jugend, der in seinen zahlreichen trefflichen Vereinsfestreden und in seiner unermüdlichen Seelsorge an der Jugend lebte, hat viele junge Herzen gewonnen, sein ganzes gesammeltes Wirken aus fröhlicher Seele heraus manchen der Tüchtigsten für die Mitarbeit an der Jünglingsvereinssache geworben. Seit 1887 hatte er die wichtige Stellung eines Nationalpräses deutscher Jünglingsvereine inne, und als allseitig verehrtes Mitglied im internationalen Komite wußte er die kirchliche Eigenart unserer deutschen Vereine charaktervoll zu vertreten.

Adolf Stöcker (geb. 1835)

endlich gehört hierher zunächst als Organisator der Berliner Stadtmission. Von 1874—90 Hofprediger in Berlin steht er seit 1877 an der Spitze der Stadtmission der Reichshauptstadt; wenn er damals sechs Stadtmissionare und einen Pfarrer, welche in der Arbeit derselben standen, übernommen hat, so zählte ihr Personalbestand 22 Jahre später fünf Pfarrer, 48 Stadtmissionare und zehn Gehilfinnen und Kandidaten. Damals, als Stöcker die Stadtmission übernahm,

kamen in Berlin vier Fünftel der Ehen nicht zur Trauung und fast die Hälfte der Kinder blieb ungetauft. Mit seinem beherrschenden Weitblick und unerschrockenen Mut, der ihn zum berufenen Organisator kirchlicher Arbeit in der Großstadt machte, hat er das Werk den gewaltig anwachsenden Bedürfnissen angepaßt, im Kampf auch mit kirchlichen Körperschaften groß gezogen, hat die Stadtmissionare zum Verständnis ihrer schwierigen großstädtischen Missionsaufgabe



Hofprediger Stöcker.

wesentlich mit erzogen und durch die Bedeutung seines Namens und seiner Wirksamkeit überhaupt zur Gewinnung der gewaltigen Geldmittel (jetzt jährlich etwa 200000 Mk.) viel beigetragen.

Seine christlichsoziale Thätigkeit, die ihn zuerst in Deutschland allgemein bekannt, freilich auch zum bitter befehdeten und verleumdeten Mann gemacht hat, gehört in unseren Zusammenhang insofern, als ihn eigentlich die seelsorgerliche Angst um die verführten Massen der Großstadt in sie hineingeführt hat, von der ersten Versammlung am 3. Januar 1878 an, in welcher er einem Most entgegengetreten ist. Wenn diese Thätigkeit, rein als parteipolitische betrachtet, schließlich wenig Erfolg gehabt hat, so hat sie jedenfalls in Berlin selbst

viele Schlafende gerade in kirchlichen Kreisen geweckt, nicht wenige, die der Kirche entfremdet waren, ihr wieder zugeführt und hauptsächlich in der jüngeren Generation dasjenige soziale Interesse und Verständnis lebhaft wachgerufen, welches ein Mann der Inneren Mission unserer Zeit notwendig haben muß. Ausgestattet mit einer hervorragenden Gabe der Volksrede, wenn auch nicht immer vorsichtig in der Art, wie er redet, hat er in den verschiedenartigsten Versammlungen, in denen er aufgetreten ist, auch auf Kongressen und Konferenzen der Inneren Mission, große Gedanken in wuchtiger Form in die Menge geworfen, hat anderen durch sein Beispiel Mut gemacht, namentlich auch in Arbeiterkreisen aufzutreten, hat die alten Wichernschen Gedankengänge von der großen Aufgabe unserer Kirche als einer Volkskirche vielen, insbesondere auch solchen mit pietistisch engem Horizont, wieder neu gemacht, überhaupt das Missionsmäßige an der Inneren Mission mit großem Nachdruck betont, und darin liegt seine Bedeutung für uns.

Als Vertreter der Wissenschaft der Inneren Mission

seien nach den Männern der That die beiden hervorragendsten hier wenigstens genannt. Der eine ist D. Gerhard Uhlhorn (1826—91), der hannoversche Kirchenvater im neunzehnten Jahrhundert, seit 1855 in der Stadt Hannover selbst, anfangs als Schloßprediger, von 1860 an als Konsistorialrat wirksam. Er hat sein klares Verständnis für die Aufgaben der Inneren Mission nicht bloß aus Büchern gewonnen, sondern wesentlich auch in der Praxis des Diakonissenhauses (Henriettenstift) in Hannover, dessen Hausgeistlicher er jahrelang war, sowie als Vorstandsmitglied und eigentlicher spiritus rector des evangelischen Vereins daselbst. Unschätzbare Dienste hat er aber der Praxis geleistet durch seine litterarische Thätigkeit, die, von gesund lutherischen Grundgedanken geleitet, von Einseitigkeit des Urteils frei, klar und gründlich, in seiner Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit die reifste Frucht gezeitigt hat (drei Bände 1820—90; Stuttgart, Gundert. 2. Auflage in einem Band 1895). Die Bedeutung dieses Werks, zu dessen Inangriffnahme den Verfasser noch ein Fliedner aufgemuntert hat, liegt nicht bloß in der Vollständigkeit des mit größter Gelehrsamkeit zusammengearbeiteten

Stoffs und in der auch für Nichttheologen durchaus verständlichen, anschaulichen Darstellung, sondern namentlich auch in der klaren Herausstellung der evangelischen Grundsätze, welche für die Praxis der Barmherzigkeitsübung immer maßgebend sein müssen.



D. Gerhard Uhlhorn.

Neben ihn ist zu stellen der Theoretiker der Inneren Mission, D. Theodor Schäfer (geb. 1846), seit 1872 Vorstand der Diakonissenanstalt in Altona. Aus der Praxis dieser Anstalt heraus erwuchs ihm, dem theologisch wohl geschulten Lutheraner, dem es ein Bedürfnis geblieben ist, auch die kleinen Dinge der täglichen Praxis auf ihre prinzipielle Wurzel zu verfolgen, das inhaltsreiche Werk über die weibliche Diakonie (drei Bände, 2. Auflage, Stuttgart, Gundert 1887—94), aus dem Berufsunterricht bei den Brüdern des Rauhen Hauses, den er gelegentlich übernommen hatte, sein viel=

verbreiteter Leitfaden der Inneren Mission (3. Auflage, Hamburg, Rauhes Haus, 1893). Eine äußerst lehrreiche, dabei in der Form überaus anziehende Lektüre gewährt die Sammlung seiner Vorträge, die unter dem Titel „Praktisches Christentum" in vier Bänden erschienen ist (Gütersloh, Bertelsmann. 1888—1901). Schäfer ist



D. Theodor Schäfer.

der Herausgeber der Monatsschrift für Innere Mission (Gütersloh 1877 ff. und 1881 ff.), welche neben den Fliegenden Blättern aus dem Rauhen Haus eine lohnende Fundgrube für solche bildet, welche auf dem reich bebauten Feld tiefer graben wollen.

B. Die Brüder- und Schwesterngenossenschaften.

Die Diakonissensache.

Noch nie hat die christliche Kirche so viele dienende Frauen gesehen wie heute. Ist auch unsere Kirche von der katholischen in

der Zahl derselben stark überflügelt worden, so können wir uns doch mit einem gewissen Stolz der Scharen unserer Diakonissen freuen, dies um so mehr, als die Diakonissensache ein spezifisch deutsches Gewächs ist, sowohl was die Gründung als das Maß der Ausbreitung betrifft. Im Jahr 1901 zählte man 75 Diakonissenmutterhäuser mit 14501 Schwestern, die auf 5211 Arbeitsfeldern thätig sind; davon fallen auf Deutschland 49 Häuser mit 11879 Schwestern (die „Probeschwestern", d. h. diejenigen, welche noch nicht eingesegnet sind, aber in der Arbeit schon verwendet werden, sind dabei jedesmal eingerechnet). Die höchsten Schwesternzahlen haben Kaiserswerth (1071), Bielefeld (900), Stuttgart (735), Königsberg (658) und Dresden (530). Berlin allein hat fünf, zum Teil allerdings kleinere Mutterhäuser. Die Erfahrung der neueren Zeit hat gezeigt, daß es nicht wohlgethan ist, die größeren Mutterhäuser ins Ungemessene wachsen zu lassen; es empfiehlt sich die Abgliederung von Filialmutterhäusern mit selbständiger Leitung, welche die Rücksicht auf die Einzelpersönlichkeit eher möglich macht.

Unsere Diakonissensache ist keine Nachahmung der katholischen Genossenschaften barmherziger Schwestern. Was gut an diesen ist, hat insbesondere ein Löhe herübergenommen und ins Evangelisch-lutherische übersetzt. Aber Fliedner wollte das wirklich sein, was auf seinem Grabstein in Kaiserswerth steht, ein Erneuerer des apostolischen Diakonissenamts. Er, der reformierte Theologe, für den die Schrift auch in Fragen der Verfassung und Sitte maßgebend war, leitete sogar aus Stellen wie Joh. 13, 4 und 1. Kor. 11, 10 die Grundsätze für die Wahl der Kleidung seiner Schwestern (Schürzen und Hauben) ab. Es ist ja nun kein Zweifel, daß nicht bloß die alte Kirche überhaupt, sondern auch die neutestamentliche Gemeinde ein Diakonenamt gehabt hat (s. S. 38) und zwar auch als Dienst von Frauen (Röm. 16, 1), wenn auch das Wort Diakonisse selbst im Neuen Testament noch nicht vorkommt. Fraglich ist nur, in welchem Sinn die Diakonisse der apostolischen Zeit ein Gemeindeamt bekleidet hat. Sie war jedenfalls nicht technisch vorgebildet, hat auch keine Tracht gehabt; über den Umfang ihrer Thätigkeit in der Gemeinde und die Art ihrer Einsetzung in ihr Amt läßt sich aus den spärlichen Andeutungen des Neuen Testaments

schwer eine klare Anschauung gewinnen. Hat sich Fliedner über das Maß der Aehnlichkeit der apostolischen und neuzeitlichen Diakonisse getäuscht, so bleibt so viel auf alle Fälle bestehen, daß unsere Diakonissensache auf neutestamentlicher Grundlage thatsächlich beruht: es handelt sich um einen Dienst in der Gemeinde, der freiwillig um Christi willen zum gemeinen Besten übernommen ist, nicht um eine höhere Heiligkeit zu verdienen, als es etwa der Ehefrau möglich wäre, sondern als ein Opfer des Danks für das, was Christus an uns gethan hat (Löhe: „mein Lohn ist, daß ich darf"), und als Frucht des Geistes, der Gaben giebt zum Nutzen der Gemeinde.

Sehr verbreitet ist der Irrtum, als sei die Diakonisse eine evangelische Krankenpflegerin. Das hat sie nie sein wollen; ihr Arbeitsgebiet ist weit größer. Aus der Uebersicht des Jahrs 1901 ergiebt sich, daß von den 14501 Diakonissen in Krankenhäusern nur 5695, also nicht einmal die Hälfte, thätig waren, in der Gemeindepflege, welche neben der Krankenpflege auch allerlei andere Dienstleistungen, namentlich ein bedeutendes Stück Armenfürsorge einschließt, 3697 Schwestern, in Kleinkinderschulen 1008, in Siechen- und Versorgungshäusern 693, in Erziehungsanstalten und Schulen 522, in Mägdeanstalten 217, in der Magdalenen- und Gefangenenpflege 167, in Krippen 150, in der Pflege von Blöden und Epileptischen 87, um nur die wichtigsten Arbeitsgebiete zu nennen. Das ist gerade mit das Große an Männern wie Fliedner und Löhe gewesen, daß sie von Anfang allen Liebesdienst um Christi willen, für den in der Gemeinde ein Bedürfnis hervortritt und wofür weibliche Kräfte in erster Linie berufen sind, ihren Diakonissen zuzuweisen gedachten.

Die Diakonisse gehört einer Genossenschaft an, welche religiöse Gemeinschaft der Schwestern unter sich und mit ihren Vorstehern sein soll, ebenso aber auch ein ökonomisches Band um ihre Mitglieder schlingt, sofern die Schwester von dem Mutterhaus, dem sie angehört, versorgt wird. Man kann diese Genossenschaft vergleichen einerseits mit einer Familie, andererseits, schon wegen der gemeinsamen Tracht und der strengen, aber heilsamen Disziplin, mit einer Armee. Will man den Wert und Segen dieser Genossenschaftsordnung, welche den eigentlichen Kernpunkt der Diakonissensache

darstellt, verstehen, so muß man sich von Anfang an gegenwärtig halten, daß es sich um weibliche Persönlichkeiten handelt, deren Gemütsleben und Stellung in der Welt auf eine Ordnung hinweist, welche sie trägt, schützt und hält. Das einzelne ergiebt sich am leichtesten aus einer Skizzierung der wichtigsten Grundzüge der Verfassung des Mutterhauses und der Schwesternschaft, wie sie wenigstens für diejenigen Diakonissenhäuser, welche in der Kaiserswerther Generalkonferenz verbunden sind — und das sind in Deutschland weitaus die meisten —, maßgebend sind.

Im Mittelpunkt steht das Mutterhaus, welches die Diakonissen ausbildet, erzieht, in die Arbeit stellt, dauernd leitet und überwacht, in gesunden und kranken Tagen versorgt. An der Spitze des Mutterhauses steht ein Pfarrer, der als Träger des geistlichen Amts das Haupt auch für die Vorsteherin sein soll. Wo man von dieser weise gezogenen Grundlinie abweichend der Oberin das Hauptregiment oder neben dem geistlichen Leiter das gleichberechtigte Mitregiment übertragen hat, sind die ungünstigen Erfahrungen nicht ausgeblieben. Die Oberin ist die Vorgesetzte der Schwestern. Die Verwaltung des Hauses, namentlich was die Entscheidung über wichtigere Geldfragen betrifft, liegt in der Hand eines Kuratoriums, in dem Pfarrer und Oberin jedenfalls Sitz, womöglich auch Stimme haben sollen, das jedoch in die inneren Angelegenheiten nicht hineinregieren darf. Der Arzt hat mit der Regierung des Hauses nichts zu thun; seine Aufgabe ist neben der Besorgung der Kranken die technische Vorbildung der jungen Schwestern, deren eigentliche Erziehung der Probemeisterin übertragen ist. Eintreten können in das Diakonissenhaus nur unbescholtene ledige Mädchen zwischen 18 und 36 Jahren, welche die nötige Begabung für den Diakonissenberuf, namentlich aber die nötige innerliche Ausrüstung dazu, also ungeheuchelte, willige Frömmigkeit mitbringen. Ihre Ausbildung ist nicht eine rein technische Abrichtung, sondern erstreckt sich zugleich auf allgemein bildende Fächer und geht insbesondere darauf aus, das innere Leben durch Förderung christlicher Erkenntnis, Seelsorge und christliches Gemeinschaftsleben zu stärken. Dabei wird darauf gesehen, daß auch die technische Ausbildung keine einseitige bleibt, d. h., daß die Probeschwester auf verschiedenen Arten von

Stationen herumkommt. Nach Verfluß der Probejahre wird sie, ihre Bewährung vorausgesetzt, eingesegnet. Bei der Entscheidung über die Einsegnung von Probeschwestern soll „die Schwesternschaft in geeigneter Weise herangezogen" werden. Die Schwesterntracht, welche schon darum unentbehrlich ist, weil sie der Trägerin Schutz gewährt, wird wie alle sonstigen Bedürfnisse vom Mutterhaus gestellt und bleibt sein Eigentum; sie darf, solange die Schwester im Verband des Mutterhauses ist, nicht abgelegt werden, also auch nicht in Feierabendstunden und während der Urlaubszeit. Zur Bestreitung kleiner Ausgaben bekommt die Schwester ein Taschengeld.

Der Diakonissenberuf soll von ihr als Lebensaufgabe erwählt werden. Wird sie arbeitsunfähig, so bietet ihr das Mutterhaus eine Heimat. Eine Verpflichtung für Lebenszeit wird trotzdem nicht verlangt. Vor der Entscheidung über einen Heiratsantrag soll die Schwester dem Mutterhaus Anzeige machen; „im übrigen bleibt ihre Freiheit gewahrt, und das Mutterhaus entläßt die Schwester, wenn sie sich zur Ehe entschlossen hat, in Frieden mit seinem Segen." Eltern und Personen, welche an ihr Elternstelle vertreten, dürfen sie zu ihrer persönlichen Pflege zurückverlangen. Sonst hat sie sich dem Mutterhaus vollständig zur Verfügung zu halten, hat sich namentlich auch gefallen zu lassen, daß sie jederzeit und ohne Angabe von Gründen, wenn es nötig erscheint, versetzt wird. Diese viel angefochtene Maßregel ist schon um der nicht immer so leichten Disziplin willen unentbehrlich, ebenso aber deshalb, weil man auf andere Weise eine Station, deren vollständige Besetzung man vertragsmäßig übernommen hat, nicht stetig und mit den geeigneten Kräften besetzt halten kann. Der Diakonissenhauspfarrer bleibt auch für die auswärts stationierten Schwestern der eigentliche Seelsorger, „besonders für alle persönlichen und die Schwesternschaft angehenden Verhältnisse." Es wird aber ausdrücklich gewünscht, und zwar im Interesse der Arbeit, daß sich zwischen den Schwestern und den Geistlichen, in deren Bezirk sie arbeiten, ein Vertrauensverhältnis entwickle.

Der Schonung des sittlichen Gefühls der Diakonissen dient die Bestimmung, daß sie nur solche Pflegeakte übernehmen dürfen, welche nach dem Urteil ihres Mutterhauses das weibliche Zartgefühl er-

laubt, und daß ihnen nicht zugemutet werden darf, bei irgend einer Sektion zu assistieren; Männerstationen in Krankenhäusern werden nur unter Zuhilfenahme von Wärtern übernommen.

Alle diese Grundsätze sind das wohlerwogene Ergebnis langjähriger Praxis in allen möglichen Verhältnissen. Daß sie keine geringen Anforderungen an Kraft und Selbstverleugnung der Diakonissen stellen, zeigt schon die gegebene Skizze. So viele Bekenntnisse von vollauf in ihrem Beruf befriedigten, glücklichen Schwestern und so viele Zeugnisse von der Segensmacht ihrer Wirksamkeit, die aus den Gemeinden kommen, denn auch Mut zum Eintritt in den Diakonissenberuf machen können, so ist andererseits doch der beständige Mangel an Schwestern angesichts der Anforderungen, die an sie gestellt werden müssen, nicht allzu verwunderlich. Es fehlt leider immer noch viel zu sehr an Schwestern aus gebildeten Ständen. Neuendettelsau mit seinen 13% und Halle mit seinen 8% Pfarrtöchtern stehen noch günstig da. Aber ganz abgesehen von der Verhältniszahl der höher Gebildeten, die Zahl ist überhaupt immer noch viel zu klein. In Berlin waren im Jahr 1900 737 evangelische Schwestern thätig, davon in der Gemeindepflege 264; ihnen gegenüber standen 357 katholische, eine für uns beschämend hohe Ziffer. Man sucht daher neben den regulären Truppen der Diakonissen in Hilfsschwestern eine Art Reserve heranzubilden, welche im Mutterhaus ihre Schulung bekommen und in Zeiten der Not, also wenn Seuchen in der Gemeinde, Urlaubszeiten oder gehäufte Krankheitsfälle in der Schwesternschaft eine besondere Hilfe erheischen, bereit stehen. Für den Fall des Kriegs insbesondere, aber auch für Epidemiezeiten halten sich die Johanniterschwestern zur Verfügung, so genannt, weil sie der 1852 von Friedrich Wilhelm IV. in evangelischer Gestalt wieder erweckte Johanniterorden ausbilden läßt und zwar in Diakonissenhäusern, ein Verhältnis, welches die erfreuliche Frucht getragen hat, daß bis jetzt schon über 150 derselben ganz ins Diakonissenhaus eingetreten sind.

Ein ganz anderer Versuch, dem chronischen Schwesternmangel abzuhelfen, ist der evangelische Diakonieverein, welcher glaubt, auf den Kernpunkt der Diakonissensache, die Mutterhausorganisation, verzichten zu können. Er wurde gegründet im Jahr

1894 von Professor D. Zimmer in Herborn, welcher seit 1898 in Zehlendorf-Berlin, dem Sitz der „Geschäftsstelle des Vereins, Gesellschaft mit beschränkter Haftung", ganz der Leitung der Sache lebt. Er beabsichtigt, „berufslosen Frauen durch Erziehung, Berufsbildung und genossenschaftliche An- und Sicherstellung für ihr Leben Inhalt, Unterhalt und Rückhalt zu gewähren, und durch ihre Verwendung in der evangelischen Diakonie diese zu fördern." Sein Verein soll also durch die Eröffnung weiblicher Berufe, auf die eine Existenz gegründet werden kann, zugleich zur Lösung der Frauenfrage unserer Zeit beitragen. Nur ein Teil der von ihm ausgebildeten Mädchen tritt demnach in das ein, was er Diakonieberufsstellung heißt, indem er dabei den Begriff der Diakonie weiter faßt, als es sonst üblich ist, nämlich als „kirchliche Wohlfahrtspflege" überhaupt. Die Ausbildung findet statt entweder im Töchterheim oder im Krankenhaus. Das religiöse Moment tritt in der Erziehung sehr zurück; Zimmer hofft, der Beruf selbst werde, wenn auch aus anderen als religiösen Beweggründen erwählt, doch, „wenn wirklich ernst betrieben, von selbst zur Besinnung auf die rechte Grundlage und zur Vertiefung" führen. Diese Unklarheit in der Hauptfrage und die Unfertigkeit des Ganzen, die Zimmer selbst zugiebt, wenn er sagt, daß seine Ausbildungsstätten erst später „eigentliche" Diakonieseminare sein werden, wenn kirchliche Erziehung und Einführung in den Gemeindedienst zu der technischen Schulung komme, außerdem der starke Zweifel, ob es möglich sein werde, ohne Mutterhaus dauernd die nötige Disziplin auszuüben und übernommenen Verpflichtungen nachzukommen, bilden die Gründe, warum die Kreise der Inneren Mission immer noch der ganzen Sache abwartend, um nicht zu sagen mißtrauisch, gegenüberstehen. Gemeindeschwestern, an denen doch hauptsächlich schreiender Mangel ist, hat Zimmer „nur ganz wenige und nur unter Verwahrung" angestellt. (Ueber den evangelischen Diakonieverein und seine Zweiganstalten berichtet er in der Schrift „Frauennot und Frauendienst", Berlin-Zehlendorf 1901).

Ein anderer Versuch, ohne Mutterhausordnung auszukommen, ist der Vorschlag von P. Richter in Liegnitz (1900), die Ausbildung und Anstellung von Schwestern durch die kirchlichen Diözesanverbände zu bewerkstelligen, ein Versuch, der noch keine Zeit

gehabt hat, sich zu bewähren, dem aber gewichtige Bedenken entgegenstehen. Nicht in unsern Zusammenhang gehören, weil auf interkonfessioneller Grundlage ruhend, die Schwesternschaften des Roten Kreuzes, welche ihre Entstehung den Erfahrungen der Krankenpflege in den Kriegen von 1866 und 1870/71 verdanken.

Die Diakonensache

ist weit weniger populär geworden als die Diakonissensache, obgleich ein Mann wie Wichern den Grund dazu gelegt hat. Der Ursachen für ihre weniger starke Entwicklung sind es mancherlei. Für die Krankenpflege, welche die Diakonissen der breiten Masse des Volks am nächsten bringt, kommen die Diakonen weniger in Betracht, schon deswegen, weil sie meist heiraten wollen und Stellungen, welche einen verheirateten Krankenpfleger tragen können, immer nur wenige vorhanden sind. Dazu kommt, daß Wichern im Lauf seines immer mehr überladenen Berufslebens nicht mehr Zeit und Sammlung genug hatte, die „Brüdersache", ein Ausdruck, den er vorgezogen hat, auszubauen. Der Mann, der wohl berufen gewesen wäre, diesen Mangel mit seinen Erfahrungen zu ergänzen, durch schriftstellerische und organisatorische Leistungen die Diakonensache höher zu bringen, Karl Ulrich Kobelt, der Vorsteher der Neinstedter Anstalten am Harz (1847—1899), hat sich vor der Zeit zu Tod gearbeitet. Uebrigens ist für die Entwicklung der Sache auch der andere Umstand ungünstig gewesen, daß eine Reihe von Arbeitsfeldern, welche den Diakonen offen gestanden waren, ganz oder zum größeren Teil sich ihnen wieder verschlossen haben, so der Dienst in den Gefängnissen, die Arbeit als Kolonistenprediger und als Erzieher in Rettungsanstalten; hier sind sie von Militäranwärtern, geschulten Theologen und geschulten Lehrern verdrängt worden.

Von der Diakonissensache unterscheidet sich ihr männliches Gegenstück namentlich dadurch, daß hier eine weit weniger enge Verbindung mit der Ausbildungsstätte besteht. Diese ist nicht so der geistige Mittelpunkt wie dort, noch viel weniger die Heimat, von der aus für alles, auch für die Existenzmittel gesorgt wird. Der Diakon steht auf seiner Station ziemlich selbständig da und ist in

der Hauptsache dem Komite dieser Station verantwortlich, wenn auch der Anstellungsvertrag im Benehmen mit dem Diakonenhausvorstand abgeschlossen worden ist und bei jedem Stellenwechsel der



Karl Ulrich Kobelt.

Rat desselben eingeholt wird. Diese freiere Stellung hängt schon von dem Umstand ab, daß die meisten Diakonen verheiratet sind.

Ihr Arbeitsgebiet ist, wie bereits erwähnt, nur zum geringsten Teil die Krankenpflege. Von den 2100 Diakonen, die wir haben, ist nur der achte Teil darin thätig. Als wünschenswert hat

sich die Ausbildung und Anstellung von Diakonen für eine bestimmte Spezialität der Krankenpflege, z. B. für Idioten-, wiederum für Irrenpflege erwiesen. Von 262 Bielefelder Brüdern standen in letzter Zeit 109 in der Idioten- und Epileptischen-, 50 in allgemeiner Krankenpflege. Ein anderes Gebiet ist die Hausverwaltung, also der Dienst in Anstalten wie Herbergen zur Heimat, Arbeiterkolonieen, Landarmenhäusern, Trinkerasylen. Kann man hier auch Leuten mit geringerer Vorbildung die Leitung überlassen, so liegt die Sache anders auf dem dritten Gebiet, in Erziehungshäusern für Waisen, Rettungshauskinder, verbrecherische Knaben, namentlich höheren Alters; hier wird die Leitung für gewöhnlich seminaristisch gebildeten Lehrern, wenn nicht theologischen Vorstehern übertragen werden. Ein besonders wichtiges und schwieriges Gebiet ist das vierte, in dem es sich um Wortverkündigung und Seelsorge handelt, also Stadtmission, Hafen- und Seemannsmission, Landmission und Kolportage, vollends Evangelisation und Sekretärs- oder Agentenarbeit in Jünglingsvereinen.

Gerade die innere Verschiedenheit der Arbeitsfelder bringt es mit sich, daß die Ausbildung der Diakonen keine so einheitliche sein kann wie bei den Diakonissen. Immer deutlicher sondert sich eine Gruppe von Diakonenhäusern mehr diakonischer Art von einer mehr evangelisatorischen. Als Typus der ersten Gruppe wäre etwa das Haus in Duisburg, als Musteranstalt der zweiten aus der alten Zeit das Rauhe Haus, aus der neueren das Johanneum (1886 gegründet), anfangs in Bonn, jetzt in Barmen, zu nennen. Dabei ist noch besonders zu bemerken, daß für die Ausbildung von Stadtmissionaren, noch mehr von Jünglingsvereinssekretären, deren wir doch schon 69 haben (53 in lokaler, 16 in provinzialer Arbeit), die rechten, allgemein anerkannten Normen noch nicht gefunden sind. Man zählt gegenwärtig 15 Diakonenanstalten, welche seit 1876 zu einer Konferenz zusammengeschlossen sind.

In die Diakonenanstalt werden im allgemeinen Leute im Alter von 20—29 Jahren mit ordentlicher Volksschulbildung aufgenommen. Auch bei ihnen wird eine gewisse Reife und Entschiedenheit des inneren Lebens beim Eintritt vorausgesetzt. Ihre Ausbildung ist eine teils theoretische, namentlich in biblischen Fächern

und in der Kunde der Inneren Mission, teils eine praktische, in Kinderrettungsanstalten, Herbergen, Krankenhäusern, je nach Geschick und späterer Bestimmung. Bis zu ihrer Entsendung in den Beruf sollen sie unverlobt bleiben. Ihr Beruf hat besonders große Gefahren, auf deren Verhütung schon während der Ausbildungszeit und nachher noch mehr mit viel Weisheit hingewirkt werden muß: während der Hausvater einer Herberge leicht innerlich verarmt und zum reinen Geschäftsmann wird, kommt der Stadtmissionar oder Vereinssekretär gern in die Versuchung, den Pfarrer zu spielen. In beiden Fällen droht der eigentliche Segen, der von dem betreffenden Beruf ausgehen soll, verschüttet zu werden.

C. Vereine, Anstalten, Geldmittel.

Die Vereine als Arbeitsformen der Inneren Mission.

Erst im neunzehnten Jahrhundert, namentlich in der zweiten Hälfte desselben, hat das Vereinswesen sich in Deutschland ausgebildet, so sehr, daß man jetzt mit Recht über eine Vereinsüberfülle klagt. Der Aufschwung ist namentlich durch die politische Bewegung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hervorgerufen. Ein Wichern hat es damals klar erkannt und ausgesprochen, daß in der durch die veränderte Zeitlage bedeutend erleichterten Vereinsbildung das Mittel liege, dessen sich auch die Reformarbeit der Inneren Mission bedienen müsse. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat dann mit dem Eintritt in das neue Jahrhundert einer sehr großen Anzahl von Vereinen die Erlangung ihrer Rechtsfähigkeit sehr bequem gemacht, was auch die Innere Mission als ein Geschenk der neuesten Zeit ansehen darf.

Die Vereine sind uns unentbehrlich geworden. Dies darf uns nicht blind machen gegen ihre Schattenseiten. Manchmal sind sie für einen klaren, energischen Mann eher ein Hindernis der Arbeit, weil ein zu viel schwerfälliger Apparat mit ihnen verbunden ist. Es ist jedenfalls eine Forderung der Weisheit, daß man nicht Vereinsordnungen ins einzelne hinein aufstellt, ehe die Sache, der man dienen will, sich entwickelt hat, weil sie sonst der schweren Rüstung gleichen, welche den jungen David zu Boden gezogen hätte. Die

ideale Vereinsordnung wächst aus der Arbeit heraus. Je geistiger die Vereinsaufgabe geartet ist, um so mehr Bewegungsfreiheit muß demjenigen oder denjenigen gelassen werden, welche die Hauptarbeit zu thun haben. „Der Verein ist sein Sekretär", sagt ein englisches Sprichwort nicht mit Unrecht speziell von den Jünglingsvereinen.

Von besonderer Bedeutung sind die großen leitenden Vereine und Vereinsverbände. Die wichtigsten derselben seien hier wenigstens kurz charakterisiert. Der „Zentralausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche in Berlin", eine Frucht des ersten Wittenberger Kirchentags 1848 (s. S. 90), hat in der Geschichte der letzten fünfzig Jahre eine hervorragende Bedeutung; er hat in den ersten Zeiten seines Bestehens, in welchen Wichern selbst seine treibende Kraft und sein freiwilliger Reiseagent war, die Bildung wichtiger Vereine und Vereinsverbände angeregt, durch die Veranstaltung von Kongressen, deren jetzt 31 gehalten worden sind, in allen Teilen Deutschlands das Interesse an der Inneren Mission geweckt und belebt, durch die von ihm ausgesandten Agenten bis in die neueste Zeit hinein alte und neue Aufgaben gefördert und bildet gerade auch jetzt, trotz der provinziellen Organisation, welche fast überall in befriedigender Weise durchgeführt ist, eine wertvolle Centralstelle, welche bei der ungemein großen Mannigfaltigkeit der Arbeit und der damit gegebenen Gefahr der Zersplitterung dazu berufen ist, immer wieder an die Zusammengehörigkeit des einzelnen und die einzuhaltenden Richtlinien zu erinnern. Der Centralausschuß ist längere Zeit in dem grundlosen Verdacht kirchenpolitischer Tendenz gestanden; was Wichern aus ihm machen wollte, ist er freilich auch nicht geworden, schon weil ihm die nötigen Geldmittel fehlten. Er konnte weit weniger, als Wichern es gewünscht hat, selbständige Arbeit übernehmen; doch hat er auch noch in letzter Zeit neue Aufgaben wie die Seemannsmission und die Ausbildung von Gefängnisaufseherinnen selbst in die Hand genommen, so gut er es vermochte.

Die Mittelpunkte für die provinzielle Arbeit bilden die Provinzial- oder Landesvereine für Innere Mission; der älteste derselben, der rheinisch-westfälische (gegründet 1849), hat gleich von Anfang an einen eigenen Agenten angestellt. Jetzt wirken für

diese provinzielle Arbeit die „Vereinsgeistlichen", welche die hochwichtige Aufgabe haben, überall zu raten, zu Neuem anzuregen, stockende Arbeit wieder in Gang zu bringen und die Fühlung zwischen den einzelnen Zweigen der Sache aufrecht zu erhalten. In der 1865 gegründeten südwestdeutschen Konferenz sind jetzt die Gebiete von Baden, Hessen, Pfalz, Frankfurt a. M. und Elsaß-Lothringen zu gemeinsamem Wirken verbunden. Die spezifisch lutherischen Vereine haben sich zu einem besonderen Verband zusammengeschlossen, der z. B. in der Seemannsmission sehr Anerkennenswertes geleistet hat. Besonders gut organisiert ist der Landesverein im Königreich Sachsen, der seit 1868 die Zeitschrift „Bausteine" herausgiebt und eine sehr reichhaltige Fachbibliothek besitzt, die er auch Angehörigen anderer Landesteile in liberalster Weise zugänglich erhält.

Verbände, welche sich über das ganze deutsche Vaterland erstrecken und einer Spezialarbeit wie der Jünglings- oder Jungfrauenvereinssache, dem Kampf gegen Unsittlichkeit und dergleichen dienen, haben zum Teil wiederum besondere Vereinsgeistliche. Auf kleinerem Boden suchen centralisierend zu wirken diejenigen lokalen Verbände, welche Wichern Stadtvereine für Innere Mission nennen wollte, die aber selten so heißen, sondern unter dem etwas irreführenden Namen Stadtmissionsvereine neben der eigentlichen Stadtmission eine Reihe mehr diakonisch gearteter Arbeiten bis auf die Armenpflege hinaus treibt. In dem Vereinshaus pflegen sie sich eine Heimstätte für ihre mannigfaltige Thätigkeit zu schaffen. Der Ausdruck Gemeindehaus, der neuerdings gerne gewählt wird, soll oft nur zum Ausdruck bringen, daß die in ihm getriebene Arbeit der ganzen kirchlichen Gemeinde zu gut kommen soll; nicht selten liegt aber darin der Anspruch, daß nicht mehr freie Vereine wie bisher, sondern die Kirchengemeinde mit ihrer offiziellen Vertretung selbst jene Arbeit in die Hand nehmen soll.

Die Anstalten der Inneren Mission.

Anstalten wie Vereins- und Gemeindehäuser sind unentbehrlich, solange es eine Gemeindearbeit giebt, welche vereinsmäßig betrieben wird. Sie dienen als Heimstätten für Vereine, enthalten kleinere Lokale für Vorstandssitzungen und größere für allerlei Ver-

sammlungen, ebenso meistens eine Wohnung für die Gemeindeschwestern. So verschiedenartig die lokalen Verhältnisse, so mannigfaltig die Vereinsarbeit, so verschieden werden sich die Vereinshäuser gestalten. Zweierlei bleibt dabei doch in Beziehung auf ihre Leitung und Einrichtung allgemein zu wünschen, zuerst, daß sie nicht bloß die Domäne irgend einer Richtung, vollends einer kirchlichen Partei sind, sondern wirklich der ganzen Gemeinde dienen; sodann, daß von Anfang an, wenn irgend möglich, ein genügend großer Saal vorgesehen wird, der zu religiösen und mehr geselligen Gemeindeversammlungen benützt werden kann.

Unentbehrlich ist ferner, solange der jetzige Betrieb des Diakonissen- und Diakonenwesens besteht, das Mutterhaus, das ja nicht bloß vorübergehende Bildungsstätte, sondern zugleich der geistige Mittelpunkt der Sache sein soll. Dagegen sind die sonstigen Anstalten der Inneren Mission, wenigstens für evangelische Anschauung, immer nur Notbehelf und Durchgangsstätte. Das Rettungshaus, das Trinker- und Magdalenenasyl ist nur Mittel zum Zweck, nämlich der Erziehung zu einer selbständigen, gefestigten christlichen Persönlichkeit, welche in den gottgegebenen Gemeinschaftsformen, in Familie und Berufsleben, ihre Pflicht erfüllen soll. Noch klarer liegt das Verhältnis bei der Heil- und Pflegestätte, nur mit dem Unterschied, daß in Ermanglung einer eigenen Heimat manchen Pflegebefohlenen (Siechen, Gebrechlichen, Krüppeln) die Anstalt der Inneren Mission doch eine dauernde Heimstätte werden muß. Im übrigen gilt der Grundsatz: was ohne Anstalt gewissermaßen in der freien Luft des Familien-, Berufs- und Gemeindelebens geschafft werden kann, das werde nicht in die Anstaltsordnung gezwängt.

Jede Anstalt ist in Gefahr, die Hausordnung allzu schablonenhaft und allzu speziell zu gestalten und von der mechanischen Durchführung derselben allzu viel zu erwarten, während dadurch vielmehr sehr leicht bei schwächeren Naturen Unselbständigkeit, bei stärkeren Widerstreben oder Heuchelei erzeugt wird. Deswegen hängt ungemein viel davon ab, daß die richtigen Hauseltern an der Spitze stehen. „Die Hauseltern,“ sagt Wichern treffend, „müssen die lebendige Hausordnung sein.“ Sie haben die schwierige aber lohnende

Aufgabe, zu verhindern, daß aus der Einhaltung der Hausgesetze eine unevangelische Satzungsfrömmigkeit wird und daß bei aller Entschiedenheit der Disziplin die Entfaltung der Persönlichkeiten in ihrer Eigenart dennoch möglich bleibt.

Um die Anstalt her bildet sich meist der geistige Kreis der erweiterten Anstaltsgemeinde, bestehend in ehemaligen Zöglingen derselben, namentlich aber in Freunden, welche sie mit ihrer Liebe und Fürbitte tragen und mit ihren Gaben unterstützen. Diese Anstaltsgemeinde in lebendiger Fühlung mit dem Hause zu halten und namentlich die Anstaltsfeste dafür fruchtbar zu machen, ist eine wichtige Obliegenheit des Anstaltsvorstands, welche zu der schwierigen, verleugnungsvollen Arbeit der Verwaltung, Regierung und seelsorgerlichen Leitung der engeren Hausgemeinde hinzukommt.

Das Geld.

Ein sehr weit verbreiteter Irrtum ist der, zu glauben, eine Anstalt solle alles umsonst thun, also z. B. für die Rettungshauskinder kein Kostgeld verlangen, eben deshalb, weil sie eine Anstalt christlicher Liebe ist. Man kann dem gegenüber nicht scharf genug betonen, daß schon die Arbeit der Versorgung, Erziehung, Heilung, welche Tag für Tag in der Anstalt geschieht, Barmherzigkeit genug ist, daß ferner eine einfache Erwägung der Billigkeit die Beteiligung der Angehörigen, denen doch die größte Wohlthat mit der Aufnahme des Betreffenden geschieht, ebenso der Behörden und der freiwilligen Liebe an den Kosten der Anstaltsfürsorge unbedingt fordert. Die Anstalt hat dann immer noch Sorge genug um das tägliche Brot, und es ist gut, daß sie diese hat; denn Sorgen lehren glauben und beten.

Das Glauben und Beten darf aber nicht so verstanden werden, wie es eine überfromme neuere Richtung unter Berufung auf August Hermann Francke, auch auf Georg Müller, den Waisenvater in Bristol († 1898), darzustellen und als die eigentliche Methode einer richtigen G l a u b e n s ö k o n o m i e zu rühmen liebt, als dürfte man nämlich nur Gott um Hilfe bitten, nicht die Menschen, und als wäre es schon ein Beweis von Kleinglauben, wenn man darauf hinarbeitet, möglichst gleichmäßige Einnahmeposten zu erzielen, welche

die zu erwartenden Ausgaben decken. Hier pflegt die grobe Selbsttäuschung mit zu unterlaufen, daß man die Mitteilung des Grundsatzes, Gott allein zu bitten, in den Kreisen der gläubigen Christen nicht, wie es doch thatsächlich ist, als die allerstärkste indirekte Aufforderung zum Geben betrachtet. Was aber das sorglose Wirtschaften des sog. kindlichen Glaubens betrifft, so hat Schäffle, der Nationalökonom, recht, wenn er gelegentlich sagt, das beste Gottvertrauen dispensiere nicht von einer guten Buchführung.

Gut ist es, wenn Anstalten und Vereine einen Teil ihres Bedarfs durch den Ertrag ihrer eigenen Arbeit zu decken vermögen. Aus diesem Grund ist z. B. mit Anstalten, zumal für Erziehungsanstalten, Landwirtschaft verbunden, mit anderen etwas Industrie (am meisten wohl in dem Anstaltskomplex Gustav Werners s. S. 100), mit Landesvereinen, aber auch z. B. mit Anstalten wie den Bodelschwinghschen, eine Buchhandlung. Das meiste wird doch gewöhnlich neben den Kostgeldern durch Beiträge von Behörden und freiwillige Beisteuern einzelner beschafft werden müssen. Man kann, was diese Beisteuern betrifft, unterscheiden die freien Dankopfer, welche entweder im Gottesdienst, namentlich auch beim Jahresfest, oder aus Anlaß persönlicher Erlebnisse Gott zu Ehren dargebracht werden, sodann die regelmäßigen Jahresbeiträge, endlich die testamentarischen Stiftungen. Die erstgenannte Art ist zweifellos diejenige, welche am meisten inneren Wert hat, ein Geben „mit warmer Hand“ anstatt des bequemeren Stiftens für den Fall des Todes, ein Opfern, wie es in der ältesten Christenheit die Regel war und von dem Apostel Paulus, namentlich in den Kollektenkapiteln acht und neun des zweiten Korintherbriefs, mit eindringlichen Worten empfohlen wird. Welcher Segen muß auf einem Hause ruhen, das, wie das Epileptischenkinderhaus Zoar in Bielefeld, von lauter Opfern solcher Eltern gebaut worden ist, welche ihrem Gott für die eigenen gesunden Kinder danken wollten! Leider ist das kirchliche Opfer in unseren Gottesdiensten, welches diesen Dankopfercharakter für Zwecke der Liebe hätte behalten sollen, in trauriger Zeit diesem Zweck entfremdet worden und gilt auch jetzt noch nur in besonderen Fällen, die ausdrücklich angekündigt werden, als Beisteuer der feiernden Gemeinde für ihre Hilfsbedürftigen.

Jahresbeiträge werden sehr leicht etwas Geschäftsmäßiges, eine Steuer, welche man ohne viel innere Teilnahme, vielleicht mit Murren, giebt, wenn der Einsammler kommt. Um das innere Band zwischen dem Geber und der Sache fester zu knüpfen, wird man jedenfalls dem Einsammler, wenn man ihn nicht entbehren kann, den Jahresbericht vorausschicken. Können aber statt des Berufskollektanten, der sich gern eine widerliche Routine aneignet, freiwillige Kräfte aus der Gemeinde gewonnen werden, deren Sammelgänge selbst eine Art Dankopfer sind, um so besser. Daß da, wo der Segen der Liebesarbeit so zu Tage tritt wie bei der Arbeit der Diakonissen oder den Leistungen des Gustav-Adolf-Vereins, auch reichlich gegeben wird, ist eine lehrreiche Thatsache; für das Diakonissenwerk wurden im Jahr 1900, abgesehen von den Armengaben, die den Schwestern zur Vermittlung in die Hand gelegt wurden, 13½ Millionen Mark gegeben.

Bazare, deren Ertrag Werken der Inneren Mission zu gut kommen soll, lassen sich am ehesten rechtfertigen, wenn dabei Gegenstände, welche die Liebe selber geschenkt hat, in einfacher Weise verkauft werden, um so weniger aber, je mehr dabei lärmendes Jahrmarktstreiben, die Ausstellung der Eitelkeit und die Spekulation auf sehr unheilige Motive sich breit machen. Wie oft wird hierbei auch in evangelischen Kreisen ganz ungeniert nach dem Grundsatz verfahren und gesündigt, daß der Zweck die Mittel heilige! Wohlthätigkeitslotterieen sind für eine ernstere evangelisch-christliche Empfindung unerträglich; Wohlthätigkeitsvorstellungen für Auge und Ohr werden nicht zu beanstanden sein, sobald der Gegenstand der künstlerischen Darbietung mit dem ernsten Zweck, dem sie dienen soll, nicht einen Mißklang bildet.



Zweiter Teil.

Die Arbeit der Inneren Mission im einzelnen.

Erster Abschnitt.

Wie ergänzt die Innere Mission die Wortverkündigung der Kirche?

Die Wortverkündigung ist der Regel nach Sache der Kirche; doch nicht überall vermag die Kirche ihre Aufgabe zu erfüllen. Bald fehlt es einem verstreuten Häuflein evangelischer Christen an der zusammenfassenden kirchlichen Organisation, bald an den Mitteln, die immerhin für regelmäßige Bedienung der Gemeinde erforderlich sind. Andererseits kann es auch, wenn die Gemeinden gar zu groß werden, dahin kommen, daß das Wort der Predigt das einzelne Glied der Gemeinde nicht mehr erreicht, oder auch dahin, daß die Formen der Verkündigung so feste werden, daß sie dem wechselvollen Leben nicht mehr ganz entsprechen. In allen diesen Fällen tritt der Dienst der Inneren Mission zur Hilfe und Ergänzung kirchlicher Arbeit auch mit Wortverkündigung ein. Und die Innere Mission hat dazu ein gutes Recht; denn es muß auch ihr und ihren Mitarbeitern nach evangelischen Grundsätzen solches Recht zuerkannt werden, wenn man dabei nur an einer ordnungsmäßigen Zurüstung ihrer Berufsarbeiter zu solchem Dienst und im Einzelfall an einer ordnungsgemäßen Berufung festhält.

Solches Hilfsdienstes mit Wortverkündigung bedürfen zuerst diejenigen deutschen evangelischen Christen, welche sich im Auslande unter Christen fremder Zunge befinden und der geistlichen Versorgung entbehren. Wir nennen sie die deutsch-evangelische Diaspora

(in der Zerstreuung lebend) im Auslande. Hierher gehören sodann diejenigen deutsch-evangelischen Christen, welche unter einer überwiegenden Mehrzahl Andersgläubiger leben und dadurch in der Gefahr sind, ihrem Glauben abwendig gemacht zu werden, wenn nicht ausreichende Pflege und ein reichliches Maß von Wortverkündigung für sie beschafft wird. Hierher gehören zum dritten diejenigen Glieder deutsch-evangelischer Gemeinden, welche infolge der massenweise anwachsenden Bevölkerung in den Großstädten der persönlichen Verbindung mit dem Pfarramt entbehren, kaum noch wissen, zu welcher Gemeinde sie gehören, und so allmählich auch dem in der Kirche verkündeten Worte entzogen werden; sie stehen in Gefahr, ganz von Gott abzuirren. Zuletzt gehören alle diejenigen hierher, welche durch ihr Wanderleben, sei es hier zu Lande, sei es über die Meere hin, der Pflege ihrer Heimatsgemeinde entzogen sind und in der Fremde ohne geordnete Fürsorge die Verbindung mit einer anderen Kirchengemeinde nicht finden.

All den Notständen, die eben angedeutet sind, entspricht eine ebenso umfängliche Arbeit der Inneren Mission. Man sorgt für die deutsch-evangelische Diaspora im Auslande, es hilft den Diaspora-Gemeinden des Kontinents der Gustav-Adolf-Verein. Um die Arbeit in den Massengemeinden bemühen sich die Stadtmission und die Komites für die Evangelisation und Gemeinschaftspflege. Der wandernden Bevölkerung aber nimmt sich die Seemannsmission und die Flußschiffermission an. Schließlich geht man auch Sachsengängern und Ziegelarbeitern in besonderer Weise nach.

Neben all dieser Arbeit läuft noch ein zweites reich entwickeltes Arbeitsgetriebe zur Ergänzung der kirchlichen Wortverkündigung her: es ist die gesamte Arbeit mit der Presse, sofern dieselbe der Ausbreitung des Evangeliums im Volke dient. Auch von dieser Arbeit gilt: Der Säemann säet seinen Samen.

Die Deutsch-Evangelische Diaspora im Auslande.

Die Zahl der deutschen Evangelischen, welche in der Zerstreuung im Auslande leben, ist in den letzten Jahrzehnten immer

rascher gewachsen; wir stehen ja unter dem Zeichen des Verkehrs. Hinzu kommt, daß in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts infolge der sozialen Verhältnisse in der Heimat umfängliche Auswanderung stattgefunden hat. Sie auch kirchlich zu versorgen, ist eine Liebespflicht der Christenheit des Mutterlandes.

Die Nordamerikanische Diaspora hat sich zu selbständigen Kirchengemeinschaften zusammengeschlossen, die z. B. jetzt schon ihre Prediger und Lehrer selbst ausbilden und erhalten. Immerhin muß sich Deutschland auch jetzt noch bemühen, seine Kinder in Amerika geistlich zu bedienen. Die Darbietung der persönlichen Kräfte für den Dienst in Nord-Amerika erfolgt teils durch eigene Anstalten, teils durch Anstalten für Ausbildung von Berufsarbeitern der Inneren Mission, teils durch Heiden-Missionsanstalten. So hat das Missionshaus in Basel schon über 150 seiner Zöglinge nach Nord-Amerika geschickt. Das Johannesstift bei Berlin und die von Löhe begründete Gesellschaft für Innere Mission im Sinne der lutherischen Kirche, die Anstalten von Pastor Jensen in Breklum, Pastor Paulsen in Kropp, der Reformierte Bund in Elberfeld und andere sind in dieser Richtung bemüht, die geistliche Not der evangelischen Deutschen in Nord-Amerika zu stillen. Anderer Gemeinden haben sich einzelne Vereine oder Kirchenbehörden angenommen. So ist im Heiligen Lande für die geistliche Versorgung und die Mission der Jerusalem-Verein thätig. Deutsche Vereinsthätigkeit sorgt für die Gemeinden in Belgien, Spanien und Italien. Der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin hat einer Anzahl von Auslandsgemeinden, jetzt im ganzen etwa fünfzig Gemeinden in Serbien, Rumänien, Bulgarien, im Orient, Süd-Amerika, Süd-Europa, Niederlande und England den Anschluß an ihn gestattet. Aehnlich sind acht Gemeinden Süd-Afrikas an das Hannoversche Konsistorium, vier Gemeinden an den evangelischen Kirchenrat in Weimar angeschlossen. Die sog. Diaspora-Kollekte bringt die Mittel für Unterstützung solcher Gemeinden und für ihre Versorgung mit geistlichen Kräften auf. Eine dieser Gemeinden ist die in Rom, deren Kirchbau noch immer nicht zum gewünschten Ziel geführt ist. Noch sehr der Hilfe bedürftig sind die evangelischen Christen in Süd-Amerika, besonders in

Brasilien, wo noch viele Tausend Evangelische in einer durchweg römischen Umgebung kirchlich völlig unversorgt leben.

Alle die Notstände dieser Auslandsgemeinden werden jetzt gründlich durch die im Jahre 1882 begründete Diaspora-Konferenz erörtert. Ihr Organ macht sich zur Aufgabe, die Fürsorge für die außerdeutsche Diaspora den deutschen Christen in der Heimat als Liebespflicht ans Herz zu legen.

Die Arbeit des Pfarrers in einer Auslandsgemeinde hat mehr als die Arbeit des Pfarrers in der Heimatsgemeinde die Eigentümlichkeit, daß sie auch auf die Pflege der Nationalität gerichtet ist. Der Deutsche im Auslande ist ja beständig in der Gefahr, die Art der ihn umgebenden Fremden anzunehmen, seine Sprache dranzugeben. So geht leicht mit der deutschen Sprache, der deutschen Art auch die deutsche Frömmigkeit, deutsche Sitte und deutscher Glaube verloren. Darum ist es auch sehr wichtig, daß der Pflege der deutschen Schule im Auslande rege Aufmerksamkeit zugewendet wird. Häufig genug ist der Pfarrer auch der Leiter einer solchen Schule. Dadurch ist er in täglicher Verbindung mit vielen Familien der Gemeinde. Ebenso ist es eine eigentümliche Aufgabe des Diaspora-Pfarrers, die deutschen Gemeindeglieder miteinander bekannt zu machen, um so das Band der brüderlichen Liebe unter den der Heimat Entfremdeten festzuknüpfen. Je mehr der Deutsche lernt, sich in allen Weltteilen heimatlich niederzulassen, um so größer wird die Pflicht der deutschen Mutterkirche, ihm auch mit Wort und Sakrament in jede Ferne zu folgen.

Der Gustav-Adolf-Verein.

Als in der Not des Dreißigjährigen Krieges der Schwedenkönig Gustav Adolf nach Deutschland kam, da galt es ihm, den evangelischen Glauben vor der Vergewaltigung durch die katholischen Habsburger zu schützen. Er hat sein Ziel nicht erreicht gesehen, da er vorher sein Leben im Dienste der Bruderliebe lassen mußte. Aber sein Blut ist nicht vergeblich geflossen. 200 Jahre nach seinem Tode hat der Domherr Dr. Großmann in Leipzig zuerst den Plan zur Errichtung eines Gustav-Adolf-Denkmals ausgesprochen und um Mittel zu einer Denksäule und zu einem

Fonds zur Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen gebeten. Er hatte damals gerade aus den Akten im Leipziger Konsistorium die Not einer böhmischen Gemeinde kennen gelernt und hatte es als Pflicht erkannt, ihr so zu helfen, wie Gustav Adolf einst den durch Rom gefährdeten Evangelischen geholfen hatte. Der Aufruf Dr. Großmanns zur Unterstützung bedrängter Glaubensgenossen und zur Erleichterung der Not, in welche durch die Erschütterungen der Zeit und durch andere Umstände protestantische Gemeinden in und außer Deutschland mit ihrem kirchlichen Zustand geraten sind, fand Widerhall. Im Jahre 1834 betrug das eingegangene Kapital 4250 Thaler, im Jahre 1841 12850 Thaler. Das anfänglich langsame Wachstum der Gustav-Adolf-Stiftung wurde erst beschleunigt, als am 31. Oktober 1841 Hofprediger Dr. Zimmermann in Darmstadt, unabhängig von Dr. Großmanns Aufruf, zur Gründung eines Vereins für die Unterstützung hilfsbedürftiger protestantischen Gemeinden den Anstoß gab. Er wollte damit ein Band der Einheit im Geist für alle Evangelischen schaffen, ein Werk des Friedens zur Bekundung dieser Einheit aufrichten. Bald schlossen sich die beiden Vereine zusammen. Leipzig wurde Sitz der Verwaltung. Der Gesamtverein nannte sich evangelischer Verein der Gustav-Adolf-Stiftung. Nun ging es unaufhaltsam vorwärts. Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. förderte das Werk durch seinen Einfluß. In jedem Lande, bezw. in jeder Provinz sollte ein Hauptverein gegründet werden; an ihn sollten sich die Diöcesan-, Zweig- und Hilfsvereine anschließen. Bereits 1844 durfte man 31 Hauptvereine und 333 Zweigvereine zählen; im Jahre 1900 gab es 45 Hauptvereine, 1926 Zweig- und 604 Frauen-Vereine. In demselben Jahre belief sich die Gesamteinnahme des Gustav-Adolf-Vereins auf 2170358.— Mark. Seine Gesamtausgabe erreichte im Jahre 1900 die Höhe von 1637882.— Mark. Sein Gesamtvermögen beträgt jetzt rund 5 Millionen Mark. In den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens konnte der Verein rund 17 Millionen Mark zur Hilfe evangelischer Gemeinden in der Diaspora verwenden. Es giebt wohl keinen Verein im evangelischen Deutschland, der so die Liebe des ganzen evangelischen Volkes erfährt und so weithin wirken kann. Seit

Beginn seiner Thätigkeit hat er bis zum Jahre 1892: 1685 Kirchen und Bethäuser, 780 Schulen, 654 Pfarrhäuser, 494 Konfirmanden-, Waisen- und Diakonissenhäuser, 78 Friedhöfe, teils begründet, teils erhalten, auch in 541 Fällen Pfarrgehälter und in 1466 Fällen Lehrergehälter und Schulerhaltungskosten gezahlt.

Dem Gustav-Adolf-Verein entspricht im Gebiete der lutherischen Landeskirche der Lutherische Gotteskasten, im Jahre 1853 von Petri in Hannover, Steinmetz und Münchmeyer begründet. In Hannover, Mecklenburg und Bayern entwickelte sich dieses Werk besonders kräftig. Der Luther.-Gotteskasten unterstützt die lutherischen Diaspora-Gemeinden; er meint damit auch solche lutherische Gemeinden, welche in Holland, in der Schweiz, in Amerika unter Reformierten leben. Eigentümlich ist dem Luther.-Gotteskasten auch, daß er für Ausbildung von Diaspora-Predigern sorgt und Theologie-Studierende unterstützt, welche sich bereit erklären, später in der Diaspora zu wirken. Die Einnahmen eines Jahres belaufen sich auf 70000.— bis 90000.— Mark.

Evangelisation und Gemeinschaftspflege.

In den letzten Jahren hat sich innerhalb der evangelischen Kirche und ihrer Inneren Mission ein starkes Bestreben bemerkbar gemacht, das auf Erweckung der Schlafenden innerhalb der Kirchengemeinschaften, auf Wiedergewinnung der dem kirchlichen Leben Entfremdeten und auf Sammlung der für Christum Wiedergewonnenen in kleineren Gemeinschaften ausgeht. Während des Wortes Evangelisation ursprüngliche Bedeutung „Evangeliums-Verkündung“ unter solchen ist, die das Evangelium noch nicht gehört haben, hat man dieses Wort zur Bezeichnung der Erweckungspredigten für die beiden erstgenannten Gruppen gewählt und unter der Gemeinschaftspflege die Sammlung der Erweckten um Gottes Wort verstanden. Es wäre verkehrt, wollte man sagen, Evangelisation in diesem Sinne der Erweckungspredigt sei nicht auch ein Zweig Innerer Mission. Von Wichern ist gleich zu Anfang auch das Augenmerk auf eine derartige Thätigkeit innerhalb der Inneren Mission gerichtet worden, hat er doch sogar Straßenpredigten auch für Deutschland erwartet. Man wird auch das

zugeben müssen, daß die spätere Entwicklung den Wichern'schen Erwartungen nicht ganz entsprochen hat. Die offen zu Tage liegende äußere Not erheischte zuerst Abhilfe; sie war auch leichter zu überwinden, als die geistliche Not der Massen. So war es nicht verwunderlich, daß Jahrzehnte hindurch die Fürsorge für all die Notleidenden und Hilfsbedürftigen im Vordergrund stand gegenüber der Arbeit an den vielen Christo und seinem Wort Entfremdeten. Freilich, das ist nicht so zu verstehen, als wenn diese letztgenannte Arbeit irgend einmal in der Geschichte der Inneren Mission gefehlt hätte. Die Darbietung von Gotteswort an die Wandernden in den Herbergen zur Heimat und in den Arbeiterkolonieen, die Arbeit in den Rettungshäusern und den Trinker-Heilanstalten, die reiche Arbeit der Stadtmission, mochte sie nun innerhalb der vier Wände der besuchten Kranken oder an Armen, Tauf- oder Trausäumigen erfolgen, mochte sie sich in Vereinen etwa unter Jünglingen und Jungfrauen vollziehen, war auch ein Stück Evangelisation, nur daß man im Stillen blieb und im kleinen Kreise. Nur einzelne Männer, wie Hofprediger Stöcker in Berlin, traten ehedem mit lauten Weckrufen an die große Oeffentlichkeit, um das Netz des Wortes weithin auszuwerfen.

Da kamen aus dem Auslande Anregungen zu einem umfassenderen und mehr in die Weite gehenden Wirken; und so gegensätzliche Urteile noch heute in kirchlichen Kreisen über derartige Thätigkeit gefällt werden mögen, man wird nicht sagen können und dürfen, daß all diese Arbeit eine verkehrte und forcierte sei; man muß auch ihr volles Recht zuerkennen und sie als eine Gottesgabe an unsere Kirche bezeichnen, mögen sich auch hier und da überspannte Erwartungen mit ihr verbunden haben.

Der amerikanische Evangelist Moody erregte bei seinem ersten Besuch in England im Jahre 1874/75 dort eine mächtige Bewegung, die noch verstärkt wurde, als Pearsall Smith in seiner Heiligungs- oder Oxfordbewegung die erweckliche Arbeit unter den Massen zur Vertiefung des religiös-sittlichen Lebens der Gläubigen umgestaltete. Beide Richtungen liefen nebeneinander her und kamen nach Deutschland. Pastor von Schlümbach, ein Deutsch-Amerikaner, wurde vom Hofprediger Stöcker zur ersten

Evangelisation nach Berlin gerufen. Die Folge seiner Wirksamkeit (1883/84) war die Begründung des Christlichen Vereins junger Männer in Berlin, welcher seitdem der Parole: „Mission an der Jugend durch die Jugend" treu geblieben ist und ein gutes Stück Evangelisationsarbeit an der Jungmännerwelt geleistet hat.

Einen neuen Ansatz, die Evangelisation in Deutschland heimisch zu machen, versuchte Professor Christlieb in Bonn durch Begründung der Evangelistenschule Johanneum (1886). Anders als die Brüderhäuser sollte diese den Zöglingen eine tiefergehende Ausbildung für die Wortverkündigung gewähren, damit das Evangelium in populärer Form und geistesmächtig an die Massen gebracht würde. Um den jungen Leuten freie Bahn zu machen, begründete Christlieb mit anderen Gesinnungsgenossen den deutschen Evangelisations-Verein. Doch hemmte Gott durch den Tod Christliebs im Jahre 1889 die aufkeimende Bewegung, die von Theodor Haarbeck, dem Nachfolger Christliebs, getragen und im Rheinland von vielen rege gefördert wird, ohne doch allüberall volle Anerkennung von seiten der kirchlichen Kreise zu finden. Namentlich im Osten faßt man Kirche und Amt enger als das im Westen, wo die Sekten mit der Kirche um Bewegungsfreiheit streiten, in der Regel der Fall ist. Einzelne von den Zöglingen des Johanneums sind zu anerkennenswert tüchtigen Leistungen im evangelistischen Zeugnis gekommen, ohne daß man sagen könnte, daß ihre Art und die Kraft ihrer Predigten sich über die unserer tüchtigeren Pastoren erhöbe.

Mehr Anklang als diese Laien-Evangelisation findet in der Regel die von Pastoren geübte. Als Bahnbrecher für solche darf Elias Schrenk bezeichnet werden. Ehemals Baseler Missionar in West-Afrika wurde er durch Gesundheitsrücksichten zur Rückkehr in die Heimat genötigt. In England lernte er Moodys Arbeit kennen und wertschätzen und wirkte von 1879—1886 im Dienste der Evangelischen Gesellschaft in Bern durch evangelistische Verkündigung. Professor Christlieb rief ihn nach Deutschland; bald lud man ihn hierhin, bald dorthin zu längeren Evangelisationen ein. Die Folge dieser starken Inanspruchnahme war seine Bitte, es möchten mehr Pastoren für solchen Dienst zur Verfügung stehen;

und so widmeten sich nacheinander Pastor Paul in Ravenstein, Pastor Samuel Keller, Pastor Lohmann und andere unter Verzichtleistung auf ihr Pfarramt ganz der Evangelisation. Ja, der Provinzial-Verein für Innere Mission in der Provinz Schlesien ging dazu über, einen zweiten Vereinsgeistlichen der Hauptsache nach mit der Aufgabe der Evangelisation zu betrauen.

Die Form dieser pastoralen Evangelisation entspricht meist derjenigen der Evangelisation, wie sie aus England herübergekommen ist. Man unterscheidet zumeist zwei verschiedene Arten von Versammlungen; die einen werden in großen Sälen gehalten und wenden sich an die große Masse der kirchlich Entfremdeten. Zu den Versammlungen wird durch reichliche Bekanntmachung in Zeitungen oder an Säulen eingeladen; die Themata der Vorträge und Reden werden zumeist in fesselnde Form gebracht. Zeitungsberichte machen auf den Evangelisten aufmerksam. So ist dann der Besuch der Versammlungen zumeist ein sehr ansehnlicher. Von Tag zu Tag steigt die Zahl der Hörer, bis zuletzt z. B. Pastor Keller schon wiederholt im Cirkus hat seinen Predigtplatz suchen müssen, weil der Andrang der Zuhörer in keinem anderen Saale Platz finden konnte. Die Vorträge oder Predigten selbst unterscheiden sich nicht gar wesentlich von den landesüblichen Predigten; die Persönlichkeit des Redenden ist es, welche ihnen den eigentümlichen Charakter giebt. Es sind frische, lebendige, bilderreiche und geistvolle Zeugnisse von Männern, die das Menschenherz und das Leben gründlich beobachtet haben und mit Wahrheitsmut und Klarheit unter das Licht des Wortes Gottes stellen. Oft gelingt es ihnen, die Gewissen zu beunruhigen; und gewöhnlich halten sie dann auch Sprechstunden für solche, die sich seelsorgerlichen Rat von ihnen holen wollen. Zumeist weisen sie solche suchenden Seelen aber an das Pfarramt, das zu ihrer Seelenpflege berufen ist. Neben diesen öffentlichen Versammlungen für die große Masse finden bei einer Evangelisation zumeist noch Versammlungen für die Erweckten und innerlich schon geförderten Gemeindeglieder statt, in denen schwierigere Teile der Heiligen Schrift zur Auslegung kommen und die Heiligung des Christen im Vordergrund der Betrachtung steht. Derartige Versammlungen helfen oft dazu, die

Kreise der Erweckten zu vertiefen, sie zu einem regelmäßigen Suchen in Gottes Wort zu veranlassen, auch kleine Bibelkreise oder Gemeinschaften ins Leben zu rufen. Je mehr diese Gemeinschaften für die Lösung irgendeiner Arbeit in Gemeinde und Reich Gottes in Anspruch genommen werden, um so ruhiger wird man ihrer späteren Entwicklung nach dem Abschiede des Evangelisten entgegensehen können. Dagegen macht man häufig die Erfahrung, daß, wenn die Gemeinschaft nicht auch eine Arbeitsgemeinschaft ist, allmählich von ihr entweder einzelne Lieblingsgedanken aus der Heiligen Schrift in sektenhafter Weise über das Maß gepflegt werden und zu Verkehrtheiten in der Auffassung christlicher Lehre führen, oder daß die Gemeinschaft in der Weise entartet, daß sie an der frommen Rede allein Geschmack findet, ohne sich der Zeugenpflicht des Christen mit der That bewußt zu werden.

Einen dritten Ausgangspunkt für die Evangelisation in Deutschland bildet seit 1890 das deutsche Komitee für evangelische Gemeinschaftspflege, erst unter Jasper v. Oertzen, nun unter Graf Eduard Pückler und Graf Andreas Bernstorff in Berlin. Das Komitee ist besonders bekannt durch seine Monatsschrift „Philadelphia“, welche Rektor Christian Dietrich in Stuttgart herausgiebt. Vertreter des Komitees finden sich in allen Teilen Deutschlands. Seine Berufsarbeiter sind zum Teil Pastoren, zum Teil Laien und als Reiseprediger, Reisebrüder und Kolporteure beschäftigt. Ihr Erfolg ist in den verschiedenen Landesteilen sehr verschieden; besonders ansehnlich ist er im Königreich Sachsen und in der Provinz Schlesien, wo freilich mancherlei Zusammenstöße mit den Kirchenbehörden nicht vermieden wurden. Die Schuld liegt, wie meistens, wohl auf beiden Seiten. Es läßt sich nicht bestreiten, daß ein Teil der Evangelisten zu weit gegangen ist und daß manche Gemeinschaften sich in ungesunder Weise von der Kirche losgelöst haben.

Gegenwärtig ist eine Reihe von Konferenzen in Deutschland bemüht, die Gemeinschaftspflege zu fördern. Wir können drei Strömungen unterscheiden. Die erste hat in der Gnadauer Konferenz ihren Mittelpunkt; die zweite hat in der Blankenburger Konferenz ihr Organ gefunden; die dritte wird von der freien

kirchlich-sozialen Konferenz vertreten und entspricht wohl am meisten dem Wichernschen Gedanken.

Die Gnadauer Konferenz vertritt im wesentlichen den Standpunkt der Philadelphia. Sie müht sich, von den Erfolgen der Evangelisation bescheiden zu denken, die Vertreter der Kirche für die Evangelisation zu gewinnen, in den Gemeinschaften die Glieder zu selbständigen, christlichen Charakteren zu erziehen, sich vor Schwärmerei zu hüten und der Kirche zum Segen zu werden. Freilich mag sie sich bei alledem nicht von der Stellung des geistlichen Amtes abhängig machen; sie erkennt keine Alleinherrschaft des Pastoren in seiner Gemeinde auf dem Gebiet der Seelenpflege an.

Die Blankenburger Konferenz steht mehr unter englischen Einflüssen. Ihre Gründerin war Anna von Weling, die in Schottland den Anstoß für ihr neues Leben und ihre eigenartige Arbeit empfing. Zunächst wirkte sie als Schriftstellerin unter dem Namen Hans Tharau, und hat sich durch Uebersetzung einiger in der Wupperthaler Traktatgesellschaft erschienenen Andachtsbücher (Jesu Sinn, Er ist treu, der verheißen hat u. a.) sehr verdient gemacht. Während des deutsch-französischen Feldzuges diente sie als Krankenpflegerin in Bonn. Dann richtete sie in Thüringen eine Kleinkinderschule ein und begann mit Evangelisationsarbeit. Rechten Boden fand sie dafür erst in Blankenburg in Thüringen, wo sie vom Jahre 1886 an eine Versammlung von Glaubensgenossen verschiedenster Richtung zu stande brachte, die sich von Jahr zu Jahr größeren Zulaufs erfreute. Auch Pastor Meyer aus London, dessen Schriften man in Deutschland schon lange Jahre las, nahm an den Konferenzen teil und machte sie zugkräftiger. Freilich herrschte auf diesen Konferenzen stark englischer Geist vor. In manchmal unerträglicher Selbstüberschätzung glaubte man sich in besonderer Weise unter dem Einfluß göttlichen Geistes und plante sogar von London aus im Jahre 1899 einen Evangelisationsfeldzug nach Deutschland, welchem erfreulicherweise die Philadelphia mit nüchternem Geiste entgegentrat. In neuerer Zeit hat die Blankenburger Allianzkonferenz sich etwas mehr der deutschen Art angepaßt. Nach dem Tode Fräulein von Welings

ist Oberstleutnant von Knobelsdorff, der durch seine Arbeit unter den Trinkern in weiten Kreisen geschätzt ist, an die Spitze der Allianzkonferenz getreten. Daß damit jeder Widerspruch gegen sie aufhören wird, ist freilich nicht anzunehmen; denn es läßt sich einmal nicht leugnen, daß in Deutschland die Landeskirchen noch starken Einfluß auf das Volk ausüben.

In erfreulicher Weise sucht die kirchlich-soziale Konferenz unter Hofprediger Stöckers Leitung die in den Gemeinschaften gesammelten Kreise frommer Christen mehr und mehr für kirchliche Arbeit und soziales Wirken im Dienste der Volkserneuerung anzuregen. In ihrer Gruppe für Gemeinschaftspflege hat sie wiederholt die Fragen der Gemeinschaftsbewegung eingehend erörtert. Die Bedeutung der Gemeinschaften für den Aufbau der Gemeinde ist darnach zunächst nur eine indirekte; sie fördern das Glaubensleben, das Gebetsleben, das Liebesleben in der Gemeinde, sie tragen das Schwache, heilen das Kranke, bewahren vor den Sekten, pflegen die Werke des Reiches Gottes und stellen die dazu erforderlichen Persönlichkeiten. Aber die Gemeinschaften haben auch direkte Aufgaben für die Gemeinde: Kampf gegen den Unglauben, Evangelisation, Mithilfe zur Ueberwindung sozialen Elends und zur Herbeiführung gesunder sozialer Verhältnisse im Volksleben. Durch die kirchlich-soziale Konferenz ist eine große Zahl der evangelischen Geistlichen der Gemeinschaftsbewegung näher gekommen, ja, sie haben sich zum Teil an ihre Spitze gestellt und dadurch auf der einen Seite dem Bedürfnis der erweckten Kreise in den Gemeinden entsprochen, auf der anderen Seite der Gefahr vorgebeugt, daß sich die Gemeinschaften in sektiererisches Fahrwasser begeben.

Noch ist die Bewegung überall im Fluß; man wird aber sagen dürfen, daß allmählich der Gang der Bewegung ruhiger geworden ist, und daß sie immerhin der Kirche und ihrer Inneren Mission heilsame Antriebe zur Vertiefung, dankenswerten Anstoß zu einer größeren Bewegung ihrer Kräfte gegeben hat. Wenn man sich jetzt mehr als sonst in den Vereinen für Innere Mission um Wortverkündigung bemüht, sei es durch Predigtreisen und Vorträge, sei es durch Veranstaltung apologetischer Vorträge, sei

es durch Austausch der in den einzelnen Synoden vorhandenen Kräfte, so ist das zum guten Teil den modernen Strömungen, die auf Evangelisation hinzielen, zu danken. Und wenn man hört, daß in Deutschland neben den früher vorhandenen Konferenzen auch die Lehrer sich zu sechs Gemeinschaften zusammengeschlossen haben, welche regelmäßig zum Zwecke ihrer Sammlung und Vertiefung zusammenkommen, daß auch die Eisenbahner ihre Konferenzen haben, in denen sie über ihre Stellung zum Herrn und sein Wort hören und reden, so wird man sich darüber nur freuen können. Weniger verspricht der Jugendbund für entschiedenes Christentum in Deutschland. Man hat ihn infolge der großen Zahlenerfolge des Jugendbundes in Amerika auch in Deutschland eingeführt und bemüht sich nun, dieses amerikanische Gewächs hier heimisch zu machen, obwohl seine Verpflichtung zu täglichem Bibellesen und Gebet, die der Einzelne durch öffentliche Gelübde auf sich nimmt, gewiß der Zartheit und Nüchternheit evangelischen Christentums nicht ganz entspricht.

Die Stadtmission.

Die Stadtmission ist durch englisches Vorbild bei uns angeregt worden. Das muß ebenso festgehalten werden, wie das andere, daß sie sich in ihrer Ausgestaltung durchaus selbständig den deutschen Verhältnissen entsprechend entwickelt hat. Der erste, der Stadtmissionsarbeit begann, war David Nasmith (1799 bis 1839) in Glasgow. Als Sekretär von 23 christlichen Vereinen erkannte er, daß das geistliche Amt ohne diakonische Hilfsthätigkeit seine mannigfachen Aufgaben nicht erfüllen könne. So begann er 1826 in Glasgow acht Laien für diesen Helferdienst zu berufen. Er dachte ihnen nicht die Aufgabe der Armenpflege, sondern die Aufgabe seelsorgerlicher Wortverkündigung, der Vereinspflege, der Veranstaltung erbaulicher und erwecklicher Versammlungen zu. Rasch fand die von ihm begonnene Arbeit vielerorten Eingang. In London hat sie ihre größte Entfaltung gewonnen; dort arbeiten jetzt rund 500 Stadtmissionare, nachdem das Werk dortselbst im Jahre 1835 seinen Anfang genommen hat. Ueber den Segen ihres Wirkens hat man geurteilt: Wenn der Sturm der Revolution

an London und England vorübergegangen ist, so ist das zum guten Teile der Arbeit der Stadtmission an der Seele des englischen Volkes zu danken.

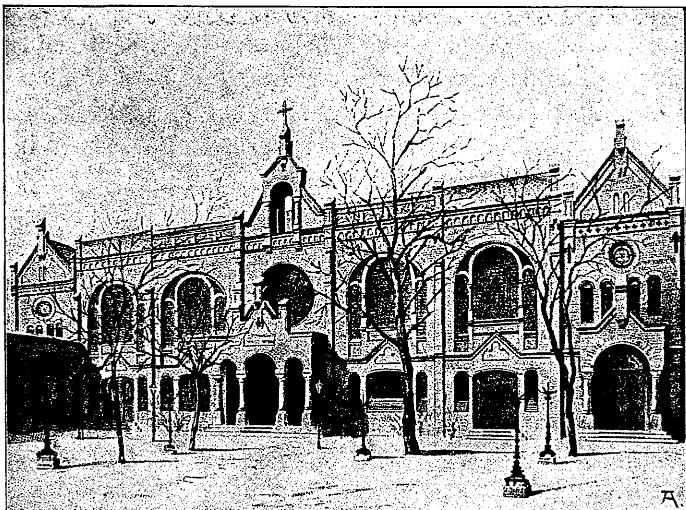
Es ist unzweifelhaft, daß Wichern, der Vater der deutschen Stadtmission, den Anstoß zu diesem Werk durch die Kunde von Nasmiths Wirken und der Arbeit der Londoner Stadtmission empfing; daneben lag der Jammer der großstädtischen Bevölkerung Hamburgs auf seiner Seele. Er sah, daß an der leiblichen und sittlichen Not großer Volksmassen das Fehlen von Gottes Wort und thatkräftiger Christenliebe schuld sei; darum verlangte er eine Stadtmission auch für Hamburg. Als Helferin der Kirche sollte sie den Gemeindegliedern seelsorgerlich nachgehen, welche von dem Geistlichen nicht erreicht wurden. Das Jahr der Revolution in Deutschland war auch das Jahr der Begründung der Stadtmission in Hamburg. Am 10. November 1848 zog der erste Stadtmissionar aus dem Rauhen Hause zur Stadt und begann dort seine Arbeit, zunächst als Bibelbote. Wichern dachte sich die Stadtmission demnach auf der einen Seite als eine Ergänzung der pfarramtlichen Thätigkeit, die Form ihrer Arbeit als eine Darbietung von Liebesübung mit Seelenpflege. Jeder Dienst an dem Leibe sollte ein Zeugnis von der Liebe Jesu, aber auch eine Vermittlung für noch weitergehende seelsorgerliche Arbeit sein. Darum mußte mit dem Liebesdienste auch die Wortverkündigung Hand in Hand gehen. Auf der anderen Seite dachte sich Wichern die Stadtmission als eine Zusammenfassung der freien Liebesthätigkeit, die leider zumeist in Zersplitterung verläuft. Deswegen veranlaßte er den Verein für Innere Mission in Hamburg Distriktsvereine zu bilden, von denen jeder die Erhaltung eines Stadtmissionars auf sich nehmen sollte. Der Distriktsverein sollte dann die Beziehungen zwischen Pfarramt, freien Vereinen und Stadtmission zur Darstellung und Ausgestaltung bringen. Wenn Wicherns Plan nicht vollständig zur Ausführung gelangte, so lag das zumeist wohl an der Zurückhaltung des Pfarramtes gegenüber seinen Plänen, denen man eine volle Wertschätzung der kirchlichen Arbeit nicht absprechen kann.

Auch für die Hauptstadt Berlin hielt Wichern Stadtmission

für unentbehrlich. Schon im Jahre 1849 legte er auf Grund statistischer Nachweise klar, daß damals in Berlin rund 200000 Menschen wohnten, die Gottes Wort nicht mehr hörten, und daß schon damals (1849) in Berlin mindestens 100 Prediger und Seelsorger fehlten. Der Evangelische Verein für kirchliche Zwecke nahm die von Wichern gewünschte Arbeit auf, er stellte auch einen Pastor als Stadtmissionar an, betrieb die Begründung von Parochialvereine, die ähnlich wie die Hamburger Distriktsvereine die Träger der Liebesthätigkeit innerhalb der einzelnen Gemeinden werden sollten, ohne daß sich die Arbeit gedeihlich entwickelte. Wicherns Berufung nach Berlin vermittelte die Begründung des Johannesstiftes (1858). Es begann nun die Arbeit der Stadtmission durch Brüder des Rauhen Hauses. Dieselbe war in Aufdeckung und Bekämpfung schändlicher Betteleien erfolgreich, ohne jedoch diejenige Ausgestaltung zu erlangen, die für die Großstadt zu wünschen war. Die Not mußte noch brennender werden. Sie war es, als sich nach Einführung der Civilstandsgesetzgebung am 1. Oktober 1874 ein modernes Heidentum in der Großstadt breit zu machen begann. „Hurra, die ersten 10000 Heiden!“ konnte damals ein Blatt triumphieren, als die ersten 10000 Kinder ungetauft geblieben waren.

So nahm nun Generalsuperintendent D. Brückner das Werk der Stadtmission in die Hand. Hausbesuche, Sonntagsschule, Schriftenverbreitung, Bibelstunden wies er ihr als Hauptaufgaben zu; aber bereits Anfang 1877 trat D. Brückner von der Leitung der Arbeit zurück. Nun legten drei Männer die Hand ans Werk, um das immer wieder zerbrechende Werk zur Höhe zu führen. Es waren dies der Geheime Regierungsrat und spätere Kultusminister Bosse, der Kaufmann Gerold und der Hofprediger Adolf Stöcker. Jetzt schlossen sich die beiden Stadtmissionen, die des Johannesstiftes und die des Generalsuperintendenten D. Brückner zusammen. Der 9. März 1877 ist als der Gründungstag der neuen, wir dürfen sagen, Stöckerschen Stadtmission in Berlin zu bezeichnen. Mit diesem Tage übernahm Hofprediger Stöcker die Leitung derselben. Ihr Hauptquartier fand sie am Johannestisch. Ein ehemaliges Variété wurde zur Predigtstelle. Jetzt steht dort die statt-

liche Stadtmissionskirche, die man dem aus seinem Amt geschiedenen Hofprediger durch Gaben der Liebe seiner Freunde erbaute. Jetzt werden dort die Schrippenkirche, Kinder-Gottesdienst, eine Anzahl von Festversammlungen für Jünglings- und Jungfrauen-Vereine, Arbeiter- und Männer-Vereine gehalten. Daneben befindet sich eine Zufluchtsstätte für entlassene Strafgefangene, welche dort mit Cigarrenarbeit beschäftigt werden, bis sich für sie ein geeigneter Lebensberuf finden läßt.

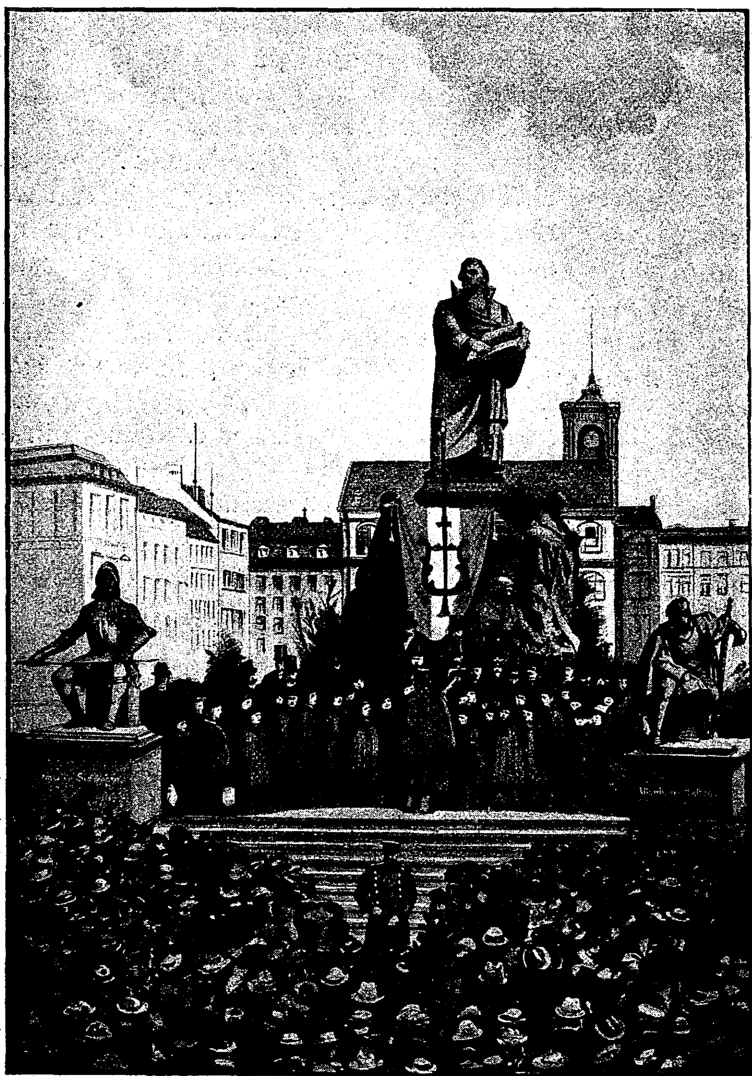


Stadtmissionskirche in Berlin.

Daran schließt sich das stattliche fünfstöckige Geschäftshaus für die Schriftenmission der Stadtmission. Von hier nehmen die Pfennigpredigten ihren Zug durch alle Welt; von hier versendet Pastor Evers, der Schriftsteller der Stadtmission, seinen Sonntagsfreund in wöchentlich 73000 Exemplaren; von hier zieht der Kalender, der „deutsche Volksbote", ins Land, hier hat die Buchdruckerei und die Buchhandlung der Stadtmission ihre Heimstätte. In der Querhalle, welche den alten mit dem neuen Predigtsaal verbindet, finden die Konferenzen der Berufsarbeiter der Stadtmission statt. Fünf Stadtmissionsinspektoren, sämtlich Pastoren, 46 Stadtmissionare, einige Kandidaten und Stadtmissionarinnen

sammeln sich zur Betrachtung von Gottes Wort, zum Austausch der in ihrer Arbeit gemachten Erfahrungen und zur Besprechung neuer Arbeit. Hier stärken sie sich durch Gebet für ihren schweren Dienst. Trotz aller Kirchenbauten, von denen man im Lande viel spricht und die durch das rege Interesse des Kaisers und der Kaiserin gefördert worden sind, herrscht in Berlin doch große Not auf kirchlichem Gebiet. Noch weisen zwei Gemeinden mehr als 100000, fünf mehr als 70000, drei mehr als 60000, vier mehr als 50000, zwei mehr als 40000 und zehn mehr als 30000 Seelen auf. Der immer neue Zuwachs der Bevölkerung macht eben alle bisher getroffenen Besserungsmaßregeln fast wirkungslos. Die Not ist, wenn auch nicht ganz dieselbe, so doch noch fast dieselbe, wie sie vor Beginn der Arbeit der Stadtmission war. Dennoch ist es besser geworden; denn die Stadtmission hat dem deutschen Volke die Verpflichtung gegenüber seiner Großstadt ins Gewissen gerufen und in der Großstadt Kräfte zur Bekämpfung der geistlichen Not innerhalb der Gemeinden mobil gemacht. Diese beiden Thatsachen sind ein Segen, der als dauernde Frucht der Stadtmissionsarbeit bezeichnet werden muß.

Mit der Charakteristik der Arbeit der Berliner Stadtmission, wie sie in obigem angedeutet ist, ist noch nicht jede Form der deutschen Stadtmission gezeichnet; aber so viel muß festgestellt werden, daß die deutsche Stadtmission sich zumeist nach dem Berliner Muster entwickelt hat. Ein freier Verein trägt als Vorstand die gesamte Arbeit. Er beruft einen oder mehrere Geistliche als Leiter der Stadtmission und verfügt über ein, bezw. mehrere Standquartiere, von denen aus die Stadtmissionare ihre Arbeit thun. Entweder umfaßt ihre Arbeit ohne jede Berücksichtigung parochialer Grenzen die ganze Stadt, oder der einzelnen Gemeinde wird ein Stadtmissionar zugewiesen. Er erhält dann den Auftrag, sich nach Möglichkeit die Instruktionen für seine Arbeit vom Gemeindepfarrer zu holen. Von diesem empfängt er zumeist in erster Linie den Auftrag, Tauf- und Trausäumige aufzusuchen und Armenpflegesachen zu erledigen; in zweiter Linie das Geheiß, sich um verwahrloste Kinder, zerrüttete Familien, die Not der Trinker, zurückgebliebene Konfirmanden, die durch Privatstunden zu fördern sind,



Kurrende am Lutherdenkmal.

um die Vereinsarbeit in Jünglings- und Jungfrauen-Vereinen, in Männer- und Arbeiter-Vereinen zu kümmern. Daneben bleibt aber jedem Stadtmissionar die Verpflichtung, auch wöchentlich eine be-

stimmte Anzahl freier Besuche zu machen, die geradezu missionarischen Charakter tragen. In manchen Städten hat man auch nach dem Vorbild der Berliner Stadtmission einzelnen Stadtmissionaren die Leitung einer Kurrende übertragen. Diese Arbeit hat sich um so mehr als ein Missionsdienst bewährt, als der Deutsche für seinen Choral und das geistliche Volkslied ein immer aufgeschlossenes Ohr und Herz hat und im Gesang der Kinder gern einen Gruß aus dem Gotteshaus vernimmt.

In neuerer Zeit ist hier und da der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte die Stadtmission allmählich mehr und mehr zur Gemeindepflege werden. Historisch und organisatorisch gedacht, ist das gewiß richtig, daß jede größere Gemeinde eine Persönlichkeit als Berufsarbeiter für Liebes- und Helferdienst in Seelsorge und Wortverkündigung fest anstellt. Nur ist zweierlei dabei zu berücksichtigen. Erstens bedarf der Gemeindehelfer selbst auch immer neuer Stärkung und Förderung in seinem Berufe, die ihm am besten so zu teil wird, daß die Schar sämtlicher Gemeindehelfer einer Stadtgemeinde unter Leitung eines Geistlichen, des Stadtmissionsinspektors, gestellt wird, der mit ihrer geistlichen Pflege und mit Ueberwachung ihrer Arbeit zu betrauen ist. Zum anderen muß man die Gefahr ins Auge fassen, daß der Gemeindehelfer leicht über dem Beruf, Liebesdienst zu üben, den eigentlichen Missionsberuf aus dem Auge verlieren kann, wenn ihm nicht auch die Verpflichtung auferlegt wird, durch freie Besuche in den Häusern unmittelbar Missionsthätigkeit zu üben.

Gegenwärtig finden wir in 71 deutschen Städten 225 Berufsarbeiter für Stadtmission angestellt; von ihnen sind 41 Theologen, 164 haben ihre Ausbildung in einem der Brüderhäuser empfangen. Neben ihnen arbeiten berufsmäßig 57 Frauen in der Stadtmission; während die Zahl der mit Stadtmissionsarbeit betrauten freien Kräfte sich rund auf 160 beläuft. Die von seiten der Stadtmission im Jahre 1897 ausgeführten Hausbesuche beliefen sich auf 256 169.

Schließlich sei hier noch des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins gedacht, der sich seit Mai 1888 unter dem Protektorat der Kaiserin Augusta Viktoria um Bekämpfung der sittlich-

religiösen Notstände durch persönliche Kräfte, insbesondere durch die Stadtmission bemüht. Der Verein ist in erster Linie Sammelverein. Seine Gaben verteilt er über das ganze Land hin und fördert besonders in Industriebezirken die Vermehrung der geistlichen Kräfte, die Anstellung von Stadtmissionaren und Gemeindepflegern. Die Einnahmen des Gesamtvereins beliefen sich im Jahr 1901 auf 192846.20 Mark. Davon gingen 52250 Mark an 24 Stadtmissionen, 6500 Mark wurden für Anstellung von Jugendpflegern, Gemeindehelfern und Unterstützung von Gemeindepflegen verwendet, 5150 Mark dienten zur Besoldung von Hilfspredigern, der Rest für verschiedene Arbeiten der Inneren Mission. Daneben wurden mehr als 180000 Mark von den Zweigvereinen für gleiche Zwecke verwendet.

Die Seemanns-Mission.

„Navigare necesse est, vivere non necesse!" so heißt der alte Wahlspruch der Schiffer im Bremer Schiffahrtshause. „Zur See muß man fahren; leben braucht man nicht!" Das ist ein trutziges Wort des deutschen Seemannes, der im Kampfe mit Sturm und Wellen für die Landbewohner sein Leben wagt. Wenn man die Verlustlisten der Schiffer liest, so kann einem das Herz wehthun; in den Monaten November, Dezember, Januar, Februar lassen ungezählte deutsche Schiffer — im Februar 1901 sind 64 deutsche Schiffe untergegangen — ihr Leben im Dienste der Brüder. Wer aber sorgt dafür, daß die Versinkenden in Todesangst noch einen Trost haben, wenn ihr irdisches Leben frühzeitig endet? Wer sorgt, daß sie aus Todesnot zum ewigen Leben eingehen? Lange Zeit hat die Kirche an sie nicht gedacht. Wohl war es einst in alter Zeit üblich, daß man auch kirchlicherseits eine gewisse Fürsorge für die Seeleute trieb; aber die Zeit ist längst dahin, und für die verlorene Fürsorge wurde kein passender Ersatz gefunden. Englische Anregungen sind es gewesen, die zur Begründung der deutschen Seemanns-Mission geführt haben.

Ein englischer Matrose, Namens Smith, der es allen anderen im Fluchen und Lärmen zuvorthat, erlitt einst Schiffbruch und rettete als einziger von der Mannschaft das nackte Leben. Die

Langeweile in der Fremde veranlaßte ihn zum Besuch eines Gotteshauses. Dort ward sein Herz durch das Wort der Predigt getroffen; er wurde erst Feldprediger, dann aus eigenem Antriebe Seemanns-Missionar. Der Stand, an dem er sich einst versündigt hatte, sollte nun seinen Dienst erfahren. **Das** geschah im Jahre 1825.

Wicherns Mahnungen zur Seemannsmission in seiner Wittenberger Rede blieben lange Zeit fruchtlos für das deutsche Land. Erst als sich Pastor Harms in Sunderland erfolgreich für die deutschen Seeleute an der englischen Küste bemühte, und der Centralausschuß für Innere Mission sein Wirken auf diesem Gebiete unterstützte, wurde das Centralkomitee für deutsche evangelische Seemanns-Mission in Großbritannien gegründet und vom deutschen Kaiser unterstützt, so daß es nun eine ziemlich umfangreiche Thätigkeit in sieben Bezirken entfaltete, deren Hauptstationen Sunderland, South Shields, Middlesborough, Hull, Grimsby, London, Edinburgh, Methil und Glasgow sind. Auch die verbündeten lutherischen Vereine für Innere Mission nahmen im Jahre 1884 die Arbeit an den Seeleuten auf und übernahmen die Stationen Cardiff, Capstadt, Hamburg, Geestemünde, Bremerhaven. Die Hannoversche Landeskirche unterstützte die Arbeit auf das kräftigste. Pastor Jungclaußen, der Seemannspastor von Cardiff und später Hamburg, ist als erster deutscher Seemannspastor, als Begründer der Blätter aus der Seemannsmission und als reger Förderer der gesamten Arbeit unvergessen.

Neuerdings ist es dem Centralausschuß für Innere Mission gelungen, seit 1894 ein Komitee für deutsche evangelische Seemannsmission zu bilden, welches sich zur Aufgabe macht, unter Mitwirkung des evangelischen Oberkirchenrates mit solchen Gemeinden des Auslandes, welche einen regen Schiffsverkehr aufweisen, in Verbindung zu treten, um mit vereinten Kräften an diesen Stationen Seemannsmissionare anzustellen und Seemannsheime zu gründen.

Kirchenkollekten in der deutschen Heimat bringen die Mittel für diese Arbeit auf; und so haben wir nun in Stettin, Danzig, Königsberg, Liverpool, Rotterdam, Amsterdam, Lissabon, Genua, Barcelona, Valparaiso, Buenos-Aires, Shanghai teils Seemanns-

heime, teils Seemannspastoren oder -Missionare, teils beides, während in anderen Stationen, wie Messina, Neapel, Marseille, Kopenhagen und einer Reihe schwedischer und norwegischer Hafenplätze nur eine Schriftenverbreitung an die Seeleute stattfindet.

Die Arbeit des Seemannsmissionars ist um deswillen so schwierig, weil seine Gemeinde eine beständig wechselnde ist und er zumeist nur kurze Zeit mit dem einzelnen Seemann verkehren kann. Freilich, handelt es sich um Krankenbesuche bei Seeleuten in der Hafenstadt, so ist wohl eine tiefergehende Wirkung möglich; auch dann, wenn der Seemann längere Zeit im Hafen bleibt und ernst gewillt ist, Gottes Wort auf sich wirken zu lassen. Aber, und das ist die andere Schwierigkeit, häufig sind Seeleute dazu nicht gewillt. Gewöhnt, sich überall als Fremde und unbekannte Leute zu wissen, wollen sie sich oft in der Hafenstadt nur für die Mühen der Reise entschädigen und stürzen sich deshalb in den Strudel der Lustbarkeit hinein. In kurzer Zeit ist der sauer verdiente Lohn vergeudet, und mit wundem Gewissen weichen sie dem Worte Gottes und dem, der es ihnen bringt, aus. Allmählich verhärtet der Einzelne, und solche sind es dann, die dem das Schiff besuchenden Seemannsmissionar durch Widersprüche und Querfragen die Arbeit an den anderen schwer machen. Diese Schwierigkeiten ergeben, daß sehr viel darauf ankommt, daß die Seeleute, sobald sie in den Hafen kommen, von den liederlichen Kneipen ferngehalten bleiben, wo die Wirte und Heuerbase (Stellenvermittler) sie festzuhalten suchen, bis sie sie durch Gewährung von Kredit in den Händen haben, wodurch mancher deutsche Seemann dienstflüchtig und heimatlos wird. Darum hat man, wie man für die Wandernden „Herbergen zur Heimat" ersann, für die Seeleute Seemannsheime erbaut. Hier findet der Seemann ein sauberes und billiges Quartier und freundliche Aufnahme. Der Hausvater macht es sich zur Pflicht, dem Eintretenden und von der Fahrt Heimkehrenden einen Teil seiner Löhnung abzunehmen, um ihn in die Heimat an Eltern, Geschwister oder Weib und Kind zu senden. So werden allein aus dem Seemannsheim in Cardiff jährlich circa 25000 Mark nach Hause geschickt. In neuerer Zeit hat sich die Nachfrage nach den Seemannsheimen sehr erfreulich gesteigert; es

ist dringend zu wünschen, daß derartige Heime in allen größeren Häfen eingerichtet und daß auch mit ihnen Heuerbureaus (Bureaus für Stellenvermittlung) verbunden werden.

Die Arbeit des Seemannspastors ist eine zweifache. Einmal macht er einzelne Besuche auf den Schiffen. Freilich muß er dabei oft vom Kapitän hören: „Gehen Sie nur zu meinen Leuten und setzen Sie ihnen die Köpfe zurecht“, während die Mannschaft sagt: „Gehen Sie nur zu dem Alten, der hat es nötig.“ Aber er findet doch auch treffliche Christen unter den Seeleuten, die sich über seinen Besuch freuen, ihm für das Wort, das er ihnen bringt, dankbar sind und gern mit ihm die Hände falten auch willig zum Gottesdienst kommen. Dies ist die andere Form der Thätigkeit des Seemannspastors: er hält regelmäßig Seemanns-Gottesdienst, der durch Einladung auf den im Hafen liegenden Schiffen bekannt gemacht wird und in neuerer Zeit immer zahlreichere Teilnehmer findet. Natürlich unterscheidet sich Form und Inhalt der Predigt nicht wesentlich von der am Lande gebotenen; aber daß sie zumeist ernster und agressiver ist als die Predigt in der Heimatgemeinde, ist ebenso erklärlich.

Eine eigenartige Stellung in der Seemannsmission nimmt die Arbeit der Gräfin Schimmelmann ein. Sie nahm sich der Ostseefischer an und gründete auf Rügen und auf der Greifswalder Oie Seemannsheime, welche von den Pommerschen Fischern gern besucht werden. Jahre hindurch hat die Gräfin aus eigenen Mitteln das Werk unterhalten und den Schiffern manche Andachtsstunde gehalten. Später ward ein Verein „Seemannsheim“ in Berlin gegründet, der die Arbeit der Gräfin aufnahm und auch in Saßnitz ein neues Seemannsheim schuf.

Flussschiffer-Mission.

Nicht so lange als der Hochseeschiffer ist der Flußschiffer der Heimat fern; aber es vergehen doch auch Wochen und Monate, ehe er wieder einmal zur Heimat zurückkehrt. Wenig Sonntagsruhe und wenig Gelegenheit, sich mit der Gemeinde am Gotteswort zu freuen, bleibt ihm während der sommerlichen Fahrzeit, so daß die Innere Mission sich auch dieses Standes in besonderer Weise an-

nehmen mußte. Umfangreich genug ist bei dem wachsenden Fluß- und Kanalverkehr die Arbeit. Man wird rechnen dürfen, daß 70—80000 Fahrzeuge dem Fracht- und Warenverkehr auf unseren deutschen Strömen dienen, und so haben denn verschiedene Provinzialvereine für Innere Mission Flußschiffermission aufgenommen. Den größten Umfang hat die Flußschiffermission des Provinzialausschusses für Innere Mission in der Provinz Brandenburg. Freilich besteht sie, wie die meisten Flußschiffermissionen, zumeist nur in Verteilung gedruckter Predigten an die Flußschiffer. Schleusenmeister, Mitglieder von Jünglingsvereinen und andere Personen sind es, welche am Sonnabend und Sonntag den vorüberfahrenden oder kurze Zeit im Hafen verweilenden Schiffern Predigten und Sonntagsblätter darbieten. Im Ruhrort und in Altona hat man Flußschifferheime, bezw. eine Schifferstube eingerichtet; ähnlich ist man in Stettin, Königsberg und Danzig verfahren; aber man hat doch auch gelegentlich und auch neuerdings wieder in der Provinz Brandenburg für die Flußschiffer besondere Gottesdienste an den Schleusen veranstaltet und dadurch ihren Dank und ihre Freude hervorgerufen. Sie spüren: die Kirche hat uns lieb und sucht uns, und das hält sie fest, auch wenn Sekten und Sozialdemokraten sich mühen, sie der Kirche abwendig zu machen.

Die geistliche Versorgung der Sachsengänger, Eisenbahn-, Kanal- und Ziegelarbeiter.

Schon länger als 200 Jahre wandern Deutsche als Torfgräber, Mäher, Ziegler und Stuckarbeiter nach den Niederlanden aus. Man nennt sie die Hollandsgänger. Für sie hat der damalige Pfarrer von Landbergen Leuharte (1810—1871) eine Zeit lang geistliche Pflege dargeboten und organisiert, bis sie später von seiten der Kirchenbehörde geordnet wurde.

Größer als die Schar der Hollandsgänger ist die der Sachsengänger, welche alljährlich aus Ostdeutschland nach den großen Gütern der Provinz Sachsen und des übrigen Mitteldeutschlands ziehen, um dort die notwendige Feldarbeit zu bestellen, nachdem die angesessene Bevölkerung zumeist in die Industrie übergegangen

ist. Die Scharen der Sachsengänger, die so alljährlich den Zug nach dem Westen antreten, sind überraschend groß. Westpreußen verlassen etwa 16000, Posen etwa 15000, Schlesien sogar etwa 26000 in jedem Jahr. Die Hinausziehenden sind zumeist junge Leute zwischen 16 und 30 Jahren. Wenige von ihnen bleiben in der Fremde zurück, die meisten kehren mit einer Lohnersparnis von Mark 120.— bis Mark 180.— im Herbste heim.

Es ist erklärlich, daß diese Abwanderung die größten sittlichen Gefahren mit sich bringt. Die Abgewanderten sind durch die ganze Sommerszeit von ihrer Heimat und ihren Angehörigen getrennt. Dadurch werden die Familienbande gelockert; die elterliche Autorität schwindet. Die Begier nach hohem Verdienst beherrscht alles; die Freiheit wird leicht eine Versuchung zu liederlichem Lebenswandel. So tritt häufig und leicht eine Verrohung der Gesinnung der Sachsengänger ein. Ihr zu wehren, hat man vor dem Abzug der Sachsengänger gottesdienstliche Feiern veranstaltet, um die Abziehenden vor ihrem Weggange noch einmal zu sittlichem Lebenswandel zu ermahnen, sie auch mit guten Büchern zu versehen, nach ihrer Rückkehr eine öffentliche Danksagung in der Kirche gehalten, daneben zu brieflichem Verkehr zwischen Eltern und Kindern gemahnt, auch nach Möglichkeit einen brieflichen Verkehr zwischen dem Pastoren der Heimat und zwischen den fortgezogenen Kirchgängern versucht. Weiter galt es auch, die Geistlichen der Fremde auf die Zugezogenen aufmerksam zu machen, sie zu veranlassen, daß den Sachsengängern Gelegenheit und Raum zum Kirchenbesuch gewährt wurde, oder daß für sie besondere Erbauungsstunden anberaumt wurden. Auch an die Arbeitgeber hat man sich gewendet, damit sie unter den jugendlichen Arbeitern auf Zucht und Sitte sähen und sie in der Zeit der Erholung unter angemessene Aufsicht stellten; endlich hat man einen Geistlichen der Heimatsprovinz den Sachsengängern nachgesandt, der sie dann hier und da auf ihren Stationen besuchte und ihnen, als Bote aus der Heimat willkommen, Gottes Wort brachte.

Aehnlich ist man zumeist verfahren, wenn es sich darum handelte, die großen Arbeitermengen zu versorgen, die sich bei einem Kanal- oder Eisenbahnbau häufig außerhalb der Orts-

gemeinde, häufig gar in Baracken sammeln. So haben in den Baracken bei dem Bau des Nord-Ostsee-Kanals Rauhhäusler Brüder als Barackenverwalter ihren Dienst gethan. Konnte es auch oft nicht ein Dienst mit dem Worte sein, so wirkte doch die Art, wie sie mit den Leuten verkehrten, auf Zucht und Sitte hielten, dem Branntwein entgegenwirkten und dem Einzelnen so weit als möglich freundlich zur Seite standen, auch als ein Dienst Innerer Mission.

In neuerer Zeit hat sich in Lippe-Detmold eine Kommission für die geistliche Pflege der Ziegelarbeiter gebildet. Lippesche Ziegelarbeiter sind ja weithin im deutschen Vaterlande zerstreut. Sie werden von zwei Reisepredigern an ihren Arbeitsstätten aufgesucht; sie erhalten im Ziegler-Sonntagsblatt Grüße aus der Heimat und die Erinnerung an die Heimat im Himmel. Auf allerlei Weise wird der Same des Wortes ausgestreut, auch da, wo die schwierigen Berufsverhältnisse eine regelmäßige Pflege geistlichen Lebens scheinbar unmöglich machen.

Die Auswanderermission.

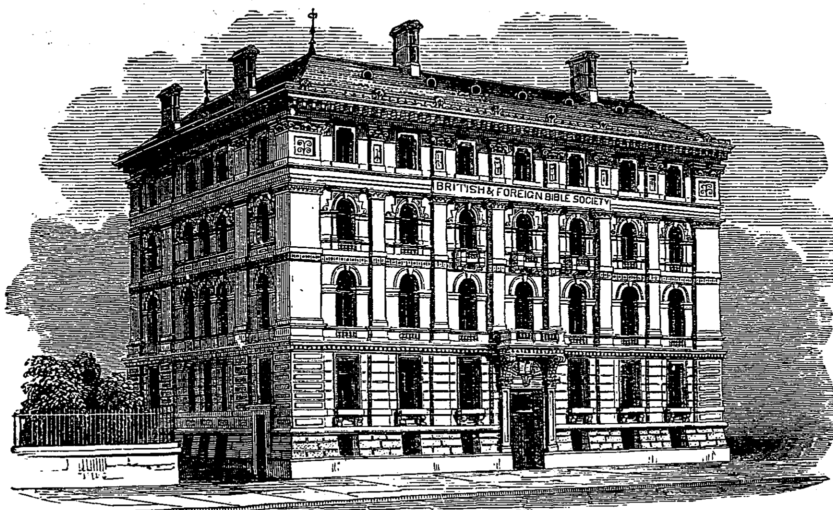
Tausende von Deutschen gehen jedes Jahr dem deutschen Vaterlande auf eine bestimmte Zeit oder auf die Dauer verloren, weil sie den Wanderstab ergreifen, um dem deutschen Vaterlande den Rücken zu kehren und auszuwandern. Im Jahre 1881 sind 220 902, 1891 nur 120 089, 1896 gar nur 33 824 Personen ausgewandert. Schwierige Erwerbsverhältnisse und politische Gründe, aber doch auch Uebervölkerung und Wanderlust wirken dazu mit, daß die Auswanderung fast nie bei uns aufhört; liegt doch dem Deutschen die Sehnsucht nach der Ferne tief im Herzen. Die Kirche hat gewiß eine Pflicht, auch diesen Gliedern Liebesdienste zu erweisen. Den Abschied vom Heimatsorte muß sie ihnen so gestalten, daß die letzten Eindrücke vom Vaterlande liebe- und segensvolle sind. Am schönsten ist es, wenn der Abschied so erfolgt, wie z. B. in Eppe in Waldeck, wo nach dem letzten Gemeinde-Gottesdienst der Auswandernde vor den Altar tritt, und durch Gebet und Segen und Handauflegung dem Schutze Gottes empfohlen wird. Aber es muß noch mehr geschehen; und darum ist in den Hafenplätzen für Auswanderermission gesorgt. In Hamburg, Bremen und auch in

Stettin befassen sich Geistliche speciell mit der Fürsorge für die Auswandernden. Sie händigen ihnen den Ratgeber für Auswandernde des Pastor Cuntz aus Bremen ein; sie geben ihnen Adressen für das Ausland, bieten ihnen in einem letzten Gottesdienst vor der Ausfahrt zum letztenmal den Trost des Gotteswortes und die Freude an christlicher Gemeinschaft. Der Evangelische Hauptverein für deutsche Auswanderer in Witzenhausen a. d. Werra müht sich besonders um die äußeren Verhältnisse der Auswanderer und erteilt ihnen Rat bei der Wahl der künftigen Heimat, während die Auswanderermission sich besonders die Seelenpflege der Auswandernden angelegen sein läßt. In Amerika mühen sich in allen größeren Hafenplätzen deutsche Gesellschaften um Empfang und Beratung der Ankommenden (Deutsches Emigrantenhaus in New York), sie mühen sich, ihnen auch Stellen nachzuweisen. Späterhin bleibt es den Auswandernden überlassen, ob sie sich einer der im Auslande bestehenden Gemeinden anschließen wollen. Ihre Pflege fällt dann unter das, was im Kapitel von der deutschen evangelischen Diaspora im Auslande gesagt ist.

Die Bibelverbreitung.

In dem kleinen Städtchen Bala in Wales traf eines Tages der Prediger Thomas Charles auf der Straße die kleine Mary Jones. Wie er oft zu thun pflegte, hielt er Mary an und fragte sie nach der Evangelienlektion des letzten Sonntags. Aber das kleine Mädchen, das sonst immer frisch und fröhlich geantwortet hatte, blieb diesesmal die Antwort schuldig und stammelte errötend mit zu Boden gesenktem Blick: „Ich habe sie nicht gelernt.“ „Aber, Mary, warum denn nicht?“ fragte der Prediger; und sie erwiderte mit Thränen in den Augen: „Es hat so sehr geregnet.“ „Aber der Regen hinderte dich doch nicht, die biblische Geschichte zu lernen?“ fragte der Prediger erstaunt; sein Staunen mehrte sich, als sie erwiderte: „Meine Mutter ließ mich nicht fort, weil es regnete; darum konnte ich nicht zur Großmutter über die Berge gehen und die Geschichte in der Bibel lesen und lernen.“ Ueberrascht fragte Charles: „Giebt es denn aber hier bei euch zu Hause keine Bibel, daß du erst zur Großmutter gehen mußt, um

dort zu lesen?" „Nein, wir haben keine," antwortete das weinende Kind, „und in ganz Bala giebt es auch keine." Der Prediger beschwichtigte das schluchzende Kind und ging seinen Weg. Aber von dem Augenblick an konnte er die Frage nicht mehr loswerden: „Wie schaffe ich die Bibel in die Häuser meiner Gemeinde?" Kurze Zeit darauf feierte die Londoner Traktatgesellschaft ihr Jahresfest. Charles fuhr nach London, erzählte dort die Geschichte von Mary Jones und erbat Hilfe zur Verbreitung der Bibel in



Haus der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in London.

Wales. Ein Freund rief: „Ja, für Wales und für ganz England!" Der Baptistenprediger Hughes aber gab die Parole aus: „Nein, nicht bloß für England, für die ganze Welt!" Sofort ward sein Ruf aufgenommen. So ward die britische und ausländische Bibelgesellschaft am 7. März 1804 begründet. Vertreter verschiedener Kirchengemeinschaften beteiligten sich daran. Dr. Steinkopf aus Stuttgart, der Prediger an der Savoykirche, war der Deutsche in dieser Versammlung, der von da an mit großem Eifer die Begründung von Bibelgesellschaften in Deutschland förderte. Die britische Bibelgesellschaft hat bis 1895 die Bibel oder Bibelteile in 395 verschiedenen Mundarten herausgegeben

und für Uebersetzung, Druck und Verbreitung der Bibel bis dahin 240 Millionen Mark aufgewendet. Vollständige Bibelübersetzungen giebt es dank ihrer unermüdlichen Arbeit in 108 Sprachen. Täglich werden in London durchschnittlich 6000 Bände verpackt. Diese Gesellschaft verbreitete allein nahezu 4 Millionen Bibeln und Bibelteile.

Schon früher war in Deutschland durch den Freiherrn v. Canstein das Werk der Bibelverbreitung in die Hand genommen worden. Als junger Offizier bei einem Feldzuge in Brüssel heftig an der Ruhr erkrankt, hatte er in Todesangst ein Gelübde gethan, er wolle Gott mit ganzer Kraft dienen, wenn er ihn von dem Tode rettete. Wie durch ein Wunder war er genesen. Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge kam er nach Berlin und wurde durch Philipp Jakob Spener, der damals als Propst von Nicolai daselbst wirkte, immer weiter geführt. Bald machte er die Beobachtung, daß in Deutschland der geringe Stand des geistlichen Lebens an dem Mangel an Bibelverbreitung liege. Die Bibel mußte billiger werden, das stand ihm von da an fest. In jedem Hause müsse sie ihren Platz finden. Wenn man sich zu ihrem Druck stereotypierter (feststehender) Platten bediente, so würde ihre Herstellung um ein gut Teil billiger werden, das war ihm klar. So erließ er am 1. März 1710 einen Aufruf: „Ohnmaßgebender Vorschlag, wie Gottes-Wort den Armen zur Erbauung um einen geringen Preis in die Hände zu bringen sei.“ Er erbat Geldmittel für billige Herstellung und Verbreitung von Bibeln und Bibelteilen, und er bat nicht vergeblich. Ein Unbekannter sandte 1000 Thaler; es war, wie sich später herausstellte, Prinz August von Dänemark. Eine andere Person sandte einen Ring im Werte von 200 Thalern. Bereits 1710 konnte das Werk in Angriff genommen werden, und im Juli 1712 erschien die erste Ausgabe des Neuen Testamentes in 5000 Exemplaren, im nächsten Jahre die erste Ausgabe der ganzen Bibel. Tausende von Exemplaren waren im Nu vergriffen.

Canstein konnte nun die Bibelanstalt dem Halleschen Waisenhause rechtlich zuweisen, nachdem sie bisher auf seinem Namen als Cansteinsche Bibelanstalt gearbeitet hatte. In dieser Anstalt sind bisher mehr als 7 Millionen Bibeln und Neue Testamente,

zuletzt jährlich etwa 500000 Exemplare, gedruckt worden. Der Mangel an Mitteln war es, der die Anstalt nicht zu einer noch ausgebreiteteren Thätigkeit gelangen ließ. Vielleicht war es nicht günstig, daß zwei so bedeutungsvolle Werke, wie das Hallesche Waisenhaus und die Cansteinsche Bibelgesellschaft an einer Stelle lagen, da beide auf die Wohlthätigkeit weiter Kreise angewiesen waren.

Darum muß es als ein Fortschritt bezeichnet werden, daß sich Dr. Steinkopf von 1804 an um Gründung von weiteren Bibelgesellschaften in Deutschland eifrig bemühte. Schon im Oktober 1804 hatte er in Basel den gewünschten Erfolg. Dann entstand die königl. priv. Bibelgesellschaft in Stuttgart (1812), die in Petersburg, Berlin, Cöln u. s. w., im ganzen 24, die alle in der Zeit von 1812—1820 ins Leben traten. Ihnen folgten später noch weitere sieben. Und das geschah, obwohl die Regierungen zum Teil dem Werk unfreundlich gegenüberstanden. Die Thatsache, daß im Jahre 1817 das Jubiläum der Reformation gefeiert wurde, entzündete auch manches Herz zu neuem Suchen in der Schrift und zu neuer Freudigkeit zur Bibelverbreitung. Man wird sagen können, daß das zweite Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts eine Zeit des Samenausstreuens gewesen ist, ein Frühling, dem später im Erblühen der Inneren Mission die Ernte folgte. Gegenwärtig dürften unter den deutschen Bibelgesellschaften die Württembergische und die Berliner die erste Stelle einnehmen. Jene hat durch eine Reihe trefflicher Bibelausgaben — von der mit großgedrucktem, für Kurzsichtige berechnetem Text bis zur Ausgabe des Neuen Testamentes für 10 Pfennig herab, — zur Bibelverbreitung wohl mehr gethan, als irgend eine andere deutsche Gesellschaft.

Die Predigt-Verteilung.

Im November 1881 war eines Tages um Hofprediger Adolf Stöcker in Berlin eine Schar seiner Mitarbeiter versammelt. Man kam auf die Entkirchlichung der Massen zu sprechen, und die Klage wurde laut, daß so viele gar nicht im stande seien, Gotteswort am Sonntag zu hören, weil Berufspflichten sie vom Gotteshaus

fernhielten. Man sann darüber nach, wie es möglich sei, auch ihnen das Wort nahe zu bringen, und so begann Hofprediger Stöcker, durch seine Mitarbeiter veranlaßt, von da an sonntäglich eine Predigt, achtseitig gedruckt, erscheinen zu lassen. Das Exemplar der Predigt sollte nur einen Pfennig kosten. Ueber alles Erwarten wuchs das Werk. Schon im Jahre 1883 wurde eine Auflage von 30000 Exemplaren wöchentlich nötig. Die Buchhandlung der Berliner Stadtmission wurde begründet, bemühte sich um den Vertrieb der Predigten, und nach wiederum vier Jahren belief sich die wöchentliche Auflage dieser Predigten bereits auf 122000 Exemplare. Kein Wunder, daß nun auch andere das Beispiel Stöckers nachahmten, daß man auch im Königreich Sachsen und in der Provinz Schleswig-Holstein eigene Predigtverteilung begann. Diese Parallelbestrebungen hatten nur ein zeitweiliges Sinken der Auflage der Berliner Pfennigpredigten zur Folge. Auch als in Cassel und in Hannover weitere Konkurrenz-Unternehmungen entstanden, und Pfarrer Lohmann zur Pfennigpredigt auch noch ein Pfennig-Sonntagsblatt schuf, durfte dies der Berliner Predigtverbreitung nicht wesentlich Eintrag thun. Augenblicklich beläuft sich die Zahl der von Berlin aus versandten Predigten immer noch auf rund 110000 Exemplare. Die übrigen Unternehmungen gleicher Art, unter denen besonders die wöchentlichen Predigtausgaben der Pastoren Dammann, Keller und Michaelis sich durch eine große Zahl von Abonnenten auszeichnen, mögen zusammen ungefähr ebensoviele Abnehmer haben, so daß man die Gesamtzahl der wöchentlich verbreiteten, gedruckten Predigten auf nahezu ein Viertelmillion beziffern darf. Eine ganz besondere Beachtung beansprucht die Predigtverteilung am Totenfeste. Die meisten Großstädte haben nach dem Vorgange der Berliner Stadtmission an diesem Tage die Verteilung einer Predigt zum Gedächtnis der Verstorbenen an den Thüren der Kirchhöfe eingeführt. Die Zahl der so verbreiteten Predigten wird sich in Deutschland an diesem Tage auf nahezu 1 Million beziffern. Dagegen fanden die unter dem Titel: „Der Kranken Trost“ bei Schlößmann in Gotha sonntäglich erscheinenden Pfennigpredigten für Kranke noch nicht in gleicher Weise erwünschten Eingang.

Die Verbreitung von Traktaten.

Die Traktate, kleine Flugschriften christlichen Inhalts, sind seit alter Zeit als Mittel zur Verbreitung christlicher Gedanken üblich gewesen. Luthers Schriften kann man im besten Sinne des Wortes Traktate nennen; wenn man sie im Lutherhause zu Wittenberg sieht, zeigen sie, wie geschickt und fein schon damals seine Drucker es verstanden, die von ihm gebotene Speise dem Volke darzubieten. Auch späterhin sind Traktate üblich geblieben. So sind Hermann Franckes Pfennigartikel und viele seiner zahlreichen Geistesprodukte Traktate. John Wesley († 1791) hat durch seine Traktate über Trunksucht, häusliches Leben und Erziehungswesen viel gewirkt, und unvergessen bleibt in dieser Reihe auch Hanna More, deren Traktate zur Bekämpfung der revolutionären Gedanken und zur Befestigung des englischen Volkes in evangelischer Sittlichkeit in mehr als 2 Millionen Exemplaren erschienen. Als dann die Sonntagsschulen sich ausbreiteten, mühte man sich, durch die Kinder Traktate in die Häuser zu schicken, und so ward beim Jahresfest der Londoner Missionsgesellschaft (1799) die Gründung der Londoner Traktatgesellschaft beschlossen. Sie soll mehr als 1000 Millionen Traktate in 125 Sprachen verbreitet haben.

Von England sprang der Gedanke nach Deutschland über. Den Anstoß zu ähnlichem Vorgehen gab auch hier eine Frau. Freifrau v. Oynhausen wies ihren Hauslehrer, den Kandidaten Uhle öfter darauf hin, es sei nötig, viel billige, gute Lektüre darzubieten, wenn man auf eine Besserung der Sitten im Volke rechne. Nicht lange darauf (im Jahre 1811) begründete Uhle als Pfarrer den Christlichen Verein im nördlichen Deutschland, dessen Sitz noch heute Eisleben ist, und der mit Hilfe seines großen Mitgliederkreises eine Fülle volkstümlicher Schriften, belehrender, erbaulicher und unterhaltender Art, freilich keine Traktate, auf den Markt geworfen hat.

Aehnliche Vereine entstanden bald darauf, aber mehr unter englischem Einfluß: „die Wupperthaler Traktatgesellschaft in Barmen" (1814), „der Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten" (1814) und „die Nieder-

sächsische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften in Hamburg" (1820). Der Calwer Verlags-Verein (1833), der Christliche Colportage-Verein im Großherzogtum Baden (1867), die deutsche Evangelische Buch- und Traktatgesellschaft zu Berlin. Im Anfange haben diese Gesellschaften durch unmittelbare Uebernahme englischer Arbeiten den deutschen Christen manchen Anstoß gegeben; mit der Zeit aber hat man sich von englischem Einfluß mehr und mehr frei gemacht und Schriften geboten, die dem deutschen Publikum das Evangelium in einer Weise verkündigen, wie es dem deutschen Geiste angemessen ist.

Die Gesellschaften werden zumeist von Vorständen geleitet, in denen sich einige Männer befinden, die selbst mit der Feder arbeiten. Daneben müht man sich, Schriftsteller durch Aufstellung von Preisaufgaben und dergleichen für volkstümliche Behandlung von Zeitfragen zu gewinnen. Die Mittel für Durchführung dieser Unternehmungen steuern die Mitglieder der Gesellschaften bei, deren Jahresbeiträge zwischen Mark 1.— und Mark 5.— schwanken. Die beiden Berliner, die Hamburger und die Badische Gesellschaft haben zusammen bereits rund 90 Millionen Traktate verbreitet. Bei der Verbreitung von Person zu Person soll man immer darauf Bedacht haben, Traktate nicht blindlings auszustreuen, sondern jedem das Blatt zu geben, das für ihn geeignet ist, damit nicht durch die Verteilung Unwillen erregt, sondern immer guter Same auf den rechten Boden gestreut wird.

Die christlichen Zeitschriften.

Daß die Presse eine Macht ist, weiß heute jedermann. Man hat sie die fünfte Großmacht genannt. Bischof Ketteler hat einmal gesagt, „wenn der Apostel Paulus noch heute lebte, würde er Zeitungsschreiber geworden sein". Darum war es nur natürlich, daß auch die Freunde der Inneren Mission sich dieses Mittels bedienten, um ihre Gedanken in das Volk zu tragen und den Volksgeist heilsam zu durchdringen. Fast jeder Verein und jede größere Anstalt hat heute ihr eigenes Organ zur Benachrichtigung der Mitglieder, zur Orientierung der Fernstehenden, zur Gewinnung neuer Freunde. Bald werden diese Blätter dem Einzelnen gratis

zugesandt, bald eröffnet man ein festes Abonnement auf dieselben. Das letztere gilt jedenfalls von den regelmäßig erscheinenden Blättern mit erbaulichem Charakter. Diese sind teils Lokalblätter und bringen die kirchlichen Nachrichten einer einzelnen Gemeinde. Diese Einrichtung vielen Gemeinden zu ermöglichen, hat besonders Prediger Hülle, der Gründer und langjähriger Leiter des Christlichen Zeitschriften-Vereins verstanden, indem er ein vierseitiges, monatlich erscheinendes Blatt herausgab, dessen Kopf, wenn auch nur 100 Exemplare von einer Gemeinde bestellt wurden, den Namen der Gemeinde trug. Zugleich wurde dann der Gemeinde, welche eine so hohe Bestellung gemacht hatte, eine Spalte für Nachrichten aus dem eigenen Gemeindeleben gegeben. Weitere Verbreitung haben diejenigen Sonntagsblätter, welche einer ganzen Provinz, bezw. einem ganzen Landesteile dienen. So hat Baden, Bayern, Braunschweig, Elsaß-Lothringen, Mecklenburg, Hannover, Ostfriesland, Hessen, Schleswig-Holstein, Pommern, Westfalen, Schlesien, sein „Sonntagsblatt", seinen „Boten" oder sein „Volksblatt". Der Ertrag dieser Blätter fließt fast ausnahmslos den Vereinen für Innere Mission, die sie gegründet haben oder besitzen, zu, und dient dann der Förderung ihrer Arbeit; ein durchaus gesundes Verhältnis. Man wird wünschen müssen, daß diese Provinzialblätter nicht durch größere Unternehmungen erdrückt werden, weil sie zur Förderung der provinzial-kirchlichen Interessen ihr gutes Recht haben und der berechtigten Eigentümlichkeit der Provinz am ersten entsprechen.

Eine beständige Gefahr besteht für diese Provinzial-Sonntagsblätter in denjenigen Erbauungsblättern, welche ihren Leserkreis nicht in einer Gemeinde oder Provinz, sondern allüberall, so weit die deutsche Zunge klingt, suchen. Das erste solche Blatt war „der Christenbote", der im Jahre 1830 in Stuttgart begründet wurde. Noch größeren Erfolg als er hatte „der Nachbar", der im Jahre 1848 in Hamburg erschien und jetzt eine Auflage von mehr als 150 000 Exemplaren aufweist. Aehnlich war der Erfolg des „Berliner evangelischen Sonntagsblattes" unter der Leitung Prediger Hülles, und des „Berliner Sonntagsfreundes" (1884) der Berliner Stadtmission. Die drei zuletztgenannten Blätter erscheinen

einmal in einer allgemeinen Ausgabe, die für jeden Ort und jedes Land das gleiche Interesse hat, und außerdem noch in einer Sonderausgabe für einzelne Provinzen und Landesteile.

Noch übertroffen wurden die Leistungen der wöchentlich erscheinenden Sonntagsblätter durch die Pfennigblätter der Gemeinschaftskreise, unter denen die Blätter „Für Alle", „Der Stadtmissionar" und „Für dich" zusammen eine Auflage von 400000 Exemplaren wöchentlich aufweisen. Was die Gemeinschaftsbewegung begonnen hat, pflanzt sich nun immer weiter fort; auch die Jungfrauen-Vereine haben ihr Pfennigblatt: „Komm' mit". Für die Soldaten erscheinen als Pfennigblatt: „Die Zeugnisse eines alten Soldaten", vom Generalleutnant von Viehbahn herausgegeben, neben den früher schon für Soldaten bestimmten Sonntagsblättern „Kaiserzeitung", „Nach dem Dienst", „Sonntagsblatt für das deutsche Heer" des christlichen Zeitschriften-Vereins in Berlin. Der „Kellnerfreund" müht sich um die geistliche Pflege des Kellnerstandes, wie sich eine Reihe von „Arbeiterfreunden" mit einer Gesamtauflage von etwa 130000 Exemplaren die Gewinnung des Arbeiterstandes angelegen sein lassen. Daneben fehlt es aber auch nicht an wöchentlich erscheinenden Blättern, welche nicht in erster Linie erbaulich wirken, sondern eine gediegene Unterhaltung pflegen wollen. Anregungen aus den Kreisen der Inneren Mission haben im Jahre 1864 die Gründung des „Daheim" veranlaßt. Jetzt stehen diesen Kreisen die Zeitschriften „Grüß Gott", „Immergrün" und „Quellwasser für das deutsche Haus" besonders nahe.

Die christlichen Kalender.

Wohl jedes Haus hat auch seinen Kalender. Er ist allüberall wie ein guter Freund in jedem Augenblick als Ratsmann zur Hand. Weil aber der Charakter dieses Hausfreundes auch irgendwie auf den Hausgeist Einfluß ausüben muß, so haben sich die Freunde der Inneren Mission auch des Kalenders als eines Mittels bedient, gute Gedanken in das deutsche Christenhaus zu tragen. Schon Pfarrer Oberlin in Steinthal gab für seine Gemeinde einen Kalender heraus. Auch Pfarrer Fliedner in Kaiserswerth hat seinen Christlichen Volkskalender schon seit dem Jahre 1841 benutzt,

um die Gedanken der weiblichen Diakonie in viele deutsche Christenhäuser zu tragen. Noch zählt dieser Kalender zu den beliebtesten. Wie es mit den Sonntagsblättern gegangen ist, ging es mit den Kalendern. Eine immer größere Specialisierung trat ein. Die großen Provinzialvereine für Innere Mission schufen eigene Kalender. Die Jünglings-Vereine und die Jungfrauen-Vereine, die Seeleute, Arbeiter und Soldaten, Kinder und Frauen mußten ihre eigenen Kalender haben. Schließlich gab man auch dem Abreißkalender tägliche, erbauliche Betrachtungen oder Bibelsprüche bei, so daß wir gegenwärtig 65 Evangelische Volkskalender zählen, die jährlich in mehr als 2 Millionen Exemplaren verbreitet werden. Es ist zweifellos, daß diese Entwicklung dazu mitgeholfen hat, manch schlechten Kalender zu verdrängen und guten Geist, auch Kenntnisse und Verständnis der Missionsarbeiten zu verbreiten. Die Zahl der schlechten Kalender ist keine allzugroße; nur die massenhaft gratis ausgestreuten Sozialdemokratischen Kalender haben ihr Gegenstück in einem ebenso massenhaft ausgestreuten christlichen Kalender noch nicht gefunden.

Die Colportage christlicher Schriften.

Als vor einigen Jahren in Berlin ein Dienstmädchen seine Herrin in abscheulicher Weise ermordet hatte, forschte man nach, wie sie, die noch nicht lange in Berlin ihren Einzug gehalten hatte, zu solch grausiger That gekommen war. Es stellte sich heraus, daß sie massenhaft die sog. Schauerromane, Colportagehefte mit buntem Umschlag, fesselnden Titel und aufregendem Inhalt, verschlungen und dabei Gift in ihre Seele getrunken hatte. Ja, ihr Verbrechen entsprach bis ins kleine dem in den Heften beschriebenen, so daß der Zusammenhang zwischen ihrer Lektüre und ihrer That sich deutlich ergab. Unzähligemale ist es ebenso oder ähnlich gegangen. Von 240 männlichen Gefangenen, die in Berlin in einer Woche eingeliefert wurden, erklärten 56, schlechte Lektüre habe sie auf ihre bösen Wege geleitet. Wenn man nun aber bedenkt, daß im deutschen Sprachgebiet etwa 8000 Buchhändler mit mehr als 30000 Angestellten sich dem Vertriebe der Colportageromane widmen, daß fast jedes aufregende politische Ereignis zu einem

Schauerroman von 60, 80—120 Heften verherrlicht wird und zahllose Leser findet; wenn man hört, daß der Ertrag eines einzigen dieser Romane sich auf eine halbe Million Mark belaufen kann, dann sieht man ein, daß hier noch eine Giftquelle für das geistige Leben des Volkes ungehindert fließt, aus der ihm immer neuer Schaden erwachsen muß. Denn das ist das Böse dieser Schauerromane, daß sie ein Zerrbild der wirklichen Welt zeichnen. Jeder Reiche und Mächtige erscheint in ihnen als harter Tyrann, als ungerechter Selbstherrscher, jeder Arme als unterdrückter Sklave, jeder Uebelthäter als unschuldiger Märtyrer. Der Mörder wird hier zum Helden, und die Mordthat zur Großthat. Die Seiten triefen von Blut und leiden an einer Ueberfülle des Abenteuerlichen. Das Abnorme und Außerordentliche erscheint als das Gewöhnliche, und das Gewöhnliche scheint nicht vorhanden. Kein Wunder, daß junge Menschen, die sich in derartige Lektüre vertiefen, selbst auch zu solchem Heldentum des Verbrechens kommen; kein Wunder, daß darum die Freunde der Inneren Mission sich bemüht haben, der Verbreitung dieser schlechten Schriften entgegen zu wirken, freilich noch ohne den rechten Erfolg; denn zur Lüsternheit und zur Beschönigung des Verbrechens darf sich die christliche Litteratur nicht versteigen. Darum hat auch der christliche Zeitschriften-Verein mit seinen Colportageheften „Aus aller Welt" und Ulrich Meyer in Berlin mit seinen „Feierstunden" immer noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Es ist zu fragen, ob es wohl noch einmal gelingen mag, dem deutschen Volke Gestalten wie die des alten Kaisers und seines großen Kanzlers und die seiner großen reformatorischen Helden in Colportageheften vor die Seele zu rücken. Mit einigem Erfolge hat das Pastor Rade im Lutherjahr mit dem großen Reformator versucht.

Aber mag es auch nicht gelungen sein, den Colportageunternehmungen der Spekulanten Christliche Colportageromane entgegenzustellen, so sind doch beständig gegen 100 Vereine und Centralstellen bemüht, durch Berufscolporteure oder durch gelegentliche Colportage gute Schriften und Bilder ins deutsche Haus zu tragen. Zumeist werden die Colporteure mit einem festen Tagelohn von etwa Mark 2.—, und 20—30 % des Verkauften belohnt. Andere

Verleger gewähren 40—50 % Rabatt auf die von den Colporteuren verkauften Schriften. Am wirksamsten arbeiten einige große Verlagsvereine, wie die Evangelische Gesellschaft in Stuttgart (1846) und der Nassauische Colportage-Verein (1865). Am besten wird es sein, wenn, wie es z. B. in Baden, Brandenburg und Hannover der Fall ist, ein Verein für Innere Mission die Organisation der Colportage nach Synodalbezirken in die Hand nimmt. Für jeden Bezirk übernimmt ein Geistlicher den Schriftenvertrieb. Er beruft für die Zeit vor Weihnachten und Ostern einen arbeitsfreien Handwerker für den Colportagebetrieb und läßt so Dorf um Dorf und Haus um Haus bereisen. Natürlich schwankt der Verkauf in den einzelnen Jahren und in den verschiedenen Bezirken. Besonders viel liegt an der Persönlichkeit des Colporteurs; aber gewiß ist, daß alle diese Arbeit große Bedeutung hat; denn es ist Arbeit im Dienste des, der uns das Gleichnis vom Säemann erzählt hat und will, daß der Same des Wortes jedes Herz trifft.

Die Christlichen Buchhandlungen und Verlagsanstalten.

Wer schafft denn aber für die Colporteure der Inneren Mission die Schriften und Bilder, Wandsprüche und Kalender, die sie vertreiben? Das sind die christlichen Verlagsanstalten und Buchhandlungen. So wie sich seit 1811 der Christliche Verein im nördlichen Deutschland und ähnliche Verlagsanstalten bemühten, eine eigene christliche Litteratur zu schaffen und sie durch seine Agenten (Vertrauensleute) und Mitglieder ins Volk zu bringen, so haben andere derartige Verlagsanstalten sich durch Anstellung von Colporteuren bemüht, unmittelbar die von ihnen geschaffenen Schriften von Haus zu Haus anzubieten. In einzelnen Fällen wieder erfolgte die Begründung einer Buchhandlung deshalb, weil mancher Buchhändler, auch der gut Gesinnte, sich nicht genug um die Verbreitung derjenigen Litteratur bemühte, welche für besondere Zwecke nötig war. So hat manche Anstalt ihre eigene Buchhandlung für die Anstaltsangehörigen begründet, manche Korporation, wie die Jünglingsbündnisse, ihre eigenen Buchhandlungen für ihre Vereine. Das ist nicht zu bezweifeln, daß

auf diesem Wege eine Menge neuer guter Schriften für das Bedürfnis der verschiedenartigsten Volksschichten und Altersstufen geschaffen worden ist.

Die deutsche Sonntagsschul-Buchhandlung sorgt für die Kinder; die Agentur des Rauhen Hauses pflegt die Litteratur der Inneren Mission; der Kalwer Verlagsverein bringt treffliche Schriften zum Schriftverständnis und eine ausgezeichnete christliche Familienbibliothek; die Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes dient neben anderem den Bedürfnissen der Jünglings- und Jungfrauen-Vereine; die Buchhandlung der Stadtmission in Berlin und des Christlichen Zeitschriftenvereins bringen Volksschriften, Jugendschriften und Predigten in großer Auswahl; kurz, die etwa 60 Christlichen Buchhandlungen haben ihren Dienst gethan und thun ihn bis zur Stunde. Es ist unzweifelhaft, daß der gesamte Buchhandel durch sie neue Anregung empfangen hat, auch die Interessen des Reiches Gottes zu beachten, und daß ihre Begründung in der Geschichte des Reiches Gottes eine Notwendigkeit war.

Die Volks-Bibliothek.

Sind die Bücher gedruckt, so wollen sie auch gelesen sein. Das Lesebedürfnis im deutschen Volke ist groß. Es lesen die Kinder, es lesen die Jungen, es lesen die Alten. Nur ist die Auswahl dessen, was gelesen wird, oft keine gute; und oft ist zu teuer, was an guter Lektüre vorhanden ist. Um nun dem Einzelnen zu ermöglichen, viel Gutes zu lesen ohne selbst große Geldausgaben zu haben, haben die Freunde des Volkes, zumeist die Pfarrer, Volksbibliotheken eingerichtet und wochenweise gute Schriften gegen eine kleine Geldentschädigung ausgeliehen, welche dazu dient, den Einband der Bücher und die Bibliothek selbst in gutem Zustande zu erhalten. Die Mittel zur Begründung und Erhaltung von Bibliotheken haben bald Männer- und Jünglings-Vereine zusammengebracht, bald begüterte Gemeindemitglieder dargereicht, bald hat man aus Gemeindemitteln oder aus Sammlungen bei festlichen Gelegenheiten so viel gewonnen, um eine Bibliothek einrichten zu können. In rund 10000 Orten Deutschlands existieren

heute Volksbibliotheken, in rund 4000 Fällen lag und liegt die Leitung der Bibliotheken in Händen von Geistlichen; in ebensovielen Fällen sind es die Lehrer, welche die Volks- oder Schulbibliothek leiten oder verwalten. Gewiß ist, daß noch viel Raum für neue und vermehrte Arbeit auf diesem Gebiete offensteht. Es fehlt nur an rührigen Händen und an geduldigen Arbeitern, welche das Auswählen und Verleihen der Bücher gern auf sich nehmen. Zu ihrer Beratung haben die Vereine für Innere Mission auch Verzeichnisse empfehlenswerter Volksschriften herausgegeben.

Die Arbeit an der Tagespresse.

Der Ruf „Zeitung werde christlich" wird heute in den Kreisen der Inneren Mission oft vernommen. Man kann in der That von vielen Zeitungen sagen, daß sie im unchristlichen Geiste redigiert sind; das wird zuerst von den 140 sozialdemokratischen Zeitungen gelten. Andere berichten mit Vorliebe das Schauerliche, malen das Verbrechen mit Behaglichkeit aus, freuen sich am Skandal in hohen und niederen Kreisen, und bieten in ihren Feuilletons Lüsternheit. Sie rechnen bei dem allen auf den Fang des Publikums und thun das leider nicht vergeblich. Wieder andere sind völlig farblos und befördern dadurch die Gleichgiltigkeit, die an der Not des Bruders vorübergeht und im Kampfe für die Wahrheit achselzuckend zur Seite steht und mit Pilatus fragt: „Was ist Wahrheit?"

Wie ist dagegen zu helfen? Nur dadurch, daß viele daran mitarbeiten, der politischen Presse geschickte Artikel über Gottes Reich und über die Arbeiten in seinem Weinberge zuzuführen. Viele Einzelne haben das im Stillen begonnen. Mit der Zeit hat man die Arbeit organisiert und jetzt darin schon ein gewisses Ziel erreicht. Am bedeutungsvollsten ist das, was der Centralausschuß für Innere Mission in dieser Richtung leistet. Für jeden Festtag bietet er eine Reihe von Festartikeln jeder Tageszeitung durch Vermittlung der Provinzialausschüsse für Innere Mission, und 75—90 % der Tageszeitungen bringen regelmäßig diese Artikel und bringen damit auch dem, der nicht am Festtage das Gotteshaus besucht, eine Kunde von der Bedeutung des Festes,

einen Appell, sich ihm nicht zu entziehen. Dann ist man weiter gegangen und hat sich bemüht, auch erbauliche Sonntagsbetrachtungen für die Zeitungen zu schreiben. Zuerst hatte man bei wenigen Zeitungen Erfolg; allmählich wuchs die Zahl der Redakteure, welche sich willig zeigten, derartige Artikel abzudrucken und so ihren Lesern Sonntag für Sonntag ein kurzes, ernstes Wort darzubieten. Aber man mußte auch dahin streben, über die Vorgänge auf dem großen Gebiete der Inneren Mission und der sozialen Fürsorge das ganze Volk zu unterrichten, und darum ging man einen Schritt weiter zur Herausgabe mehrerer Korrespondenzen für Innere Mission, welche den Zeitungen bestimmter Bezirke 14tägig oder vierwöchentlich zugehen und ihnen eine Menge Nachrichten aus dem weiten Arbeitsgebiete zutragen. Nicht überall ist der Erfolg handgreiflich; aber häufig ist er doch spürbar. Sicher wird etwas erreicht, wenn in den einzelnen Orten Vertrauensmänner sich bereit finden lassen, die Beeinflussung der Lokalpresse im christlichen Sinne auf ihr Herz zu nehmen. Immer größer wird die Zahl derer, die sich dazu bereit finden lassen.

Zweiter Abschnitt.

Wie nimmt sich die Innere Mission der Jugend an?

„Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Himmelreich," dies Wort ist der Weckruf für alle Arbeiten der Inneren Mission an den Kindern gewesen. Und das Wort: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf", giebt der Arbeit Wert und Verheißung. Wer die Macht des Wortes Gottes kennt, wundert sich nicht, daß die schlichten Worte ein ganzes Heer von Menschen zur geistlichen und leiblichen Pflege der Kleinen in Bewegung gesetzt haben. Krippe und Kleinkinderbewahranstalt, Knaben- und Mädchenhort und Kinderbeschäftigungsanstalt, Kindergottesdienst und die mannigfachen Arbeiten der suchenden und rettenden Liebe sind durch solche Worte ins Leben gerufen. Wie ein Gang durch einen lieblichen Garten mutet uns die Betrachtung dieser Liebesarbeiten an.

Die Krippe.

Was unser Gott erschaffen hat, das will er auch erhalten. Traurig ist es aber, daß die Statistik lehrt, daß in manchen Gegenden nicht nur 15 von 100 lebend geborenen Kindern im ersten Jahre sterben, sondern selbst 30 %, d. h. fast 1/3 der lebend geborenen. Daran können mancherlei Ursachen schuld sein: Ueberlastung der Frauen, ungesunde Arbeit der Eltern, Trunksucht und liederlicher Lebenswandel, schlechte Milchversorgung der Stadt. Ganz besondere Gefahren für Gesundheit und Leben der Kinder erwachsen aber dann, wenn die Mutter die Kinder nicht selbst pflegen kann, sondern sie als Ziehkinder in Pflege geben muß. Häufig genug hat dies geradezu zum Kindermord, der sogenannten Engelmacherei, geführt. Um hülfsbedürftigen Müttern, welche ihre Arbeit aus dem Hause treibt, wirksam Hilfe zu bieten, hat man Pflegeanstalten für Kinder eingerichtet, und sie nach dem ersten Lager des Jesuskindes „Krippe" genannt.

Es war am 15. Mai 1815, da erließen Superintendent Wagemann und Stadtphysikus Stromeyer in Göttingen einen Aufruf zur Begründung der ersten derartigen Anstalt für der mütterlichen Pflege beraubte Kinder unter 1½ Jahren. Man dachte dabei zunächst an die Ammenkinder, ohne aber das Institut auf diese zu beschränken. Aber der Sturm des Freiheitskrieges und die Not der folgenden Jahre ließen den Aufruf wirkungslos verhallen.

Da lernte im Jahre 1844 der städtische Beamte F. Marbeau in Paris die Not dieser Kinder kennen. Ihre Pflege schien ihm eine Arbeit für die barmherzigen Schwestern. Sie sollten die Kleinen pflegen, als hätten sie das Jesuskind in der Krippe vor sich. Bald war die erste Krippe eingerichtet. Nach sieben Jahren gab es 400 Krippen in Frankreich. Belgien, Oesterreich, die katholischen Länder, eilten, sie bei sich einzuführen. Nur ganz allmählich fand die Krippe in Deutschland Eingang; man wollte um alles nicht der Familie nehmen, was der Familie ist. Aber diese Institute sind für die Großstädte, wo viele Frauen mitverdienen müssen, unentbehrlich. Die Zahl der im evangelischen Deutschland vorhandenen etwa 120 Krippen dürfte nicht genügen.

Freilich drohen den Kindern leicht Gefahren in der Krippe. Kinderkrankheiten können durch sie verbreitet werden. Dem vorzubeugen, hat man festgesetzt, daß jedes Kind in der Krippe umgekleidet und gereinigt wird. Zugleich übt man durch die Prüfung bei der Uebernahme der Kinder an jedem Morgen einen erziehlichen Einfluß auf die Mutter, die das Kind überbringt, aus. Damit sich die Mütter aber nicht leichthin ihrer Sorgen für die Kinder entledigen, hält man von seiten des Vorstandes der Krippe bezw. von seiten der Gemeinde, welche die Krippe eingerichtet hat, in der Regel genaue Nachfrage, ob auch wirklich ein Bedürfnis für die Aufnahme der Kinder vorliegt. Kinder außerehelicher Geburt werden meistens von der Aufnahme in die Krippe ausgeschlossen — für sie hat man besondere Kinderheime geschaffen — und in jedem Falle erhebt man ein kleines Kostgeld von 10 bis 15 Pfennigen pro Tag oder 1 Mark pro Woche von der Mutter. Geht man den obenbezeichneten Gefahren aus dem Wege, so ist der Segen der Krippe offenbar. Das zarte Leben der Kleinen wird durch die Fürsorge der Diakonissen und ihrer Helferinnen geschützt und erhalten; die Gefahr der Zerstörung des Familienlebens durch bittere Not wird abgewendet; beide Eltern können dem Erwerbe nachgehen. Die Mutter wird durch Anleitung bei der Körperpflege und bei der schon frühzeitig beginnenden Erziehung kräftig unterstützt. Die Kleinen nehmen nicht bloß am Leibe zu, sie wachsen auch am Geiste; frühzeitig lernen sie ein kurzes Gebet sprechen und üben sich früh im Gehorsam und guten Sitten.

Daß es der Inneren Mission lieber wäre, die wirtschaftlichen Verhältnisse aller Familien wären derartig, daß man der Krippen überhaupt nicht bedürfte, ist selbstverständlich; solange aber das nicht erreicht ist, heilt sie die offenbare Not durch die ihr mögliche Hilfe.

Die Kleinkinder-Bewahranstalt zu Waldersbach.

Auf der Straße vor Pfarrer Oberlins Wohnung zu Waldersbach im Steinthal sprangen lärmend Kinder in den Pfützen umher. Rasch war Luise Scheppler, Oberlins treue Magd, zur Stelle. Sie wies die Lärmenden zur Ruhe, reinigte die Schmutzigen, nahm

sich der Beschäftigungslosen liebreich mit Spiel und Lied an; und als die Kinder zu Mittag heimkehrten und glückstrahlend von Pfarrers Luise erzählten, wünschten die Eltern, sie möchte sich doch immer ihren Kindern widmen, wenn Feldarbeit sie selbst an der Ausübung ihrer Elternpflichten hinderte. Das ging freilich nicht an; aber die Idee der Kleinkinderschule war in jener Stunde geboren (1779). Sie wurde auch durch Pfarrer Oberlin und Luise Scheppler verwirklicht. Er unterwies mit Luisens Hilfe die jungen Mädchen der Dörfer des Steinthals in der Kinderfürsorge, und bald hatte jedes Dorf seiner Gemeinde zur Erntezeit seine Warteschule.

Dieses praktische Unternehmen ward rasch verbreitet. Robert Owen richtete 1800 in seiner Fabrik eine Pflegeanstalt für die Kinder seiner Arbeiter ein und stellte sie unter Leitung eines seiner Weber. In Deutschland war es die Fürstin Pauline von Detmold, welche 1802 die erste Bewahranstalt begründete. Eine sichere Entfaltung des Werkes aber ermöglichte Fliedner, der Begründer des ersten Kleinkinder-Lehrerinnenseminars in Kaiserswerth. Nach diesem Vorbilde ward eine Reihe ähnlicher Seminare in Nonnenweier, Groß-Heppach, Darmstadt, Breslau-Lehmgruben, Halberstadt errichtet.

Wenn die Ausbreitung der Kleinkinderschulen in den siebziger Jahren ganz besonders rasch vorwärts gegangen ist, so ist das namentlich dem Freiherrn von Bissing-Beerberg (1810—1880) zu danken, der als ein Bahnbrecher dieser Arbeit bezeichnet werden muß. Zum Andenken an seine Tochter hat er zuerst eine Kleinkinderschule begründet, dabei ihren Segen kennen gelernt und dann durch Schrift und Wort für die Arbeit Propaganda gemacht. Er ist es auch in erster Linie gewesen, der den Oberlin-Verein zur „Förderung, Hebung und Verbreitung der christlichen Kleinkinderschulen in Verbindung mit Gemeinde- und Krankenpflege" ins Leben gerufen hat (1871). 1898 gab es rund 2700 Kleinkinderschulen mit mehr als 1400 eigenen Häusern und etwa 188000 Kindern.

Die Kleinkinderschule nimmt die Kinder vom dritten bis zum sechsten Jahre auf, will sie am Leibe gesund bewahren, sie kindlich

beschäftigen, auf sie erziehlich wirken. So wechseln Spiel, Gesang, Erzählen biblischer Geschichte, Anschauungsunterricht in angemessener Weise; schulmäßiges Lernen ist ausgeschlossen. Eine Bewahranstalt soll nicht mehr als 40 bis 50 Kinder umfassen; bei größerer Zahl bedient man sich der Hilfe junger Mädchen. Der Betrieb ist nicht schwierig; die Jahreskosten belaufen sich auf rund Mk. 800.—; daher steigt beständig die Zahl der Kleinkinderschulen in Stadt und Land. Immer soll man die Eltern zur Kostendeckung heranziehen, immer auch Acht haben, daß die Anstalt nicht die Trägheit der Mütter oder die Fortpflanzung von Kinderkrankheiten befördert. Aber Freude ist es, daß der Segen der Kleinkinderschule, ihrer fröhlichen Spiele, ihrer kindlichen Lieder, ihrer ernsten Zucht immer mehr anerkannt wird, in die Häuser hineindringt und das Psalmwort verwirklicht: „Aus dem Munde der Unmündigen und Kinder hast du dir eine Macht zugerichtet.“ Trotzdem sind alle Freunde der Kleinkinderschule des Urteils, daß auch sie, ähnlich wie die Krippe, nur ein Notbehelf ist. Sie unterscheiden sich dadurch von Friedrich Fröbel (1782—1852), der seine Kindergärten allen Kindern erschlossen zu sehen gewünscht und sie als eine Vorschule für die Schule angesehen und gefordert hat, ohne sich dadurch den Dank der Lehrerwelt zu erwerben.

Der Kinder-Gottesdienst.

Auf dem Quai der Themse in London steht das eherne Standbild des Mannes, den man als den Vater des Kindergottesdienstes bezeichnen muß. Seine Rechte weist auf die aufgeschlagene Bibel; und der Bildhauer hat damit sinnig ausgedrückt, welches der Segen des Kindergottesdienstes ist. Er führt unser Volk schon in seiner Jugend zu Gotteswort. Wer war der Mann, den man so mit dem Standbild geehrt hat?

Es war im Jahr 1780, da wanderte eines Morgens der Redakteur Robert Raikes († 1811), den man schon damals um seiner Liebesthätigkeit willen den Lehrer der Armen nannte, in die Vorstadt der englischen Stadt Gloucester. Eine Gruppe ärmlich aussehender Kinder, die sich müssig auf der Straße umhertrieben, fesselte sein Auge. Er beklagte ihr Nichtsthun einer Frau gegen-

über, mit der er sprach. Ihre Antwort: „Ach, mein Herr, könnten Sie erst am Sonntag hier hereinblicken, da ist alles voll Fluchens und Lärmens" traf sein Herz. Der Kinder Not, die eigene Liebe machten ihn erfinderisch. Er that sich mit einem der Stadtpfarrer zusammen und rief vier Sonntagsschulen ins Leben. Freilich waren das Schulen, kein Gottesdienst. Lehrer unterrichteten die Kinder am Vormittag im Lesen, führten sie in die Kirche und erteilten ihnen Katechismusunterricht. Aber die Wirkung dieser Fürsorge war doch so, daß schon nach 3 Jahren eine Frau sagen konnte: „Unsere Gegend ist gegen früher jetzt wie ein Himmel." Schon im Jahre 1786 gab es in London 5 Sonntagsschulen, rasch verbreiteten sie sich in Amerika, Frankreich, der Schweiz und in den andern Ländern, erfuhren dabei allmählich auch manche Umbildung. Nach Deutschland kamen sie auf zweifachem Wege, zuerst durch den Agenten der englischen Kontinentalgesellschaft, Oncken, und zwar nach Hamburg (1824). Bald nahm sich Pastor Rautenberg mit großem Eifer der Arbeit an, aber die Arbeit blieb auch damals noch in erster Linie Schularbeit an armen Kindern. Es ist bekannt, daß Wichern, der Herold der Inneren Mission, damals in der Sonntagsschule zuerst Arbeit der Inneren Mission getrieben hat. Erst im Jahre 1863 begann die rege Entfaltung des Werkes in Deutschland. Der Amerikaner Woodruff reiste mit dem Heidelberger Privatier Bröckelmann von Großstadt zu Großstadt, um für die ihm lieb gewordene Arbeit zu wirken. Jetzt schlug der Gedanke in Berlin und in anderen Großstädten Wurzeln. Man streifte das Schulmäßige immer mehr ab, behielt nur die Gruppenunterweisung der Kinder, wonach 10—20 einem Helfer oder einer Helferin übergeben wurden, zog allmählich in die Kirchen ein, — und heute zählen wir im evangelischen Deutschland rund 4300 Kindergottesdienste ohne Gruppensystem, und rund 1700 Kindergottesdienste mit Gruppensystem, welche zusammen von rund 730 000 Kindern besucht werden. Die Zahl der Helfer und Helferinnen beläuft sich auf nahezu 19 000 Kräfte. Wer hätte vor 40 Jahren geglaubt, daß eine derartige Schar von Laien in der Kirche bei der Wortverkündung an Kinder mithelfen könnte!

Bei der Arbeit selbst gilt als erster Grundsatz: es handelt sich

um Gottesdienst für die Kinder. Darum fällt das schulmäßige Lernen fort, darum tritt das Lied und das Liturgische stark in den Vordergrund, darum hält man keine Predigten, sondern übergiebt die Auslegung der verlesenen, den Kindern verständlichen biblischen Geschichte den Helfern und Helferinnen in den einzelnen Gruppen. Nach Beendigung der Gruppenunterweisung bringt der Leiter des Kindergottesdienstes durch einige an die Kinder gerichtete Fragen und ein geeignetes Schlußwort den Kindern zum Bewußtsein, daß sie alle das gleiche Wort empfangen haben. Die Gruppen umfassen nach Möglichkeit gleichaltrige Kinder, sodaß der Helfer sich dem Verständnis der Kinder gut anpassen kann. Die Vorbereitung der Helfer durch den Pastor, der dem Kindergottesdienste vorsteht, sichert das richtige Verständnis der Geschichte bei allen Helfern. Schulmäßig geübtes Lehrgeschick ist dabei den Helfern nicht nötig, weil sie nur das thun, was die Mutter daheim im Kreise der Kinder übt. Aber schön ist es, wenn Helfer und Helferinnen durch ihren Dienst mit den Kindern so verbunden werden, daß sie auch in der freien Zeit sich um sie kümmern, sie daheim aufsuchen, das kranke Kind durch ihren Besuch, durch ihre Gabe erfreuen. So schlägt der Liebesdienst, der aus dem Hause Gottes stammt, Brücken zwischen den ärmeren und den reicheren Volksschichten. Auch mancherlei äußerliche Hilfe ist aus dem Kindergottesdienst erwachsen; wir rechnen dazu nicht die Freude der Weihnachtsbescherung oder den gemeinsamen Sommerausflug, so sehr beide die Kinder beglücken, wohl aber die Verbindung von Sparkassen, von Ferienkolonien, von Knaben- und Mädchenhorten mit dem Kindergottesdienst. Solche Verbindung wird namentlich da erscheinen, wo der Kindergottesdienst ganz zur Sache der Gemeinde geworden ist, und die Helfer und Helferinnen sich nicht nur für den Sonntag, sondern ganz und alle Tage im Dienste der Kinder wissen.

Neben zwei Zeitschriften für die Helfer ist auch eine Reihe von eigenen Sonntagsblättern für die Kinder begründet worden. Die Kinder bringen sie sonntäglich ins Haus, und das Haus empfängt durch die Kinder, durch ihr Lied und ihr Blatt, immer wieder Grüße aus Gottes Haus, die oft zu Werberufen an die Eltern

geworden sind, welche vielleicht schon in Gefahr standen, sich Gottes Wort zu entfremden.

Es ist kein Zweifel, daß der englische Staatsminister Bright recht hat, wenn er im Jahre 1888 vom Kindergottesdienste sagt: „Ich bin der Meinung, daß noch kein Versuch, ich will nicht sagen, gemacht, doch geglückt ist, den ungeheuren Gewinn aufzuzählen, den unser Volk durch die Sonntagsschule und die Treue, mit der in ihr gearbeitet wird, empfangen hat."

Der Kinderhort und die Arbeitsschule.

Auch die schulpflichtigen Kinder unserer Tage bedürfen häufig des Dienstes der Inneren Mission zu ihrer Bewahrung. Sind die Eltern zur Arbeit auswärts, so treiben sie sich oft müßig auf den Straßen umher, und nur gar zu leicht leiden sie derartigen Schaden, daß sie zu den gefährdeten oder verwahrlosten gerechnet werden müssen. Deshalb hat man schon frühzeitig den Versuch gemacht, solche Kinder dem Straßenleben zu entziehen und sie in der Zeit von 1 oder 3 Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends unter geeignete Aufsicht und Leitung zu stellen. Professor Schmidt-Schwarzenberg in Erlangen, war es, der mit seiner Anstalt „Sonnenblume" die Bahn für diese Arbeit brach. Im Laufe der siebziger und achtziger Jahre sind die Knabenhorte durch Ministerialerlasse empfohlen und so mehr und mehr verbreitet worden. Die Lehrerkreise haben sich der Arbeit angenommen und sie hier und da mit Erfolg eingeführt. Immerhin wird man sagen dürfen, daß die Zahl der vorhandenen Knabenhorte den Bedürfnissen bei weitem nicht genügt, wenn man den Verfall des Familienlebens in unseren Tagen gebührend berücksichtigt. Daß die Knaben durch den Knabenhort unselbständig werden, ist eine häufig gehörte, aber schlecht bewiesene Rede. Wenn auch die Kinder ihre Schularbeiten unter Aufsicht anfertigen, so ist damit ihre Selbständigkeit nicht gelähmt. Und wenn sie unter Anleitung spielen, so ist damit nicht gesagt, daß sie ohne solche nicht mehr zu spielen vermöchten. Im Gegenteil, sie werden es oft auf diese Weise erst recht lernen. Und wenn sie in der schulfreien Zeit noch manches Lied und manche Geschichte hören, oder die Handfertigkeit durch Papparbeit, Bürstenbinden, Mattenflechten

und dergleichen üben, so werden sie dadurch nicht unselbständig, sondern nur immer geschickter für das praktische Leben. Die Freunde der Inneren Mission sollten sich dieser Arbeit mit ganzer Sorgfalt zuwenden, weil gerade hier auch christlich erziehlicher Einfluß auf die Kinder ausgeübt werden kann.

Meist geschieht das schon in weitem Umfange in den Mädchenhorten, deren Zahl die der Knabenhorte jedenfalls übersteigt. Das Schönste ist, wenn die Helferinnen des Kindergottesdienstes sich in der Gemeinde auch zur Begründung des Mädchenhortes zusammenthun, die Mädchen sammeln, welche der Fürsorge in der schulfreien Zeit bedürfen, sie nach Anfertigung der Schularbeiten in weiblichen Handarbeiten unterweisen, mit ihnen singen und spielen. Ein weites Feld für freiwillige und berufliche Frauenarbeiten liegt hier noch offen vor uns; denn daß die Frau im Arbeiterstande in kurzem der Familie zurückgegeben werden sollte, ist nicht leicht anzunehmen. Die Schar aber derjenigen Mädchen, welche schon in früher Jugend zur Verwahrlosung gelangen, ist schmerzlich groß.

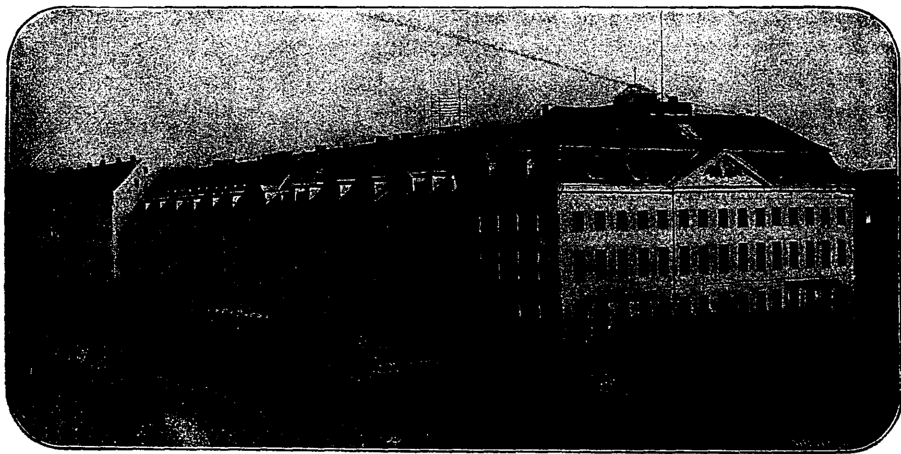
Schon ehe man Knaben- und Mädchenhorte gründete, hat man Kinderbeschäftigungsanstalten ins Leben gerufen. Die Not der Zeit gab den Anlaß dazu. Die Kinder sollten in der schulfreien Zeit etwas verdienen: So erbat man für sie Aufträge von Kaufleuten und Fabrikanten und ließ nun die Kinder in der Kinderbeschäftigungsanstalt Tüten kleben, Matten flechten, Bürsten binden, Holz zerkleinern, Gartenbau treiben, um aus dem Erlös dieser Arbeit für sie und ihre Eltern einen Spargroschen zu erzielen. Gewöhnlich wird den Kindern ein Teil des Wochenverdienstes wöchentlich gegen Quittung der Eltern ausgezahlt, der andere Teil wird den Kindern gutgeschrieben, damit sie, sei es für die Konfirmation ihren Anzug, sei es bei dem Eintritt in die Lehre, etwas zu ihrer Ausstattung beschaffen können.

Wenn beide Institute, Knabenhort und Kinderbeschäftigungsanstalt, nicht in noch größerer Zahl vorhanden sind, als es der Fall ist, so liegt es wahrscheinlich daran, daß zwar ein Organ für die Knabenhorte vorhanden ist, aber niemals eine bestimmte Persönlichkeit die ganze Kraft in die Ausbreitung und Förderung

dieses Werks gestellt hat, wie das bei anderen Arbeiten der Fall gewesen ist. In der Persönlichkeit aber liegt die größte Kraft.

Die Waisenpflege.

Die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, nennt Jakobus rechten Gottesdienst. So hat es an Waisenfürsorge nie in der christlichen Kirche gefehlt; aber nicht immer war sie zweckentsprechend. Man brachte die Waisenkinder mit Armen und Notleidenden aller Art zusammen unter und verdarb oft das Kind schon frühzeitig durch die üblen Einflüsse, die von den Erwachsenen ausgingen.



Franckes Waisenhaus in Halle.

Die moderne Waisenpflege knüpft sich an den Namen August Hermann Franckes (1663—1727), der als Prediger in Halle stand. Er fand einst in seiner Armenbüchse 4 Thaler 16 Groschen und sprach: „Das ist ein ehrlich Kapital, davor muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule anfangen.“ So legte er den Grund nicht bloß zur Armenschule, sondern auch zu seinem Waisenhause (gegr. 3. August 1698), wohl der größten Schulanstalt der Welt, in welcher gegenwärtig rund 3000 Kinder von 100 Lehrern bezw. Lehrerinnen unterrichtet werden. Nun war mit einemmale

die Fürsorge für die Waisen als solche in den Vordergrund des Interesses gerückt. „Der Herr hat's mit der That bewiesen, daß er sich zur Sache bekennen wolle" (Francke). Franckes Vorgehen fand Nachfolger; eine Reihe großer Waisenhäuser entstand. Nach dem Hallenser Vorbild begründete Friedrich Wilhelm I., der den Glaubenshelden durch das bekannte Denkmal von Chr. Rauch ehrte, das Militärwaisenhaus zu Potsdam. Freilich riß später der Schlendrian in mancher Anstalt ein. Kinderkrankheiten durften sich ungehemmt entwickeln; die blassen Wangen, die spärliche Kleidung der Waisenkinder wurden viel besprochen. Man schritt zur Familienpflege und hielt eine Zeitlang sie für das einzig Richtige, bis Pestalozzi wieder die Anstalt zu Ehren brachte. Heute sind die Waisenhäuser zumeist gut geleitet. Hygienische Maßregeln werden in ihnen mehr beobachtet, als in den Familien; für Nahrung, Kleidung, für guten Unterricht wird reichlich Sorge getragen. Es gilt als nichts Schweres, wenn ein Kind im Waisenhause erzogen wird.

Dennoch hat der deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit im Jahre 1888 sich dahin entschieden: „Die Familienpflege ist die natürlichste und zweckentsprechendste. Sie verdient den Vorzug vor Unterbringung der Waisen in geschlossenen Anstalten. Die letztere ist nur für besondere Zwecke beizubehalten." Gewiß ist es das Natürlichste, verwaiste Kinder in Familien unterzubringen, weil sie dort auf dem natürlichen Mutterboden des Menschen aufwachsen; aber nicht immer sind die Familien, in welche man die Kinder giebt, ein geeigneter Boden für die Verwaisten. Leicht sprechen Geldinteressen der Pflegeeltern stark bei der Bewerbung um Aufnahme von Pflegekindern mit; leicht spart man an dem Kinde, wo man kann, und sucht in ihm nur eine billige Arbeitskraft. Alle diese Notstände sind in der Anstalt vermieden. Wo sie recht geleitet wird, wird sie auch für das praktische Leben erziehen können und den Kindern die Liebe kundwerden lassen, deren sie — wie die Blume des Sonnenlichtes — bedürfen. Häufig sind Gemeinden nur deswegen für Familienerziehung, weil diese sich billiger stellt: Mk. 100.— bis Mk. 200.— jährlich genügen zur Erhaltung des Kindes in der Familie. Dagegen wird in der

Anstalt ein Aufwand von Mk. 180.— bis Mk. 360.— für ein Kind zu berechnen sein.

Da in Preußen dem Waisenrate in den einzelnen Gemeinden die Fürsorge für die Waisenkinder übergeben ist, so ist damit eine Instanz geschaffen, welche das Wohl der Waisenkinder im Auge hat, und mancher Uebelstand früherer Zeit kann dadurch als überwunden gelten. Aber diese amtliche Fürsorge reicht oft zu einer genügenden Versorgung der Waisenkinder nicht aus. Die Begründung des freiwilligen Erziehungsbeirates für schulentlassene Waisen in Berlin, einer interkonfessionellen Vereinigung zur Beratung und Unterstützung der Waisen bei ihrer Berufswahl und in ihren Jugendjahren, zeigt uns den Weg, auf den man vieler Orten auch von seiten der Inneren Mission noch gehen sollte, um den Dienst an den Waisen ganz und recht zu thun. Wenn jene Vereinigung in wenigen Jahren in Berlin ein Heer von rund 1500 freiwilligen Pflegern auf den Plan gestellt, im Jahre 1901 allein 1566 verwaiste Konfirmierte in Lehr-, Dienst- und Arbeitsverhältnissen untergebracht und außer den erheblichen Betriebskosten einen eisernen Fonds von bisher rund 60000 Mark aufgebracht hat, so ist solche Arbeit ein erfreuliches Zeugnis dafür, wie sehr nun die Liebe zu den Verwaisten in unserm Volke eingewurzelt ist.

Die Jünglings-Vereine.

Eine der traurigsten Thatsachen auf dem Gebiete des sozialen Lebens in Deutschland ist die furchtbare Zunahme des jugendlichen Verbrechertums. Während die Zahl der jugendlichen Personen, die im Alter von 12—18 Jahren standen und wegen Uebertretung von Reichsgesetzen verurteilt werden mußten, im Jahre 1882 sich auf 30697 belief, ist dieselbe im Jahre 1900 auf mehr als 48000 gestiegen. Wollte man alle die Uebertretungen von Landesgesetzen und Polizeiverordnungen noch hinzurechnen, so würde sich etwa die vierfache Zahl von jugendlichen Rechtsbrechern ergeben. Deswegen erregen diese Zahlen so traurige Empfindungen in uns, weil sie auf eine zunehmende Verrohung der Gesinnung, auf einen immer größer werdenden Mangel an Gewissenhaftigkeit und Ehrbarkeit,

Zucht und Sitte, deuten. Kein Wunder, daß Freunde der Jugend gefragt haben: was können wir thun, um das sittliche Niveau der jugendlichen Welt zu heben, um ihr in den Jahren nach der Schulentlassung noch christliche Erziehung durch persönliche Fürsorge zu bieten? Man hat mancherlei Wege zur Hilfe betreten. Als sicherstes Mittel zu dauernder Hilfe hat sich der Jünglingsverein erwiesen, mögen auch die Stimmen, die über ihn als zu eng und zu pietistisch klagen, nie verstummen.

Die Aufgabe des Jünglingsvereines ist eine erziehliche. Nur derjenige Leiter wird seine Aufgabe recht lösen, der sich das zum Ziel setzt, die jungen Leute durch Wort, Vorbild und Zusammenleben im Verein zu christlichen Persönlichkeiten erziehen. Als Mittel dazu steht ihm die erbauliche Schriftauslegung, der belehrende Vortrag, allerlei Unterhaltung und die Anleitung zu praktischen Arbeiten im Verein und Gemeinde zur Verfügung.

Die erbauliche Schriftauslegung findet, wenn am Sonntag=Abend die Vereinsmitglieder zusammengekommen sind, sei es am Anfange, sei es am Ende der Versammlung, ihren Platz. Ein Lied, ein kurzes Wort, wie es die Jugend braucht, wird meist genügen, um dem Abend seine Weihe zu geben und die Jünglingsherzen zu Gott zu führen. Daneben halten viele Vereine besondere Bibelbesprechungen am Abend eines Wochentages. Wo man sie pflegt, zeigt sich in der Regel bald eine Vertiefung und Bereicherung des Vereinslebens, eine Ausreifung der Mitglieder, wie sie sonst nirgends bei jugendlichen Personen erreicht wird. Wenn aus den Jünglingsvereinen manch ein Missionar, manch ein Berufsarbeiter der Inneren Mission hervorgegangen ist, Gottes Wort in den Vereinen hat ihm den Anstoß dazu gegeben.

Der belehrende Vortrag hat in der Regel am Sonntagabend in der Vereinsversammlung seine Stelle. Gern hören die jüngeren und älteren Mitglieder etwas von Zeit und Welt, von Erde und Himmel, ein Lebens= oder Landschaftsbild, von Erfindungen und Entdeckungen, aus Natur und Menschenleben. Manchmal knüpft sich an den Vortrag eine eingehende Besprechung. Der Horizont der jungen Leute erweitert sich im Hören und Reden; ja, in einigen Vereinen ist man zur Einrichtung von Diskussionsabenden über=

gegangen, in denen man Fragen des sittlichen und sozialen Lebens erörtert. Nicht der Vorsitzende, der ja zumeist der Ortspastor ist, muß immer auch der Vortragende sein; schön ist's, wenn ein älteres Mitglied einmal aus seinem eigenen Leben erzählt; schön ist's, wenn Gebildete der Gemeinde etwas aus ihrem Berufe oder Erlebtes und Geschautes der Jugend zum Besten geben. So knüpft sich in den Vereinen ein Band der Liebe und des Vertrauens zwischen der gereifteren und der heranwachsenden Jugend. Auch die Bibliothek und mancherlei Unterrichtskurse in Stenographie, Französisch und dergleichen dienen zur Weiterbildung der Vereinsmitglieder. Biblische Preisaufgaben werden gestellt und bearbeitet; litterarische Kränzchen finden sich hier und da: Aufgeschlossenheit genug, um die übelwollenden Reden mißgünstiger Freunde Lügen zu strafen. Von weltflüchtigem Pietismus ist hier bei allem Ernst der Seelenpflege keine Rede.

Das zeigt auch die Art, wie man die Unterhaltung pflegt. Reichlich kommt die Musik zur Geltung; zuerst im Lied, wie es durch mehrere Bundesliederbücher geboten wird; dann vor allem im Posaunenblasen. Es sind die Posaunenchöre recht die Sache der Jünglingsvereine unserer Tage. Von Pastor Volkening in Jöllenböck 1843 begründet, haben sie sich allmählich unter dem kräftigen Wirken des Posaunengenerals Pastor Kuhlo in Gohlfeld und nun des Pastors Kuhlo in Bethel weithin ausgebreitet. (1898 563 Posaunenchöre, 6500 Bläser.) In vielen deutschen Jünglingsvereinen sind sie zu finden. Rheinland und Hannover weisen die größte Zahl von Posaunenchören auf. Die Sängerchöre der Jünglingsvereine wirken in Gottesdiensten und bei Volksfesten. Sie verschönern die beliebten Familienabende, deren rechte Verbreitung man auch zumeist den Jünglingsvereinen verdankt. Der fröhliche Geist, der in der Musik seinen Ausdruck sucht, kommt in seiner Frische auch in der Turnerei der Jünglingsvereine zur Geltung. Eine große Zahl von Vereinen hat eigene Turnabteilungen. Ihre Zahl würde noch größer sein, wenn nicht oft die Lokal- und die Zeitfrage ein Hemmnis für die Entwicklung dieses Arbeitszweiges wäre. Auch zur Arbeit in Gemeinde und Verein erzieht der Jünglingsverein seine Mitglieder. Ein Teil der Mitglieder ar-

beitet im Kindergottesdienst als Helfer mit, andere dienen bei der Schriftenverbreitung, oder sie üben sich in den kleinen Aemtern des Vereinslebens (Ordner, Schriftwart, Bibliothekwart) in der Treue im Kleinen oder im Dienste eines größeren Ganzen.

Selbst die sozialen Interessen zu pflegen, lassen sich die Vereine angelegen sein. Man bemüht sich um Arbeitsnachweis, man gründet Sparkassen, man unterstützt die Kranken durch Krankenkassen und in freier Weise, und die wandernden Mitglieder der Vereine erhalten durch das Wanderbuch eine Legitimation, die sie berechtigt, die Hilfe der von ihnen besuchten Vereine für sich zu erbitten.

Ein deutlicher Beweis, daß es die Kraft der Persönlichkeiten ist, die derartige Arbeit weckt und ausbreitet, ist die Thatsache, daß die Jünglingsvereine ihre rasche Ausbreitung namentlich der Thätigkeit der Bundesagenten dankt. Die ersten Jünglingsvereine finden wir schon 1825 in Basel und 1835 in Bremen; ähnliche fromme Vereine freilich schon früher in dem Vereine lediger Brüder in Basel (1768) und in Pastor Dörings Missions-Jünglings- und Männerverein in Elberfeld (1816). Aber erst seit räumlich getrennte Vereine sich zum Bündnis zusammenschlossen und zur Anstellung von Bundesagenten gingen, wuchs das Bäumlein empor. Am 8. Oktober 1848 erfolgte die Gründung des Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbundes mit damals 9 Vereinen. Ihm folgte 1856 der Ostdeutsche, 1869 der Süddeutsche, 1878 der Sächsische, 1880 der Norddeutsche, dann der Elsaß-Lothringische, der Schlesische, Thüringische, Oberrheinische Jünglingsbund. Schließlich giebt es seit 1898 auch eine Nationalvertretung der deutschen Jünglingsvereine, deren derzeitiger Vorsitzender seit Superintendent Krummachers Tod Pastor Klug in Elberfeld ist.

Internationale Konferenzen der Vertreter der verschiedenen Bündnisse traten seit 1855 etwa alle drei Jahre zusammen. Sie führten 1878 in Genf zur Einsetzung eines internationalen Komitees mit nun zwei internationalen Agenten. Dieses Komitee vertritt jetzt (1901) 6168 Vereine mit 521 695 Mitgliedern und 1656 Berufsarbeitern. Außerdem bestehen noch 1234 Vereine mit rund 29 000 Mitgliedern ohne Anschluß an das internationale Komitee. Durch die Bundesorganisation wird die

Jünglingsvereinsarbeit immer planmäßiger betrieben. Seit 1849 gab man das Wanderbuch heraus; dann schritt man zur Bildung von Kreisverbänden benachbarter Vereine, durch welche immer mehr neue Vereine in den einzelnen Bezirken ins Leben gerufen wurden. Seit 1857 ging man zur Anstellung von Bundesagenten über. Eigene Organe für die Jünglingsvereine erschienen. Gegenwärtig zählt man rund 2000 evangelische Jünglingsvereine in Deutschland mit rund 100000 Mitgliedern vom 14. Lebensjahr an aufwärts. Ihnen dienen 14 Zeitungen und 65 eigene Gebäude, 55 Sekretäre und Agenten. Ihr gemeinsames Wahrzeichen ist das schwarz-weiß-rote Schild mit goldenem Kreuz und dem Spruch: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen, wenn er sich hält nach deinen Worten.“ Psalm 119, 9.

Es ist kein Wunder, daß diese zuerst von kleinen Kreisen und oft nicht vom geistlichen Amt getriebene Arbeit allmählich immer mehr zur kirchlichen Arbeit ward. Es muß ja jedem Pastor daran liegen, die von ihm konfirmierte Jugend auch ferner um sich zu versammeln und heilsam zu beeinflussen. So erklärt es sich, daß auch die Eisenacher Kirchenkonferenz im Jahre 1896 den Wunsch ausgesprochen hat: Sind die Jünglingsvereine auch an sich keine kirchliche Einrichtung, so sind sie doch zu einer solchen in ihrem eigenen Interesse auszubauen durch Einordnung in den Parochialverband, durch treue Pflege seitens des geistlichen Amtes und durch Beteiligung der kirchlichen Gemeindevertretung an derselben. Dringend zu wünschen ist, daß die Jünglingsvereine sich auch in den Landgemeinden einbürgern.

Aus den Jünglingsvereinen ist eine Reihe von neuen Arbeiten und Einrichtungen heraus gewachsen. Zum ersten die Jugendabteilungen. Dieselben haben namentlich in der Stadt ihr Recht, weil Gesellen und Lehrlinge nicht immer recht zusammen passen wollen und die Gruppe der 14—17jährigen mehr Unterhaltung in Spiel, Turnen, Singen bedarf, als die Schar der älteren Mitglieder. Diese Jugendabteilungen haben sich besonders im Westen sehr stark entwickelt; sie besitzen auch bereits eigene Organe und eigene Litteratur.

Eine zweite Arbeit, die aus den Jünglingsvereinen herauswuchs,

ist die sog. Schrippenkirche. Unter Schrippe versteht der Berliner sein Frühstücksgebäck, die Semmel. Schrippenkirche ist ein Morgengottesdienst mit Frühstücksdarbietung. Um namentlich den Arbeits- und Obdachlosen in Berlin auch eine Sonntagsfeier zu bieten und aus ihrer großen Menge die jugendlichen Personen herauszufischen, denen durch ein ernstes Wort, einen Brief an die Eltern oder Beratung leicht aus ihrer Not und Verwirrung geholfen werden kann, gründete im Jahre 1882 der ehemalige Drechslermeister, Schriftsteller Constantin Liebich die erste Schrippenkirche und den Verein Dienst an Arbeitslosen. Seine Helfer in diesem Vereine gewinnt er aus den Jünglingsvereinen. Am Sonntag Morgen laden sie in aller Frühe die hungernden und frierenden Gestalten von den Straßen und Zäunen zum Frühstück ein. Bald füllen sich zwei große Säle mit hunderten von Geladenen. Die jungen Helfer bedienen sie, indem sie ihnen die Schrippe und einen Becher Kaffe reichen. Nachdem das Frühstück gehalten ist, wird den Erquickten Gottes Wort und die Hand zur Hilfe, zur Umkehr in ein geordnetes Arbeitsleben oder zur Rückkehr in die verlassene Heimat geboten. Alle Kosten werden durch Liebesgaben gedeckt. Dieser Dienst der Fürsorge für die Hilfsbedürftigen hat sich seit dem Jahre 1893 zu einem besonderen Arbeitszweige, zur „Jugendhilfe", entwickelt.

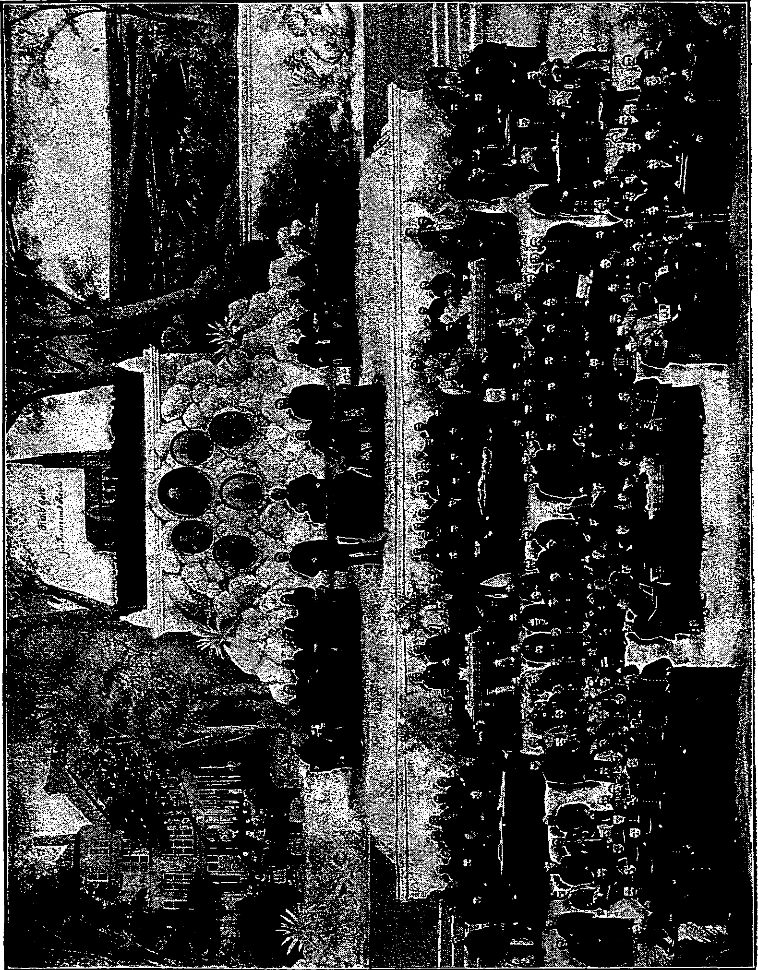
Eine weitere Arbeit, welche aus dem Jünglingsverein erwachsen ist, von ihm getragen wird und der heranwachsenden Jugend gilt, ist die Fürsorge für die einwandernde männliche Jugend. Obwohl die Begründung der Gesellschaft zur Fürsorge rc. erst 1897 in Berlin erfolgte, wird diese jetzt bereits in 50 Großstädten ausgeübt. Die Thatsache, daß viele Jünglinge und junge Männer in den Großstädten lediglich deswegen, weil sie niemand beriet, den Anschluß an christliches Vereins- und Gemeindeleben versäumten und auf Abwege gerieten, ließ in den Vertretern der Berliner Jünglingsvereine den Wunsch entstehen, allen zureisenden jungen Leuten durch einen Besuch und Ueberreichung eines Ratgebers die Einladung zum nächsten Jünglingsverein und zum nächsten Gotteshaus zu überbringen. Man erbat und erhielt vom königlichen Polizeipräsidium wöchentlich

die Adressen der zugezogenen jungen Leute. Ernste und mutige Mitglieder der Jünglingsvereine erklärten sich bereit, den Boten- und Werbedienst zu übernehmen. Ein Bureau ward eingerichtet, das die Adressen der Zugezogenen von der Behörde empfing, und auf die Vereine nach bestimmten Bezirken verteilte, und so wird nun jahraus, jahrein von treuen Helfern dieser Liebesdienst gethan. Es ist ein mühevoller Dienst, den jetzt allein in Berlin bereits 238 freiwillige Helfer aus 42 Jünglingsvereinen thun. Mancher muß sich unter Hohn und Spott abweisen lassen. Mancher Gang wird vergeblich gethan; und die Zahl derer, die sich für das Vereinsleben gewinnen läßt, erscheint, prozentual berechnet, außerordentlich klein. Aber es kann sich keiner entschuldigen: „Man hat mich nicht gerufen,“ und mancher, der erst ein Geladener war, ist nachher selbst zum Werber geworden.

Auch die Pflege der jungen Leute einzelner Stände haben sich die Vereine angelegen sein lassen. Besondere Pflege bedurften die Kellner und die Soldaten. Jene können sich infolge ihrer überreichlichen Arbeitszeit am Vereinsleben nicht beteiligen. Man muß sich meist damit begnügen, ihnen den Kellnerfreund, das Organ des deutschen Kellnerbundes, zu überbringen und hin und wieder einmal für sie zu nächtlicher Stunde eine Kellnerversammlung anzuberaumen. Besser gedieh die Pflege der Soldaten. Christliche Soldatenheime wurden in den großen Garnisonen begründet, und darin versammeln sich am Sonntagnachmittag und in den Abendstunden die ehemaligen Vereinsmitglieder aus dem Heer und andere Ernstgesinnte. Eine Schreibstube bietet Gelegenheit zu einem Briefe an die Lieben daheim. Das Fehlen alkoholartiger Getränke sichert eine gesunde Geselligkeit ohne Zank und Streit; die, welche Erbauung suchen, vereinigen sich um Gottes Wort und zum Gebet.

Endlich hat man sich auch bemüht, die jungen Kaufleute in christlichen Vereinen junger Kaufleute und die Gymnasiasten in Bibelkränzchen zu sammeln. Die Sammlung der jungen Kaufleute wollte nicht recht gelingen und hat nur in einigen Städten Erfolg gehabt. Dagegen breiten sich die Bibelkränzchen für Gymnasiasten immer mehr aus. Die Vereine für Innere Mission sollten sich die Pflege dieses unbeachteten Pflänzchens mehr ange-

diehen sein lassen. Es giebt keine so zweckmäßige kurze und billige (10 Pfg.) Anleitung zum stillen Lesen der Heiligen Schrift als der

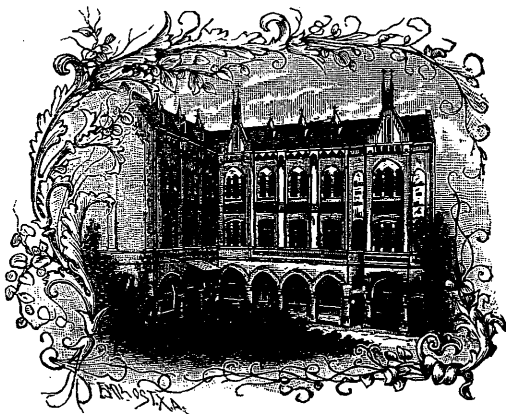


Soldaten-Vereinigung des christlichen Vereins junger Männer in Metz.

neue Wegweiser durch die Heilige Schrift für die bibellesende Jugend, den das Komitee für Bibelkränzchen unter Schülern höherer Lehranstalten für 1902 unter dem Titel „Suchet in der Schrift!" herausherausgegeben hat. (Berlin SW 48, Wilhelmstr. 128).

Die Christlichen Vereine junger Männer.

Es war im Anfange der vierziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, da trat ein junger Kaufmann Namens George Williams in das Londoner Geschäft von Hitchkock, Rogers & Co. ein. Sein Wunsch und sein Gebet war, Gott möchte ihm einen treuen Freund bescheren, mit dem er ganz eines Herzens sein könnte. Bald ließ ihn Gott einen und noch mehr solche finden; die Freunde vereinigten sich um Gottes Wort und zu gemeinschaftlichem Gebet. Es währte nicht lange, so trat selbst der Chef des großen Handlungshauses, der später George Williams Schwiegervater wurde,



Haus des christlichen Vereins junger Männer in Berlin.

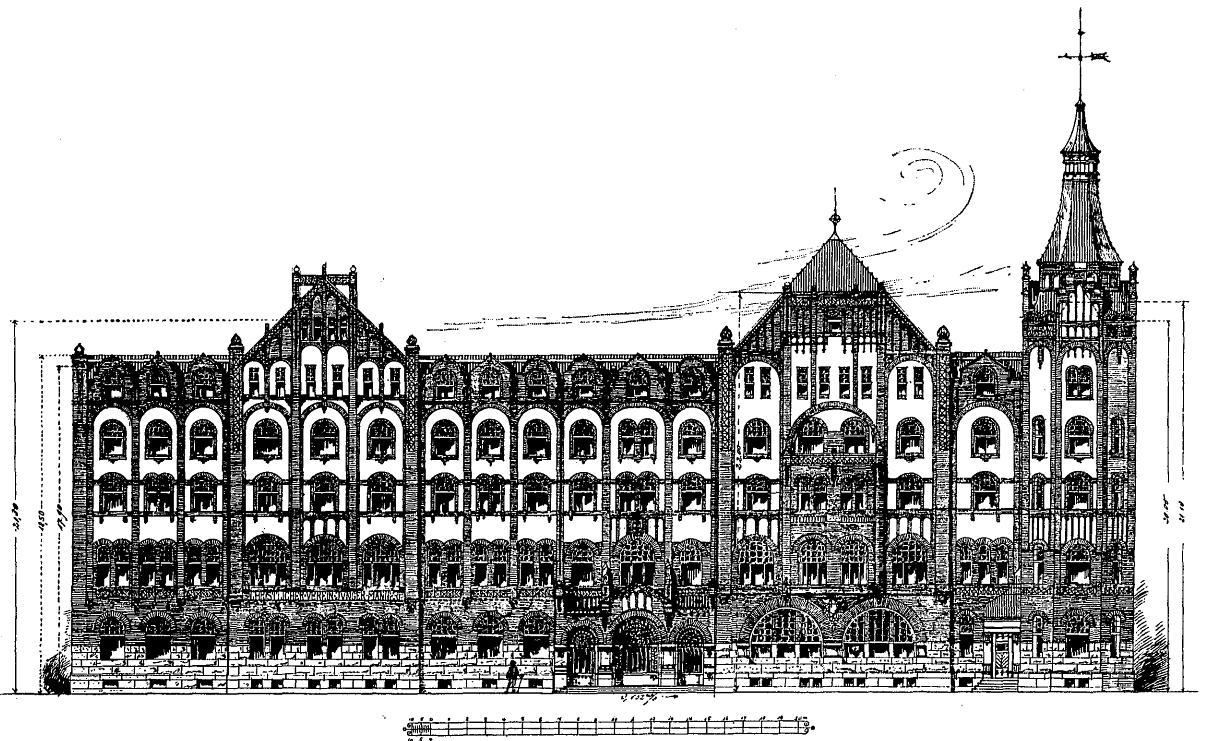
dem Bunde dieser frommen Männer bei, und man konstituierte am 6. Juni 1844 einen „Verein zur Hebung des geistlichen Wohles der jungen Männer des Kaufmannsstandes“. Später ward sein Name vereinfacht; er nannte sich „Christlicher Verein junger Männer“. Unaufhaltsam entwickelte sich der Verein, immer größere Scharen von jungen Leuten wandten sich ihm zu. Von großer Bedeutung wurde das Jahr 1880. Damals kaufte George Williams mit einigen Freunden das große Haus Exeter Hall am Strand in London, das mit seinen zahlreichen Räumen und seinen großen Sälen die Pflege der verschiedenartigsten Bestrebungen innerhalb des Vereins ermöglichte. Charakteristisch waren für den Verein

vier Stücke: 1. an der Spitze stehen nicht Geistliche, sondern Laien; 2. seine Mitglieder zerfallen in thätige und eingeschriebene; 3. der Verein bedarf für sein Werk eines großen räumlichen Mittelpunktes, in welchem für die verschiedenartigsten Bestrebungen der jungen Welt Gelegenheit und Raum ist; 4. Parole des Vereins heißt: Mission an jungen Männern durch junge Männer. Die jungen englischen Kaufleute trugen diese Arbeit bald in alle größeren Städte Englands und Amerikas. Großen Segen legte Gott auf das Werk.

So war es nicht verwunderlich, daß Pastor Schlümbach auf seiner Predigtreise im Jahre 1883 in Berlin auch die Begründung eines Christlichen Vereins junger Männer in Berlin anregte. Sein Wort fand fruchtbaren Boden. Noch in demselben Jahre erfolgte die Begründung des geplanten Vereines. Auch in Deutschland breitete sich die Arbeit von Großstadt zu Großstadt aus. Der Berliner Verein war es zumeist, der für die anderen Städte die von ihm vorgebildeten Generalsekretäre und Sekretäre stellte, sodaß auch hier die Arbeit im wesentlichen nach englischem Vorbild geschieht. Ueberall steht ein Laie an der Spitze des Vereins, so viel auch Pastoren an ihm mitarbeiten. Ueberall hat man die Unterscheidung von aktiven und eingeschriebenen Mitgliedern beibehalten; und jene haben die Parole des Vereins: „Mission an der Jugend durch die Jugend" treu festgehalten. Ueberall fängt man nach Begründung des Komitees mit Miete oder Kauf eines großen Versammlungshauses an, und überall hat man mit solchem Vorgehen günstigen Erfolg erzielt. Mochten anfangs hie und da die Jünglingsvereine die neuen Bestrebungen mit mißtrauischem oder besorgtem Blick ansehen; allmählich haben sich die Vertreter der beiden Arten der Jugendpflege zu gemeinsamem Wirken die Hand gereicht, und jede Richtung hat immermehr die Gabe der anderen verstehen und schätzen gelernt.

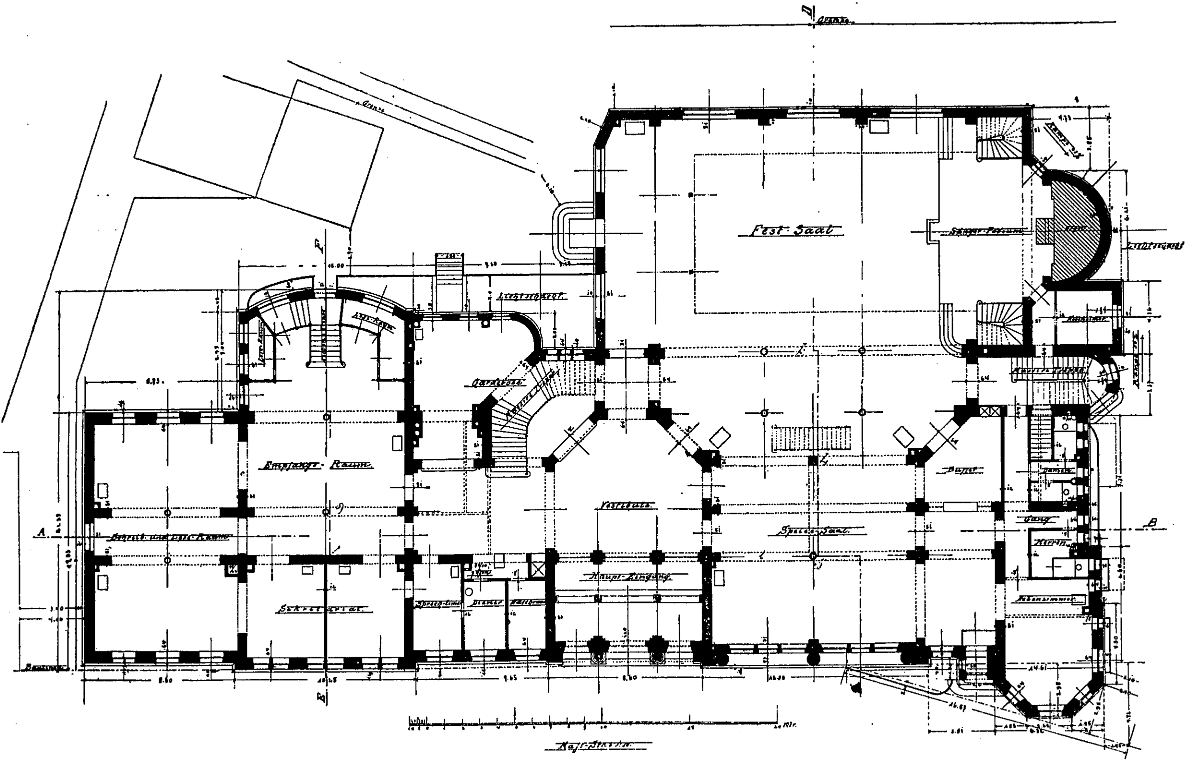
Die evangelischen Jungfrauen-Vereine.

Ueberraschend schnell haben sich die evangelischen Jungfrauenvereine nach dem Vorgange der evangelischen Jünglingsvereine im deutschen Vaterland ausgebreitet. Mögen ihnen noch manche Vorurteile hinderlich entgegenstehen, so wächst doch ihre Zahl von Jahr



Mass-Stab 1:100.

Haus des christlichen Vereins junger Männer in Stuttgart. Hauptansicht.



Haus des christlichen Vereins junger Männer in Stuttgart. Grundriß.

zu Jahr. Es ist eben nicht so, wie man meint, daß in der weiblichen Jugend das Bedürfnis nach festerem Zusammenschluß nicht vorhanden sei, oder daß nur Dienstmädchen in den Verein gehen, um sich dort gegenseitig ihr Leid zu klagen, sondern das Verlangen nach christlicher Gemeinschaft, nach Schutz vor den Versuchungen des Lebens und die Freude am Lied und Gotteswort führt die jungen Mädchen zusammen.

Seitdem Pastor Burckhard in Berlin durch Begründung des deutschen „Vorständeverbandes der evangelischen Jungfrauenvereine Deutschlands" im Jahre 1892 und durch Verbreitung der Fachschrift für die Vorstände von Jungfrauenvereinen (erst „Vorständeverband", jetzt „die Fürsorge" genannt) die Arbeit an der evangelischen weiblichen Jugend energisch in den Vordergrund gerückt hat, ist allenthalben das Verständnis und die Freudigkeit für diese Arbeit erwacht, sodaß wir jetzt mehr als 3000 Jungfrauenvereine in Deutschland zählen, von denen etwa ⅔ im letzten Jahrzehnt gegründet sind. Die Leitung der Vereine liegt zumeist in Frauenhänden, selbst wenn die Gründung durch den Ortspfarrer herbeigeführt worden ist. Wohl tausend Vereine verdanken aber auch ihre Entstehung Frauen, welche ein Herz für die weibliche Jugend haben. Ganz besonders zahlreich aber sind bei der Leitung der Vereine die Diakonissen vertreten, die ja für diesen Dienst an der weiblichen Jugend ganz besonders berufen erscheinen. Es ist zu erwarten, daß bei weiterer Ausbreitung des Werkes in Stadt und Land sich eine bessere Sitte und ein neuer Geist in der weiblichen Jugend herausbildet, wie das schon hier und da zu spüren ist, wo durch rege Arbeit im Jungfrauenverein die Mehrzahl der jungen Mädchen eines Ortes für das christliche Gemeinschaftsleben gewonnen ist. Im ganzen verläuft die Arbeit durchaus als kirchliche Arbeit. Man feiert im Gotteshaus das Jahresfest des Vereins; man freut sich, wenn der Pastor dem Verein die Schrift erklärt; man müht sich, den Mitgliedern den Besuch des Gotteshauses lieb und wert zu machen. Die Vereine arbeiten für Anstalten der Inneren Mission oder für die Heidenmission. Aus den Vereinen gehen die angeregtesten Mitglieder als Probeschwestern in die Diakonissenhäuser über; einzelne Mitglieder helfen im Dienst an Armen und Kranken, im Kinder-

gottesdienst und bei der Schriftenverbreitung. Das Organ der Jungfrauenvereine, die „deutsche Mädchenzeitung“, wird in mehr als 18000 Exemplaren verbreitet, und das Werbeblatt „Komm mit“ schon in rund 50000 Exemplaren. Eine Fülle von Einzelarbeit ist aus der Arbeit der Jungfrauenvereine erwachsen. Man müht sich um Stellenvermittlung und hauswirtschaftliche Ausbildung in allerlei Kursen; aber man strebt noch mehr nach Vertiefung der Mitglieder durch Bibelbesprechungen und Anleitung zum Liebesdienst.

Die Versammlungen der Vereine finden zumeist am Sonntag statt. Ihr Verlauf ist in der Regel der, daß man sich um ein Gotteswort sammelt, das entweder erklärt oder unter Leitung einer erfahrenen Persönlichkeit von den Anwesenden besprochen wird. Gebet und Lied schließen diesen erbaulichen Teil. Dann kommen allerlei geschäftliche und persönliche Mitteilungen zur Erledigung. Darauf geht man bald zum Erzählen, bald zur Verlesung einer Geschichte oder zum Vortrag von allerlei Gedichten über. Sehr wichtig ist, daß das Lied im Vereinsleben eine große Rolle spielt. Ein- und mehrstimmiger Gesang wird, manchmal auch noch in besonderen Gesangstunden in der Woche, gepflegt.

Besondere Gruppen innerhalb der Arbeit der Jungfrauenvereine sind die Fabrikarbeiterinnenvereine, die Ladnerinnenvereine und die Versammlungen der Töchter höherer Stände. Die Arbeit an den Fabrikarbeiterinnen ist besonders schwierig. Hier müssen auch irgendwie die materiellen Interessen des Standes berücksichtigt werden; hier muß das ganze Vereinsleben einen besonders fröhlichen und angeregten Charakter tragen. Nach der langen Arbeitszeit ersehnen die Mädchen Freiheit und Bewegung. Daher hat man mit gutem Erfolg Heime für die Fabrikarbeiterinnen eröffnet, in denen sie allabendlich zusammenkommen. Dann ist ein Abend der Näh- und Flickarbeit, ein Abend dem Turnen, ein Abend dem Kochen, ein Abend dem Gesang, ein Abend dem Vorlesen und Erzählen und ein Abend der Bibelbesprechung gewidmet. Finden sich nun Damen, welche geeignet und bereit sind, an einem oder zwei dieser Abende die Leitung zu übernehmen, und welche Herz genug für diese Arbeit haben, so findet solches Abendheim großen Beifall bei den Arbeite-

rinnen, und ein heilsamer Einfluß geht vom Abendheim auf die Arbeiterinnen aus.

Aehnlich ist bei den Ladnerinnen die wirtschaftliche und soziale Seite ihrer Stellung zu berücksichtigen. Stellen- und Wohnungsnachweis wollen gepflegt sein. Besonders erwünscht ist, daß der Geschäftsinhaber und die Seinen sich der weiblichen Angestellten mit annehmen. Auch hier ist die Eröffnung eines Abendheims sehr erwünscht, natürlich kommen nicht nur Ladnerinnen, sondern auch Bonnen, Kinderfräulein, Telephonistinnen zur Versammlung im Vereine.

Die weibliche Jugend der höheren Stände steht unter den Gefahren, die der Reichtum mit sich bringt: Müßiggang, Aufgehen in Tändelei und Pflege leerer Formen, Traumleben in Kunst und Litteratur. Ueber all dem bleibt leicht das Gotteswort im Hintergrund. Mit gutem Erfolg hat man, um dem abzuhelfen, junge Mädchen regelmäßig und zwar in Kränzchenform um ein Gotteswort gesammelt. Nach der Konfirmation berief der Pastor oder seine Frau die Konfirmierten und begann mit ihnen entweder eine Reihe von Kirchengeschichtsabenden, oder ein biblisches Thema, das Leben Pauli, das Leben Jesu wurde betrachtet. Es war nicht schwer, sie zur Arbeit für eine bestimmte Anstalt zu ermuntern, oder sie allmählich für die Arbeit im Kindergottesdienst oder dergleichen zu gewinnen. Seitdem man auch noch Instruktionskurse für weibliche Liebesthätigkeit eingerichtet hat, ist es möglich geworden, die durch solche Kränzchen angeregten Damen ganz systematisch mit aller Frauenarbeit theoretisch und praktisch vertraut zu machen. Erfreulich ist, daß sich allmählich in den höheren Kreisen ein Umschwung vollzieht; es ist nicht mehr Schande, sondern findet Beifall und Verständnis, wenn ein junges Mädchen höherer Stände sich der Liebesarbeit in freier Weise oder berufsmäßig widmet. Zieht der Geist Christi erst in der Frauenwelt ein, so wird ein gutes Stück der Frauenfrage auf sehr einfachem Wege gelöst werden: sie werden den Mühseligen und Beladenen ihre Last tragen helfen.

Aus der Arbeit an der weiblichen Jugend im Jungfrauenvereine ist in Berlin die Fürsorge für die einwandernde weibliche Jugend, die Bahnhofsmission, erwachsen. Bekanntlich strömen

bei allen Quartalswenden große Scharen junger Mädchen nach den Großstädten, nach Berlin jährlich rund 45000. Dieselben werden oft schon vor ihrer Abreise nach Berlin von gewissenlosen Agenten für bestimmte Dienstverhältnisse gedungen, ohne daß die Mädchen recht wissen, wohin sie eigentlich kommen. Manches Mädchen ist dadurch ganz entgegen seinen Wünschen in sehr schwierige Umgebung geführt worden, ja völlig auf Abwege geraten. Andere wieder sind ohne jedes Engagement auf das Geratewohl zur Großstadt gereist und haben sich dann auf dem Bahnhofe dem ersten Besten, der sich an sie herandrängte, anvertraut, bis ihnen bittere Not und Schande die Augen öffnete. Aus der Erkenntnis dieser Schäden ist die Bahnhofsmission in Berlin herausgewachsen. Junge Mädchen, zumeist aus den Kreisen der Gebildeten, erklärten sich bereit, an den Quartalswenden die großen Bahnhöfe zu besuchen. Eine Legitimationskarte sichert ihnen den freien Zutritt zum Perron, wenn die Fernzüge einlaufen, welche die Mädchen aus der Provinz nach Berlin führen. Eine weiße Binde mit dem rosa Kreuz und der Aufschrift „Bahnhofsmission" macht die Damen als Helferinnen kenntlich, und sie beeifern sich nun, den ratlosen Mädchen vom Lande mit gutem Rat und praktischer Hilfe zur Seite zu stehen. Mit der Zeit hat man gesehen, daß dieser Dienst der Bahnhofsmission allein noch nicht ausreicht. Man hat ihm eine *vorausgehende* und eine *nachgehende Fürsorge* zur Seite gestellt. Die vorausgehende Fürsorge wird vor allem durch die Tagespresse geübt, in welcher man von Zeit zu Zeit Warnungen vor dem Zuge zur Großstadt veröffentlicht, weil erfahrungsgemäß oft das Angebot weiblicher Kräfte in der Großstadt die Nachfrage übersteigt, was ein Sinken der Löhne für die Fabrikarbeiterinnen und die größten sittlichen Gefahren für die arbeitslosen Mädchen zur Folge hat. Außerdem wird in der Tagespresse auf den Dienst der Bahnhofsmission hingewiesen; man warnt die Mädchen, sich jedem beliebigen Fremden anzuvertrauen, oder gar Mietskontrakte ohne gründliche Prüfung der Verhältnisse einzugehen. Heimatsbehörden, Landratsämter und Polizeiverwaltungen haben sich den Bemühungen der vorausgehenden Fürsorge meist sehr freundlich gezeigt; sie haben ihre Warnungen den sich abmeldenden Dienstboten

übergeben und ihnen die Adressen von Mädchenheimen mitgeteilt. Um auch da, wo derartige Hinweise den Mädchen in der Heimat nicht zugegangen sind, noch im letzten Augenblicke Rat zu bieten, hat man die vorausgehende Fürsorge auch zu einem persönlichen Dienst gestaltet. In den letzten Stationen vor der Großstadt verteilen Helferinnen gedruckte Mitteilungen über die Bahnhofsmission an die jungen Mädchen, die zur Großstadt reisen, in die Eisenbahnwagen hinein; so sind diese im stande, sich noch im letzten Augenblick zu orientieren.

Die Arbeit der vorausgehenden und mitgehenden Fürsorge nimmt die nachgehende Fürsorge auf. Die Damen, welche Bahnhofsmission treiben, mühen sich, die Adressen ihrer Schützlinge festzuhalten und besuchen dieselben dann nach einiger Zeit, um ihnen die Möglichkeit zu einem entsprechenden Verkehr zu bieten. Sie laden sie zum nächsten Jungfrauenverein ein und lassen für den Fall, daß die Einzuladende nicht angetroffen wird, eine schriftliche Einladung zurück. Diesem Dienst begegnet man noch mit viel Mißtrauen und Gleichgültigkeit. Vielleicht wäre es zu erstreben, daß auch die Adressen der zugezogenen weiblichen Jugend seitens der Vereinsleiter etwa von den Polizeibehörden erbeten würden, wie die Adressen der eingewanderten männlichen Jugend. Dann würde ein regelmäßiges Aufsuchen aller zugezogenen Mädchen erfolgen, und keine könnte sich entschuldigen: „Um mich hat sich niemand gekümmert.“ Uebrigens hat die Bahnhofsmission mit ihrem Dienst ein herrliches Zeugnis von der Liebe Christi abgelegt. Die Arbeit wird jetzt in einer großen Zahl von Großstädten regelmäßig, zum Teil durch festangestellte Kräfte getrieben. Auch die katholische Kirche hat sie aufgenommen. Unvergessen bleibt das Wort jener Französin, welche den Dienst der Bahnhofsmission in Berlin erfahren hatte und ihren Dank dafür nicht anders auszudrücken wußte, als mit dem Wort: „Ich werde in Paris erzählen, was die Damen in Berlin, durch Christi Liebe getrieben, an mir gethan haben.“

Noch ehe der Vorständeverband existierte, noch ehe eine organisierte Pflege der Jungfrauenvereine ins Leben trat, hat sich im Jahre 1877 in der Schweiz ein internationaler Verein gebildet,

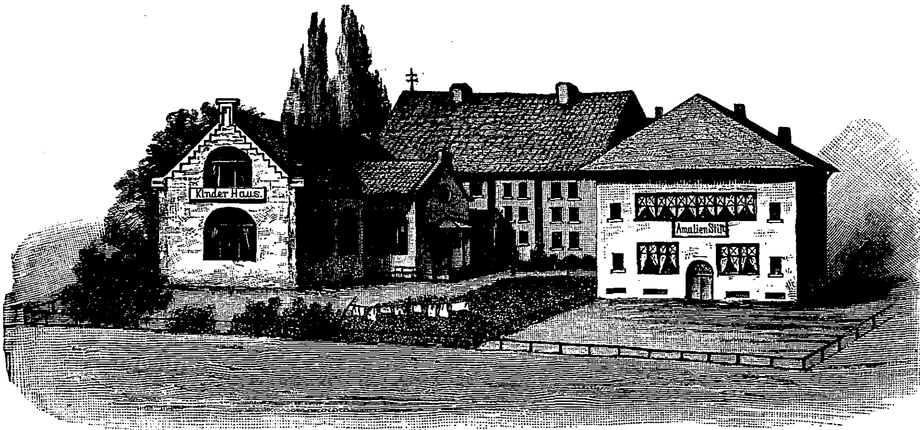
der seinen Sitz in Neuchâtel hat und sich die Aufgabe stellt, jedes junge Mädchen, das allein steht oder sich in ungeeigneter Umgebung befindet, ohne Rücksicht auf Nationalität, Konfession und Beschäftigung in seinen Schutz zu nehmen. Der deutsche Zweig dieses „Vereins der Freundinnen junger Mädchen" hat seinen Sitz in Berlin. Seine Schriftführerin ist Fräulein H. Vollmar, Berlin W., Köthenerstraße.

Die Organisation des Vereins ist sorgfältig durchgeführt; er zählt 31 Landes- und Provinzialvereine und 96 Ortsvereine und ist an mehr als 1200 Orten Deutschlands vertreten. Die Mädchen, welche die Fürsorge des Vereins erfahren, erhalten, wenn sie auf Reisen gehen, den „Ratgeber", ein praktisches Büchlein, das außer einer Anzahl passend gewählter Bibelstellen und allerlei guten Ratschlägen eine Liste von Heimatshäusern, Herbergen, Vereinshäusern u. s. w. enthält, samt dem Verzeichnis der Vereinsvertreterinnen in einer großen Anzahl von Orten. Meldet nun das Mädchen seine Ankunft einer solchen Vertreterin an, so wird es von ihr vom Bahnhofe abgeholt und freundlich beraten. Kein Wunder, daß Vertreterinnen des Vereins der Freundinnen junger Mädchen sich im Verfolg ihrer Fürsorgearbeit auch an manchen Jungfrauenvereinen, Mägdebildungsanstalten, Heimen u. s. w. bei deren Gründung und Leitung beteiligt haben.

Christliche Haushaltungsschulen und Mägdeheime.

Theodor Fliedner, der Erneuerer der weiblichen Diakonie in der evangelischen Kirche, hat seine Schwesternschaft nicht nur für die Gemeinde- und Krankenpflege in den Dienst der Gemeinden gestellt, er hat auch von Anfang an der Diakonissin den Beruf zugedacht, Erzieherin der Kleinen und der heranwachsenden Mädchen zu werden. So ist er auch der Gründer von Marthas-Hof in Berlin geworden. Die Not um tüchtige Dienstmädchen und um ein Obdach für die Zuziehenden war in Berlin besonders fühlbar; darum ging Fliedner im Jahre 1854 daran, diesem Notstande durch Begründung von Marthas-Hof zu begegnen. Wir finden dort gleichzeitig beides: eine Mägdebildungsanstalt oder, wie man heute sagt, eine christliche Haushaltungsschule, und eine Herberge für Mädchen.

In der Mägdebildungsanstalt — und es giebt deren jetzt im evangelischen Deutschland 38 mit etwa 1200 Plätzen, — empfangen die Mädchen im Alter von 14—18 Jahren Unterricht in allen hauswirtschaftlichen Thätigkeiten, aber auch Fortbildung im Rechnen, Deutsch, Gemeinnützigen und biblischen Unterricht. Im Unterschiede von den modernen Instituten, welche sich mühen, in kurzen 6—12 wöchentlichen Kursen das Ganze der Hauswirtschaft oder der Kinderpflege zu lehren, legen die Mägdebildungsanstalten auf die erziehliche Seite der Arbeit das Hauptgewicht. Daher finden wir auch in den Mägdebildungsanstalten manches Mädchen, das nicht



Amalienhaus in Hamburg.

beabsichtigt, den Dienstbotenberuf zu ergreifen, sondern nur für den eigenen Hausstand etwas Tüchtiges zu lernen. Und das ist nicht zu beklagen, vielmehr ist ein Jahresaufenthalt in einer derartigen Anstalt für jedes Mädchen eine geeignete Förderung seiner Ausbildung zur praktischen Tüchtigkeit und zur Befestigung des Charakters.

Die Zahl der Mädchenherbergen beläuft sich auf 90, von denen ungefähr die Hälfte in eigenen Häusern untergebracht ist. Hier finden stellungslose und reisende Mädchen gegen ein Billiges Obdach und zumeist auch Arbeitsnachweis. Im ganzen wurden im Jahre 1897 die damals vorhandenen 89 Herbergen mit ihren 1658 Betten von 13338 Mädchen in ca. 80000 Nächten besucht; auch wurden

von den Mädchenherbergen zusammen 14632 Stellen vermittelt. 37 dieser Herbergen sind mit Hospizen für Damen verbunden, in denen rund 300 Betten vorhanden sind; sie boten etwas mehr als 30000 Hospizgästen in 37000 Nächten Quartier. Auch in diesen Herbergen wird ein sittlich erziehender Einfluß auf die Mädchen ausgeübt. Geeignete Lektüre, der Verkehr mit den leitenden Persönlichkeiten, meist Schwestern, die Teilnahme an den häuslichen Andachten sind Mittel für solchen Einfluß. Verwandte Institute sind die sog. Mädchenheime, von denen die einen den jungen Mädchen dauernd Wohnung und Kost bieten, während andere vorwiegend gebildeten jungen Mädchen während der Reise für kurze Zeit Unterkunft gewähren. Die Zahl der ersteren ist noch gering, es mögen 12 sein, die für je 5—30 junge Mädchen Pension bieten. Die 3 größten Heime sind die Berliner Marienheime, mit zusammen 200 Betten. Die übrigen sind zumeist von den Vereinen der Freundinnen junger Mädchen ins Leben gerufen. Die Heime, welche nur Nachtquartier für gebildete junge Mädchen bieten, sind vorwiegend mit den eben genannten verbunden. Zum Teil sind es „Heimaten" der Vereine der Freundinnen junger Mädchen. Sie bieten meist auch Mittagstisch für auswärtige, nicht im Heim Wohnende gebildete junge Mädchen, vermitteln Stellen und nehmen sich auch noch besonderer Stände, wie der Lehrerinnen, oder der Kinder eines Landes, wie z. B. der Schweizerinnen, in eigenartiger und liebevoll fürsorglicher Weise an.

Dritter Abschnitt.

Wie hilft die Innere Mission den Gefährdeten und Verlorenen?

Je dichter die Menschen zusammenwohnen und je mehr sie sich im Arbeits- und Verkehrsleben drängen, je größer die Unterschiede von arm und reich werden und je ärger das moderne Arbeitsleben den Hort der Familie zerstört und die einzelnen Familienglieder getrennte Pfade führt, um so größer wird für den Einzelnen die Gefahr, vom rechten Weg abzuirren und an Leib und Seele Schaden

zu leiden. Solchen Gefährdeten zu helfen und sie vor tieferem Fall zu bewahren und denen, die schon einen schweren Fall erlitten haben, aus ihrer Not den Weg zurück zu Gott und in geordnete Lebensverhältnisse zu bahnen, ist recht eigentlich der Kern der Arbeit der Inneren Mission. Darum hilft sie den Kindern, welche frühzeitig der Gefährdung und Verwahrlosung anheimfallen, den Mädchen, welche der Versuchung zur Sünde erliegen, den Jünglingen, welche sich in der Fremde gegen Versuchung zu Trunk, Liederlichkeit und Trägheit zu wehren haben, den Männern, welche dem lasterhaften Hang, sei es zu unmäßigem Genuß, sei es nach fremdem Eigentum, sei es zu Gewaltthätigkeit und Unsittlichkeit keinen Widerstand zu bieten vermochten und sich körperlich ruiniert oder in dem geordneten Zusammenleben der Menschen unmöglich gemacht haben.

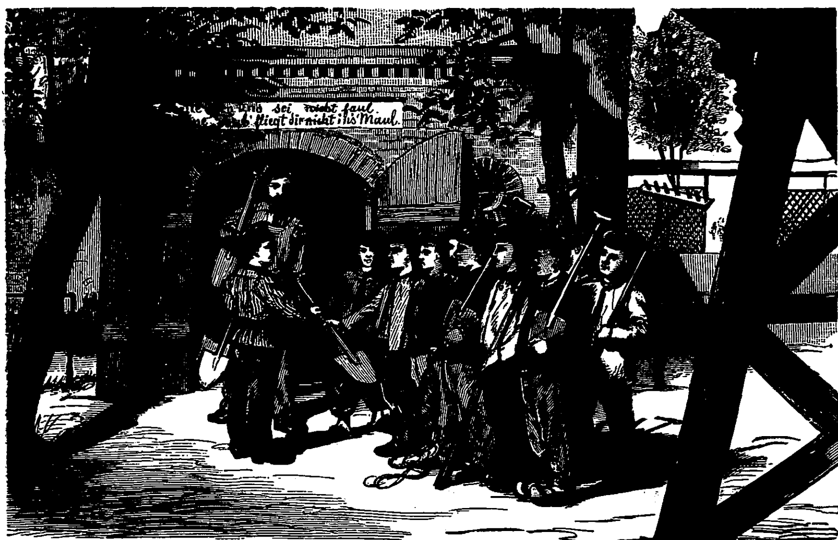
Das Rettungs-Haus.

Der uns das Lied vom grimmigen Unverstand der Wellen mit dem glaubensvollen Refrain: „Christ Kyrie, komm zu uns auf die See“ und das viel gesungene: „O du fröhliche“ gedichtet hat, Johannes Falk, der Legationsrat in Weimar, ist auch der Gründer des ersten deutschen Rettungshauses gewesen.

Sein Vorbild wirkte weiter und weiter. Der Herold der Arbeit wurde Johannes Heinrich Wichern. Dem Rettungshause hat er zweierlei gebracht: das Familienprinzip und den Dienst der Brüder. Freilich, die Anfänge seiner Arbeit im Rauhen Hause in Horn waren klein. Als der junge Kandidat am 1. November 1833 in das Rauhe Haus, d. h. in das im rauhen Buschwerk gelegene Haus, einzog, um dort verwahrlosten Kindern zu leben, schüttelten die Leute die Köpfe über den wunderlichen Mann. Aber bald sah man, daß hier ein Großes begann, daß Liebe und Lied, Arbeit und fromme Sitte gefährdete Kinder dem Verderben entriß und sie auf den rechten Weg brachte.

Gott stellte den Kandidaten im Kirchentag von Wittenberg am 23. September 1848 als Herold der Inneren Mission auf die Lutherkanzel. Seinen Ruf zur Inneren Mission beantworteten deutsche Christen vieler Orten damit, daß sie sich, wie er, zuerst der gefährdeten Kinder annahmen. So wurden in den Jahren von 1849

bis 1855 ganze 101 Rettungshäuser im evangelischen Deutschland gegründet: das war die Macht des Wortes einer geisterfüllten Persönlichkeit. Und in diesen Häusern herrschte der Wichernsche Familiengedanke, von seinen Brüdern dorthin getragen. Jedes Haus umfaßt darnach nur eine Gruppe von 10—20 Kindern, und wie in der Familie hat jedes Kind seinen Beitrag zum Wohlergehen des Ganzen zu liefern. Jedes hat sein Amt; man feiert jedes Geburtstag; man glaubt, liebt und bittet für jedes Kind, das man



Antritt zur Arbeit.

nicht als geborenen Verbrecher oder dergleichen, sondern als Christi Eigentum ansieht und durch das Band des Vertrauens und der Liebe an das Haus kettet. Zu jedem Hause gehört Garten und Feld, damit die Kinder in der schulfreien Zeit sich gesund bethätigen können. Fröhlich werden die Feste und unter ihnen besonders das Weihnachtsfest gefeiert. Auch die entlassenen Kinder erfreuen sich noch der Fürsorge der Hauseltern. Diese bringen sie bei benachbarten Meistern in Lehre oder Dienst, bleiben ihnen aber lebenslang Vater und Mutter und begrüßen sie gern bei den Festen und an freien Sonntagen im Rettungshaus.

Gegenwärtig werden in 324 evangelischen Rettungshäusern rund 12000 solcher gefährdeten Kinder erzogen.

Mochte Joh. Falk noch darüber zu klagen haben, daß der Staat ihm seine Hilfe entzog; seitdem ist es anders geworden im deutschen Lande. Nachdem durch das Reichsstrafgesetzbuch die gerichtliche Bestrafung der Kinder unter zwölf Jahren verworfen war, brachten die Zwangserziehungsgesetze der einzelnen Landesteile die Möglichkeit, Kinder durch staatlichen Zwang und auf Staatskosten in Rettungsanstalten zu überführen. Die Vereinigung von militärischer Ordnung und Pünktlichkeit, wie sie im Rettungshause herrschen, mit dem Liebessinn, wie er dort von Anfang an wohnhaft ist, war das beste Mittel zur Erziehung der dem Staate als zwangserziehungsbedürftig erscheinenden Kinder. Durch das neue Fürsorgeerziehungsgesetz, das am 1. April 1901 in Preußen in Kraft getreten ist, ist der Kreis der Kinder noch größer geworden, welche staatlicherseits den Rettungsanstalten zugeführt werden. Denn dieses Gesetz bezieht sich ja nicht nur auf Kinder, welche eine strafbare Handlung begangen haben, sondern vor allem auch auf Minderjährige, deren Eltern sich gegen das geistige oder leibliche Wohl der Kinder vergangen haben, oder deren Eltern nicht im stande sind, das völlige sittliche Verderben dieser Kinder zu verhüten; auch auf Kinder, deren Fürsorge dem Vormunde zusteht, und der ihre Unterbringung in einer Anstalt für notwendig hält. Erfreulicherweise ist bereits in dem ersten Halbjahr seit dem Inkrafttreten des Gesetzes die Zahl der durch das Gesetz erreichten Minderjährigen eine sehr hohe geworden.

Die Anstalt ist zugleich meist Schule; mag dadurch die Förderung der Kinder in der Erkenntnis hier und da nicht so weitgehend sein, als wenn die Kinder eine städtische Schule besuchten, so ist doch diese Verbindung von Anstalt und Schule erziehlich von großer Bedeutung. Der Hausvater ist zugleich Lehrer, der Lehrer zugleich Vater. Fragt man nach dem Erfolg der Rettungsanstalten, so ist derselbe sehr schwer festzustellen; doch hat man in Schlesien nachgewiesen, daß 76—80 % der Rettungshauszöglinge sich in ihrem späteren Leben „gut oder befriedigend“ geführt haben.

Aus den Rettungshäusern sind in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts noch die Anstalten für konfirmierte Knaben erwachsen. Im Rauhen Hause und in Züllchow bei Stettin sah man, daß Kinder nach ihrer Schulentlassung manchmal noch nicht fähig waren, dem großen Leben übergeben zu werden. Sie bedurften noch weiter der Anstaltszucht. So begründete man Lehrlingsabteilungen und Oekonomieabteilungen, oder zusammenfassend, Abteilungen für konfirmierte Knaben.

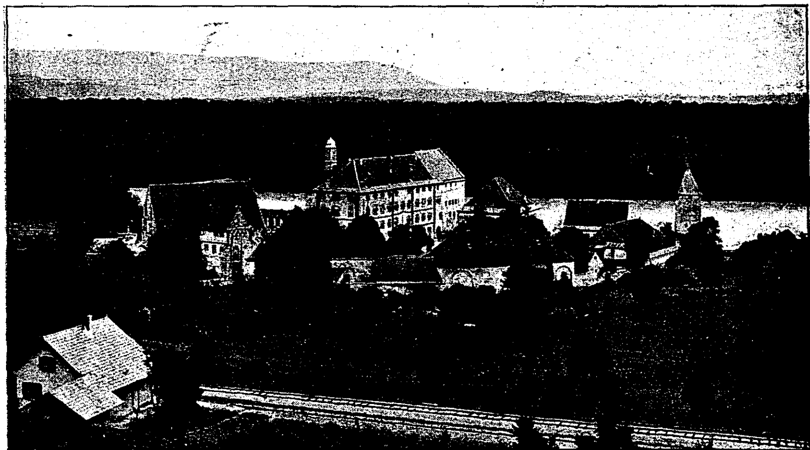
D. Johannes Wichern war es, der diese Arbeit emporgeführt hat. Das Fürsorgeerziehungsgesetz hat das Bedürfnis nach derartigen Anstalten in Preußen so lebhaft gemacht, daß nun fast in allen Provinzen die erforderlichen Anstalten geschaffen worden sind. Natürlich ist die Arbeit um so viel schwerer, als es sich um 16—20 jährige junge Burschen handelt, die manchmal schon ein viel bewegtes Leben über Land und Meer, selbst Gefängnisstrafen hinter sich haben. Aber auch für ihre Erziehung gelten die gleichen Grundsätze: Vertrauen und Liebe sind die Mächte, welche auch ihr Herz bezwingen. Arbeit, und namentlich in Land und Garten, und gleichmäßige, feste Zucht sind die Mittel, auch ihrem Wesen noch das Gepräge zu geben, daß sie für ihren irdischen und himmlischen Beruf tüchtig werden.

Die Erziehungsvereine.

Bei einem der bekannten Missionsfeste in Beuggen a. Rh. sprach Zeller, der Hausvater, das Wort: „Es ist nicht genug, daß wir Rettungsanstalten gründen, die Hausstube muß Rettungsanstalt werden.“ Einer der Zuhörer war Andreas Braem; ihm haftete das Wort im Herzen. Eine Zeitlang trug er es mit sich herum; im Jahre 1845 kam es durch ihn in seiner Gemeinde Neukirchen a. Rh. zur Begründung des Neukirchener Erziehungsvereins. Seine Aufgabe war, christlich gesinnte, geeignete Familien zu finden, sie zu unterstützen und zu leiten, damit sie gefährdete Kinder zurecht brächten. Nicht eine Konkurrenz für die Rettungsanstalten sollte der Erziehungsverein sein, aber er sollte diejenigen Kinder, welche noch nicht der Erziehung im Rettungshause zu bedürfen schienen und doch auch im Elternhause nicht bleiben durften,

in geeignete Familien überführen. Der Verein wuchs und weckte gleiche Vereine in Elberfeld, Basel, Barmen, Bremen u. s. w. Allein der Elberfelder Erziehungsverein, 1849 gegründet, hat mehr als 1000 Kinder in seine Pflege genommen.

Freilich auch der Erziehungsverein konnte die Anstalt nicht ganz entbehren. Er bedurfte eines Hauses für die erstmalige Aufnahme der Kinder, in dem sie so lange verbleiben konnten, bis eine Familie gefunden war, die zur Aufnahme des Kindes geeignet und bereit war. Außer der Anstalt und den Familien bedarf jeder Erziehungsverein



Beuggen.

einer großen Zahl beitragzahlender Mitglieder, welche die Mittel für die Unterbringung der Kinder zusammenlegen, und einer größeren Zahl von Helfern oder Vertrauensmännern, welche in den einzelnen Gemeinden die für Uebernahme eines Pflegekindes geeigneten Familien ausfindig machen und Pflegeeltern und Pflegekinder in angemessener Weise überwachen.

Wie es bei vielen Arbeiten der Inneren Mission gegangen ist, ging es auch hier; der Gedanke des Erziehungsvereines ist seitens der staatlichen Gesetzgebung im weiteren Umfange aufgenommen worden. Denn wenn das preußische Fürsorgeerziehungsgesetz will, daß die Fürsorgezöglinge teils in Anstalten, teils in

Familien untergebracht werden, so stammt die Betonung der Familienerziehung aus der segensreichen Arbeit der Erziehungsvereine. Und wenn für jeden Fürsorgezögling, der in einer Familie untergebracht ist, ein Fürsorger gestellt werden muß, so stammt diese Forderung aus der bewährten Praxis der Erziehungsvereine.

Ob die Erziehungsvereine einfach in den kirchlichen Organismus aufgenommen werden können, etwa dadurch, daß die Gemeindeältesten zu Helfern ernannt werden, ist zweifelhaft, zumal die Organisation jedes größeren Erziehungsvereins eines eigenen Geschäftsführers bedarf, der zum Reisen bereit bald hier bald da den Dienst der Familien und der Helfer überwacht und inspiziert. Eine derartige Persönlichkeit in den Dienst zu stellen, scheint für die organisierte Kirche zur Zeit nicht möglich aber auch nicht nötig, weil die vorhandenen Vereine durchaus im kirchlichen Sinn arbeiten und unter Pastoren und Lehrern ihre treuesten Helfer haben.

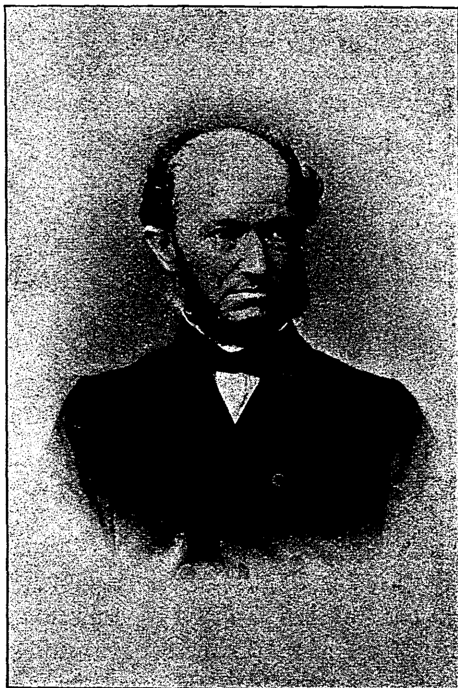
Besonders erfreulich haben sich der Schleswig-Holsteinische, der Sächsische, der Posener Erziehungsverein und in neuester Zeit die kirchlichen Fürsorgeerziehungsvereine in Brandenburg und Westfalen entwickelt.

Die Herberge zur Heimat und die Gesellenheime.

„Wer seinen Sohn als Handwerksburschen in die Fremde ziehen läßt, entsendet ihn in eine Wüste, in welcher Hunderttausende ohne einen Haltpunkt des inneren besseren Lebens umherwandeln, in der Hunderte von Höhlen des Verderbens offenstehen, in die der Jüngling einzugehen gezwungen ist. Die gewöhnlichen Handwerkerherbergen sind der Acker für die Saat des Unterganges von Hunderten und Tausenden der von Haus aus vielleicht wohlgearteten Burschen geworden.“ So schrieb Wichern im Jahre 1844 über den Notstand in der Welt der Wanderer. Diese seine Worte waren nicht übertrieben. Abstoßende Bilder von der Unsitte, die in mancher Handwerkerherberge herrschend war, sind oft gezeichnet worden; sie haben die Aufmerksamkeit der Freunde der deutschen Jugend auf den hier vorliegenden Notstand gelenkt.

Aber erst der Professor der Rechte, Clemens Theodor Perthes in Bonn, war berufen, durch wirksame That das Uebel

zu bekämpfen. Am 21. Mai 1854 wurde auf seine Anregung hin von dem Bonner Verein für Innere Mission die erste Herberge zur Heimat in Bonn eröffnet; das Rauhe Haus hat einen seiner Brüder als Hausvater dorthin gesandt. Seitdem hat die Herberge zur Heimat in Deutschland fast überall ihren Platz gefunden. Gegen-



Clemens Theodor Perthes.

wärtig zählt man 476 Herbergen zur Heimat in Deutschland. Am meisten hat für ihre Verbreitung Professor Perthes durch seine Schrift über das Herbergswesen der Handwerksgesellen (1855) gethan; nächst ihm der deutsche Herbergsverein, der seit dem Jahre 1886 unter der Leitung des Pastor v. Bodelschwingh steht und sich mit den Provinzialherbergsverbänden müht, Deutschland mit einem immer dichteren Netz von Herbergen zu überziehen. Der Unterschied der Herbergen zur Heimat von jedem anderen Fremden-

verkehr besteht in dem Dreifachen: daß der Hausvater gegen freie Station und festes Gehalt angestellt ist und vom Verkauf keinerlei Vorteil hat, daß er eine christliche Persönlichkeit ist, die durch tägliche Darbietung von Gottes Wort den Wandernden den Weg zum Himmelreich weist und sie in der Fremde an die ewige Heimat erinnert, endlich, daß Kartenspiel und Branntwein, die beiden größten Feinde der Wandernden, in der Herberge zur Heimat nicht geduldet werden. Man könnte meinen, wo solche Grundsätze walten, möchte der Verkehr in der Herberge zur Heimat den Wandernden nicht lieb sein. Die Erfahrung zeugt von dem Gegenteil. Mögen sie auch die Herberge zur Heimat „Heiligkeit" nennen, so ist doch der Verkehr der Wanderer in der Herberge zur Heimat von Jahr zu Jahr nur gewachsen. Näher besehen, ist das auch erklärlich genug; denn für eine geringe Zahlung finden die Wanderer dort ein sauberes Bett, gute reichliche Kost und freien Aufenthalt in den Herbergsräumen. Eine große Zahl heimatfremder junger Leute mietet sich auch in der Herberge für die Zeit ihrer Arbeit in der fremden Stadt ein. Diese Kostgänger werden besonders in neuerer Zeit von den Hausvätern sorgsam gepflegt, weil jeder weiß, wie wichtig dieser Dienst bei heimatfremden jungen Leuten ist. Mit diesen Einrichtungen hat man sich nicht genug gethan; man hat sich mit stets wachsendem Eifer des Arbeitsnachweises in den Herbergen angenommen, man hat geordnete Verbindungen mit den Innungen eingeleitet, die ja zur Darbietung von Herbergen an die Wandernden verpflichtet sind. Ein gemeinschaftliches Schild kennzeichnet sämtliche Herbergen zur Heimat als solche. Ein Herbergsverzeichnis weist jedem Wandernden den Weg zur Herberge. Die Sparkasse des deutschen Herbergsvereins ermöglicht dem Wandernden, an dem einen Ort seinen Verdienst in Marken umzusetzen, damit er sein Geld nicht rasch ausgiebt, und dann von Herberge zu Herberge die Marken allmählich in bare Münze umzuwechseln. Schließlich ist man bemüht, auch den Biergenuß allmählich durch Darbietung alkoholfreier Getränke zu verdrängen, und hat in einigen Herbergen zur Heimat schon solche Erfolge erzielt, daß übereifrige Freunde meinen, die Herbergen zur Heimat können noch einmal das Reformwirtshaus ohne Bierausschank werden. Jedenfalls ist der Dienst der Herbergen zur

Heimat um deswillen ganz besonders hoch einzuschätzen, weil hier eine Stelle ist, wo die Menge der jugendlichen Arbeiter und Handwerker noch regelmäßig Gotteswort hört und ein frommes Lied singt; darum bedarf dieses Institut dauernd der Förderung durch Kirche und Innere Mission.

In den meisten Mittelstädten ist es üblich, daß Handwerksgesellen für den Fall, daß sie beim Meister nicht Kost und Wohnung haben, sich in den Herbergen zur Heimat als Kostgänger einmieten. In größeren Städten muß die Herberge zur Heimat wegen des großen Wandererverkehrs zumeist ganz ihre Räume den Wandernden zur Verfügung stellen. Daher hat man an solchen Plätzen angefangen, neben den Herbergen zur Heimat besondere Einrichtungen für diejenigen ortsfremden jungen Leute zu schaffen, welche sich voraussichtlich für einige Zeit in der Stadt, in der sie in einem bestimmten Arbeitsverhältnis stehen, aufhalten werden. Man hat für sie die Gesellenheime eingerichtet. Das erste derartige war das Handwerkerhaus in Stuttgart, das 1867 vom Kaufmann Roser begründet wurde. Aehnlich hat der evangelische Verein für kirchliche Zwecke in Berlin schon im Jahre 1864, und dann wieder seit dem Jahre 1895 ein Gesellenheim errichtet. Neuerdings ist der ostdeutsche Jünglinsbund in Berlin in eigenartiger Weise vorgegangen. Er mietete eine halbe Etage in einem Wohnhause, richtete daselbst für 12 bis 16 junge Leute Wohn- und Schlafräume her, vertraute einer Witwe die Bewirtschaftung des Ganzen an, und einer seiner Bundesagenten oder Sekretäre übernahm die Verwaltung und Leitung des Heimes. Der familienartige Charakter des Heimes hat sich bestens bewährt. Die jungen Leute fühlen sich in dem Heim wie zu Hause und finden in ihm gegen die Versuchungen des Straßen- und Kneipenlebens Halt und Schutz. Besonders erfreulich ist es, wenn derartige Einrichtungen, die man auch für ortsfremde Lehrlinge geschaffen hat, seitens der Fabrikanten ins Leben gerufen werden, die ja in erster Linie zur Fürsorge für das Wohl ihrer Angestellten verpflichtet sind. Natürlich kommt alles darauf an, daß der Hausvater die geeignete Persönlichkeit ist. Es ist zu erwarten, daß sich hier noch ein neues und weites Arbeitsfeld für die Brüder aufthut.

Der Kampf gegen den Trunk.

Der deutsche Schriftsteller Otto v. Leixner sagt einmal: „Ich kann nur sagen, daß die Kneipe ein Volksübel geworden ist, ob sie nun in Gold, Seide oder Marmor prangt oder als schmutzige Bierstube sich darstellt.“ Ist der Trunk der Deutschen Laster seit alter Zeit, so ist infolge der reichlichen Trinkgelegenheiten bei uns der Alkoholverbrauch und der Mißbrauch geistiger Getränke allmählich ein unerträglicher geworden. Jährlich werden im deutschen Reiche für etwa 1540 Millionen Mark Bier, für 240 Millionen Mark Wein, für 900 Millionen Mark Branntwein vertrunken, das macht, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, rund 52 Mark für geistige Getränke. Ein derartiger Verbrauch muß üble Folgen haben, und sie liegen am Tage. Dem Säuferwahnsinn fallen jährlich bei uns ungefähr 10000 Menschen zum Opfer; mehr als ein Viertel der Geisteskranken ist durch Trunksucht in die Irrenanstalt gekommen. Man wird rechnen können, daß die Hälfte aller Gefangenen ihre Strafthat nach Alkoholgenuß oder im Zusammenhange mit ihrer Trunkgewohnheit vollbracht hat. Statistiker haben berechnet, daß 46 % der Mordthaten, 63 % der Totschläge, mehr als 50 % der Diebstähle, nahezu 75 % der Körperverletzungen und mehr als 75 % der Sittlichkeitsvergehen auf das Laster des Trunkes zurückzuführen sind. Noch trauriger ist, daß nicht bloß der Trinker leiden muß, sondern auch sein Haus. Die Seinen verfallen der Armut, der Angst, der Krankheit. Die nervöse Zerrüttung des Vaters, die infolge des Trunkes bei ihm eintritt, vererbt sich auf die Kinder. Erschütternde Statistiken zeigen, daß Trinkerkinder zum größten Teile sieche Kinder sind. Nervosität, Geisteskrankheit, Idiotie, Verkrüppelung, auch Blindheit und Taubstummheit sind die Folgen des Alkoholismus des Vaters. Wer diesen ganzen Notstand übersieht, muß sich zum Kampf gegen denselben ermannen.

Ein Zwiefaches wirkt bei dem Trinken geistiger Getränke: einmal verdirbt die Menge der genossenen Flüssigkeiten den Organismus, den Magen, die Niere, das Herz. In München, wo das Bier geradezu massenhaft getrunken wird, und wo ein Genuß von 10 bis 16 Litern pro Tag und Mann nichts Seltenes ist, ist

infolgedessen eine besondere Krankheitserscheinung an den Tag getreten, das sogenannte Bierherz. Die übermäßig genossene Flüssigkeit nötigt das Herz zu außerordentlicher Anspannung; es tritt Herzerweiterung ein, so daß das Herz schließlich den doppelten Umfang erreicht, den es im gesunden Zustande hat. Ist die Grenze seiner Ausdehnungsfähigkeit erreicht, so erlahmt es plötzlich; in kürzester Frist ist der kurz vorher noch gesunde starke Mann ein Kind des Todes. Verderblicher noch als die genossene Flüssigkeit wirkt die Aufnahme des Alkoholgiftes in den Körper. Der Alkohol ist der berauschend wirkende Bestandteil in den gegorenen, destillierten Getränken. In neuerer Zeit hat sich die Physiologie eingehend mit seinen Wirkungen beschäftigt und festgestellt, daß Alkohol auf der einen Seite Lähmungserscheinungen im Organismus hervorruft und auf der anderen Seite eine Beschleunigung der Herzthätigkeit und des Blutumlaufes herbeiführt. Daher kommt es, daß nach Alkoholgenuß sich eine Wärmesteigerung im Organismus bemerkbar macht, und daß die Selbstbeobachtung des Menschen nachläßt, weil die feinsten Nerven, die ihn dazu befähigen, gelähmt sind. Schreitet die Lähmung fort, so wird des Alkoholikers Blick starr, seine Zunge lallend, sein Gang unsicher, seine Hand zittert. Auch das Verschwinden des Hungergefühles nach Alkoholgenuß ist nichts als eine Folge der Lähmung der betreffenden Nerven; und die nach Alkoholgenuß für einen Augenblick eintretende Kraftsteigerung ist nichts als eine Lähmung der Müdigkeitsempfindung und die Wirkung der für eine kurze Zeit eintretenden Beschleunigung des Blutumlaufes. Experimente haben festgestellt, daß eine wirkliche Steigerung der Kräfte wohl nach dem Genuß von Zucker, nicht aber nach Alkoholgenuß eintritt; denn der momentanen Steigerung der Leistungen infolge Alkoholgenusses folgte immer ein rascher und starker Niedergang der Leistungen.

Der Alkoholiker ist zunächst als trunkfällig zu bezeichnen; tritt dieser Zustand häufig ein, so ist eine Entartung seiner Nerven und seines ganzen Organismus die Folge; seine krankhafte Neigung wird zum chronischen Alkoholismus. Damit ist eine geistige Erkrankung bei ihm eingetreten, die nur durch sorgsame Pflege zu heilen ist. Die Krankheit äußert sich in mannigfachen Ver-

änderungen des Organismus: Magen-, Herz-, Leber-, Nervenschwäche und Nervenlähmung, Reizbarkeit, Zorn, Willensschwäche sind die Erscheinungen der Erkrankung. Sie können zur völligen Störung führen; dann erscheint das Delirium Tremens, der Säuferwahnsinn; Beängstigungen, Verschleierung des Bewußtseins, Wutausbrüche sind seine Zeichen. Erscheint die Trunkenheit in regelmäßigen Zwischenräumen, etwa monatlich oder vierteljährlich, so bezeichnet man den Patienten als einen Quartalssäufer. Bei ihm liegt geistige Erkrankung als erstes Uebel zu Grunde, das sich in der regelmäßigen Trunkenheit kund giebt. Eine Heilung ist hier nur selten und schwer möglich. Nach alledem kann es nicht auffallend erscheinen, daß auch die Lebensdauer der Alkoholiker eine kürzere ist, als die der Nüchternen. Durch die Schwächung ihres Organismus sind sie besonders für entzündliche Krankheiten leicht empfänglich und überstehen dieselben nur sehr schwer.

Englische Lebensversicherungsgesellschaften haben deswegen den enthaltsamen Mitgliedern günstigere Bedingungen für ihre Lebensversicherung zusagen können und sind damit nicht zu Schanden geworden. Enthaltsame Soldaten, Forscher, Bergsteiger haben größere Kraftleistungen auszuführen vermocht, als diejenigen, welche ihren Organismus durch Alkoholgenuß geschwächt hatten. Daß in nördlichen Ländern der Genuß von Alkohol ein notwendiges Uebel sei, ist verkehrte Volksmeinung; das zeigt am besten, daß selbst die Nordpolforscher ohne Alkoholgenuß ausgekommen sind und die härtesten Anstrengungen ohne Leiden ertragen haben. Daß der Alkoholgenuß so verbreitet ist, ist eine Folge des massenhaften Angebotes, der übergroßen Trinkgelegenheit. Im Jahre 1895 gab es im deutschen Reiche 278 689 Gastwirtschaften. Hinzu kommt, daß, während aller Gewerbebetrieb am Sonntag starke Einschränkungen erfahren hat, das Schankgewerbe von solcher Einschränkung frei geblieben ist. So herrscht gerade am Sonntag König Alkohol mächtig in unserem Volke, und die zahlreichen Unglücksfälle am Montag sind ein deutliches Zeichen dafür, wie verderblich, nervenlähmend und schwächend sein Regiment wirkt.

Der Kampf gegen den Trunk ist auf vielfache Weise versucht worden und muß an vielen einzelnen Punkten geführt werden.

Schule und Haus, Staat und Kirche, Innere Mission und freie Vereine haben das Ihre zu thun. Am meisten Erfolg haben diejenigen Vereine gehabt, welche völlige Enthaltung von geistigen Getränken als Losung auf ihre Fahne schreiben. In Amerika und England begannen diese Bestrebungen; man nennt sie den Teetotalismus, weil der englische Steinsetzer Richard Turner in seinen Reden für gänzliche (totally) Enthaltung vom Alkoholgenuß stotternd sprach: „teetotally“. Gegenwärtig giebt es in England rund 3 Millionen erwachsene Enthaltsame. Ebenso streng kämpft gegen den Alkoholismus der Guttemplerorden für Enthaltsamkeit und staatliches Verbot des Branntweinhandels auf dem ganzen Erdenrund zur Besserung und Rettung der Menschheit. Jedes Mitglied legt das Gelübde völliger Enthaltsamkeit auf Lebenszeit ab, es wird „Bruder“ und „Schwester“ in der logenartig verfaßten Gemeinschaft, macht verschiedene Grade durch, empfängt Ehrenzeichen und dergleichen. Bisher mögen dem Orden eine halbe Million Mitglieder angehören; in den letzten Jahren hat er sich besonders in Schleswig-Holstein und im nördlichen Deutschland ausgebreitet. Endlich wirkt „der Verein zur Bekämpfung des Alkoholgenusses“, dem vorwiegend Männer der Wissenschaft angehören, auf dem Gebiet der Hygiene und der Volkswirtschaft bahnbrechend für Ausbreitung der Enthaltsamkeit.

Nicht so entschieden, aber mehr mit religiösen Motiven arbeiteten die evangelischen und katholischen Mäßigkeitsvereine in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie forderten völlige Enthaltsamkeit vom Branntwein, und gestatteten mäßigen Genuß von Wein und Bier. Man wußte damals nicht, daß der Alkohol im Branntwein derselbe ist, wie im Wein und Bier, daß nur die Masse desselben im Branntwein in der Regel größer ist, als in den edleren Getränken. Durch einige eifrige Agitatoren, Baron v. Sel, die Pastoren Böttcher und Vetter, den katholischen Kaplan Seling gefördert, erreichte die Bewegung rasch eine große Ausdehnung. Im Jahre 1845 gab es mehr als 1000 Vereine mit nahezu einer halben Million Mitglieder allein in Norddeutschland. Aber die Zeit der Revolution brachte rasch der aufblühenden Bewegung das Ende. Zunehmendes Wirtshausleben und Erbitterung gegen die

scheinbare Bevorzugung der Reicheren und manches andere veranlaßte den raschen Zusammenbruch des schnell gewachsenen Baues.

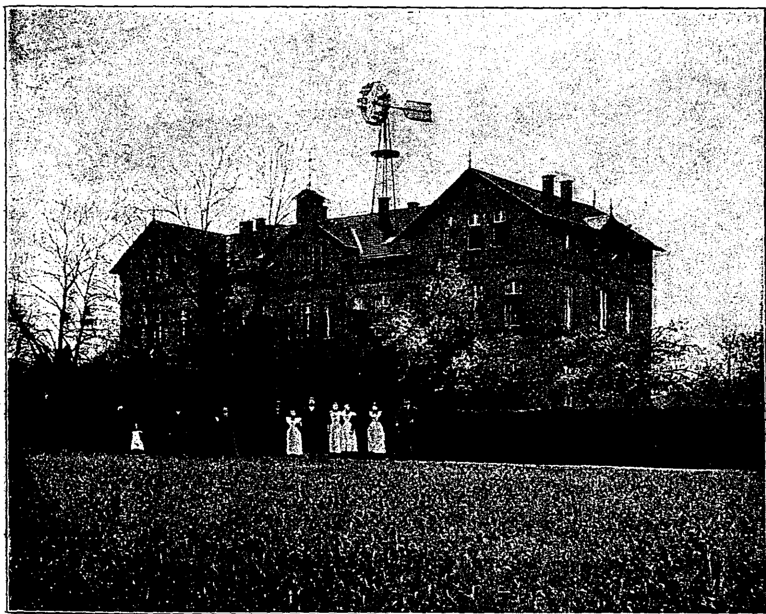
Den Ersatz für diese früh erstorbene Bewegung brachten die Vereine des blauen Kreuzes. Auf dem Genfer Sittlichkeitskongreß 1877 berief Pfarrer Rochat eine Sonderversammlung, in welcher er über den Stand der Trunksucht redete, die so häufig die Ursache der Unsittlichkeit ist. Er proklamierte als Heilmittel gegen die Trunksucht das Rettungsmittel des blauen Kreuzes, zugleich daran erinnernd, daß das rote Kreuz auch in Genf seinen Anfang nahm und ein Heilmittel in den äußeren Kämpfen der Völker sein wollte. Damals ward ein Verein von 27 Mitgliedern, die sich zu den Grundsätzen des blauen Kreuzes bekannten, geboren. 1897 zählte man in Deutschland 133 Vereine mit rund 6000 Mitgliedern. Der Hauptvorkämpfer dieser Arbeit ist in unseren Tagen Oberstleutnant v. Knobelsdorf, der als Offizier selbst in Gefahr stand, sich dem Alkohol zu ergeben und nach seiner Bekehrung seine ganze Kraft der Trinkerrettung widmete. Die Vereine des blauen Kreuzes proklamieren Enthaltsamkeit als Mittel zur Rettung für Trinker, und Mäßigkeit als Ziel für alle. Nur den gewohnheitsmäßigen Genuß alkoholischer Getränke erklärt das blaue Kreuz für sittlich verwerflich, weil er wirklich gesundheitsschädlich ist. Völlige Enthaltsamkeit verlangt es von Alkoholikern, weil nur so ihre Rettung möglich ist. Aber weil zu solchem Entschluß die eigene Kraft zu schwach ist, bietet das blaue Kreuz das Heil in Christo und in ihm Kraft zu einem neuen Leben dar und verbindet den Schwachen mit stärkeren Freunden. Manches Vereinsmitglied nimmt eben nicht aus Not, sondern aus Liebe zu den Trinkern auch das Enthaltsamkeitsgelübde auf sich, um so den Trinkern ihren Entschluß leichter zu machen.

Große Bedeutung hat in neuerer Zeit der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke erlangt, der seit 1883, jetzt mit dem Sitze in Hildesheim, dem Mißbrauch geistiger Getränke, insbesondere dem des Branntweins, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln steuern will. Seine Mitteilungen sind das am meisten verbreitete Mäßigkeitsblatt in Deutschland, seine Mitgliedschaft beläuft sich auf etwa 12000. Er hat für kommunale

Einrichtungen zur Verbesserung der Wasserversorgung, zur Bekämpfung des Alkoholismus, für gesetzliches Vorgehen gegen den Alkoholismus, die Erlangung der gesetzlichen Entmündigung der Trinker im Bürgerlichen Gesetzbuch, Bekämpfung des Alkoholismus im Heer, Schutz der Kinder vor Alkoholismus und Aufklärung der Nation über die Schädlichkeit des Mißbrauchs geistiger Getränke, durch seine rührigen Geschäftsführer und Anhänger, seine Bezirks- und Ortsvereine, seine Kongresse und Veröffentlichungen viel gethan. Steht er auch auf rein humanem Boden, so muß seine Thätigkeit doch als eine sehr ersprießliche bezeichnet werden.

Zu erstreben bleibt für eine wirksame Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke immer noch viel. Die Trinkgelegenheit muß durch Gesetz vermindert werden. Wird es auch nicht nötig sein, so scharf vorzugehen, wie z. B. im Staate Maine, wo man seit 1851 die Herstellung sowie den Verkauf geistiger Getränke ganz verbot, so wäre schon die Schließung der Wirtschaften am Sonntag-Vormittag ein wesentlicher Fortschritt. Daneben würde eine weitere Herabminderung der Trinkgelegenheit durch Neuregelung des Konzessionsverfahrens im Schankgewerbe erlangt werden können. Vorbildlich dürfte nach dieser Richtung die Gesetzgebung der Niederlande sein. Dort darf seit dem Jahre 1881 in Orten von mehr als 50000 Einwohnern erst auf 500 Einwohner eine Schankgerechtigkeit, in Orten von mehr als 20—50000 Einwohnern erst auf 300 Einwohner je eine, in kleineren Orten nur auf je 250 Einwohner eine Schankgerechtigkeit erteilt werden. So hat das Gesetz die Zahl von 43000 Schankstätten bereits auf 25000 herabgedrückt; ein noch weiteres Sinken ist zu erwarten. Demgegenüber sei daran erinnert, daß im Königreich Sachsen gegenwärtig auf je 152 Personen bereits ein Wirtshaus kommt. Weiter dürfte auch eine höhere Steuer für das Schankgewerbe zu empfehlen sein. Zwar zahlen in Deutschland Gastwirtschaften und Branntweinkleinhandlungen neben der Gewerbesteuer auch eine Betriebssteuer, aber ihr Betrag ist sehr gering. Eine außerordentlich wirksame Hilfe zur Verbesserung des Wirtshauswesens, zur Bekämpfung des Trinkzwanges in den Wirtschaften wäre die Einführung der gemeinnützigen Verwaltung der Wirtshäuser. Dieselbe ist unter dem Namen des Gothenburger

Systems bekannt. Zuerst ward sie in dem Bergwerksstädtchen Falun erprobt, dann in Jonköping und Göteborg (1852 und 1865) eingeführt. Eine Gesellschaft wohlhabender Bürger übernahm den Schankbetrieb und kaufte sämtliche Schankwirtschaften für sich auf. Sie stellte gegen festen Lohn zuverlässige Wirte an, schuf freundliche Aufenthaltsstätten, bot billiges Essen in den Wirtschaften,



Trinkerheilanstalt Siloah in Lintorf.

untersagte jeden Trinkzwang und ließ den Reingewinn des Wirtshausbetriebes dem öffentlichen Wohl zukommen. Allmählich ließ man dann einige Konzessionen eingehen und verminderte so die Zahl der Wirtschaften. So sank in Gothenburg die Zahl der Branntweinschenken und der Umfang des Branntweinverkaufes so, daß während im Jahre 1876 auf den Kopf der Bevölkerung 28 Liter kamen, diese Zahl im Jahre 1896 schon auf 13 herabgesunken war. Etwas Aehnliches haben wir bereits in den Herbergen zur Heimat und in den Gasthäusern ohne Alkoholausschank, wie sie die Volks=

Kaffeehallen darstellen, die sich seit 1876 in Deutschland in stets zunehmendem Maße verbreiten.

Für die Heilung vieler Trinker bietet das blaue Kreuz nicht die ersehnte Hilfe. Sie bedürfen einer regelmäßigen Pflege zur Wiedererlangung ihrer zerrütteten Gesundheit. Für solche hat man die Heilanstalten für Alkoholiker eingerichtet, schon ehe es ein blaues Kreuz gab. Pastor Hirsch war es, der im Jahre 1851 in Lintorf a. Rh. die erste Trinkerheilanstalt Siloah errichtete. Er folgte dabei amerikanischen Mustern in eigenartiger Weise. Allmählich ward sein Vorgehen nachgeahmt. So haben wir jetzt 27 Trinkerheilanstalten, von denen ein Teil lediglich unter ärztlicher Leitung steht, während die meisten Anstalten der Inneren Mission sind. In der Regel fordert man einen Jahresaufenthalt für den Pflegling; denn es soll der zerrüttete Organismus geheilt, die verkehrte Lebensanschauung zurechtgebracht, der geschwächte Wille gestärkt, kurz, der ganze Mensch heilsam erneuert werden. Hierzu dient das gesunde Leben in frischer Luft bei mäßiger Arbeit im Garten und Feld, der Verkehr mit der Persönlichkeit des Hausvaters, die tägliche Darbietung von Gotteswort und die seelische Pflege der Einzelnen. Der Arzt hat im allgemeinen nur bei der Aufnahme des Kranken dessen Gesundheitszustand festzustellen, bei offenbaren Krankheitszuständen die nötige Hilfe zu leisten und die fortschreitende Genesung zu überwachen. Der Hauptsache nach ist die Pflege eine Erzieherarbeit. Die Erfolge der Trinkerheilanstalten sind in neuerer Zeit mit der wachsenden Erfahrung immer günstiger geworden; man erfreut sich jetzt des Erfolges, daß etwa 50 % der Pfleglinge geheilt werden. Nur bleibt noch zu wünschen, daß notorische Trinker, wie sie durch Gesetz entmündigt werden können so auch auf öffentliche Kosten den Heilanstalten zugeführt werden, damit ihrer Trunksucht rechtzeitig und wirksam begegnet werden kann.

Der Kampf gegen die Unsittlichkeit.

„Die Sünde ist der Leute Verderben.“ An keiner Sünde wird das so deutlich, als an der Unzuchtsünde. Ganze Völker sind ihr Opfer geworden. Griechenlands Verfall ist die Folge derselben.

Mag sich früher das Verderben auf engere Kreise beschränkt haben, heute sind durch die Presse und den von ihr gepredigten materialistischen Zeitgeist die Gedanken der ganzen Oeffentlichkeit so sehr von Gedanken der Unsittlichkeit durchtränkt, daß ein Kampf gegen diese Ueberflutung mit allen Mitteln nötig ist, wenn nicht auch unser Volk dieser Sünde zum Opfer fallen soll. Im ganzen ist ja gewiß, daß das Uebel in den Städten am schlimmsten wuchert. Hier ist der einzelne mehr der Aufmerksamkeit des anderen entzogen, und erliegt leichter der Versuchung. Die Versuchung drängt sich breiter auf und wird leichter Sieger. Die Zahl derer, die durch Fleischessünde in den Großstädten verloren gehen, ist erschrecklich. London, Paris, Berlin sind Centren, aus denen ein Strom tödlichen Giftes herausfließt, mögen wir ihnen nach anderer Richtung auch manches danken.

Dr. Wichern rief schon im Jahre 1849 zum Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit auf, aber erst im Jahre 1885 kam es zur Begründung des Westdeutschen Vereins zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit, dem zwei Jahre später die Begründung des Berliner Männerbundes zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit folgte. Beide Vereine machten durch Wort und Schrift die evangelischen Grundsätze einer entschiedenen Sittlichkeit geltend, und gewannen allmählich immer mehr Boden. Auch in anderen Städten bildeten sich immer mehr Vereine, die sich im Jahre 1889 zur allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine zusammenschlossen. Lic. Weber, M.-Gladbach, ist ihr rühriger und unermüdlicher Vorsitzender, dessen feuriges Wort schon manche Versammlung in tiefe Bewegung versetzt hat. Die Pastoren Keller und Philipps und Abgeordneter Henning sind bisher ihre tüchtigsten Agenten gewesen, die in allen Teilen unseres Vaterlandes durch ihr sachkundiges und begeistertes Zeugnis Männer und Frauen zum Kampf gegen die sich ausbreitende Unsittlichkeit aufgerufen haben. Daneben hat die Konferenz mancherlei Bittschriften an die Kreise der Regierung veranlaßt und gesandt. Ihr Kampf gegen die staatliche Konzessionierung des Lasters ist leider bisher vergeblich gewesen, aber zu erwarten ist, daß ihr und ihren etwa fünfzig Zweigvereinen noch mancher Sieg beschieden sein wird.

Als in England Dr. Lightfoot, der Bischof von Durham, darauf aufmerksam machte, welche Verheerung die Unsittlichkeit unter der Jugend anrichtete, begründete er zum Schutze der Jugend 1884 den Bund des weißen Kreuzes. Jedes Mitglied legt das Gelübde ab, mit Gottes Hilfe Frauen und Mädchen mit Achtung zu begegnen und vor jeder Herabwürdigung nach Kräften zu beschützen; unzüchtige Reden und zweideutige Scherze zu unterlassen und zu bekämpfen, schlechte Bücher und Bilder zu meiden; die Verpflichtung zu einem reinen Lebenswandel als gleich bindend für beide Geschlechter anzuerkennen; solche Grundsätze auch im Kreise der Altersgenossen zu verbreiten und sich zu ihrer Bewahrung durch Gotteswort, Gebet, heiliges Abendmahl und christliche Gemeinschaft zu stärken. Der Bund fand seit dem Jahre 1890 auch in Deutschland Eingang; Generalsuperintendent Dr. Braun in Berlin steht heute an seiner Spitze. Die Gesamtzahl der Vereine des weißen Kreuzes betrug 1898 schon 179; die Zahl der Mitglieder des Bundes mag auf nahezu 20000 zu berechnen sein.

Magdalenenasyle, Zufluchtshäuser und Frauenheime.

Es war am 17. September 1833, als zu dem jungen Pastor Fliedner in Kaiserswerth eine aus dem Zuchthaus entlassene Gefangene kam und um Aufnahme bat. Sie wußte, daß er ein Freund der Gefangenen war und rechnete darum auf seine Hilfe. Schließlich brachte er sie in seinem Gartenhause unter. Unter dem Dache desselben nächtigte sie, in dem Zimmer des Häuschens trieb sie tagsüber ihre Wascharbeit. Das war die erste Zufluchtsstätte für gefährdete Frauen; bald wuchs aus ihr in Kaiserswerth selbst das Asyl für weibliche Entlassene und Magdalenen heraus, in welchem Diakonissen den Pfleglingen der Anstalt durch Gebet und Arbeit zur Rückkehr zu einem geordneten Leben verhalfen.

Freilich, nicht Pastor Fliedner ist es beschieden gewesen, auch diese Arbeit auszubreiten. Der dies that, war Pastor Heldring in Hemmen (Holland). Er richtete in dem früheren Landgut in Steenbeck im Jahre 1848 ein Asyl ein, dessen tüchtige Vorsteherin unter seiner seelsorgerlichen Leitung die Anstalt bald zu einer Musteranstalt machte. Jeder Zögling hat für die Nacht seine eigene Zelle

tagsüber wurden die Zöglinge stufenweise in den verschiedenen Arbeiten in Haus und Hof unterwiesen. Tägliche Hausandacht, persönliche Seelenpflege, Freiwilligkeit im Kommen und Gehen, geordnete Arbeit waren die Erziehungsmittel, die man in Steenbeck mit großem Erfolg anwendete; und als Heldring die Erfolge der Anstalt sehen durfte, wurde er vielerorts zum begeisterten Herold für dieses Rettungswerk. Nun begann man, auch an anderen Orten Magdalenenstifte zu begründen. Ihre Zahl mag augenblicklich 40 betragen, in denen rund 1100 Plätze zur Verfügung stehen. Freilich, die Arbeit in diesen Anstalten ist schwer, es giebt harten Kampf mit der Sünde; aber Seelen, die für sich selbst die Kraft der Reinheit von Jesu erbitten, mögen den Kampf gegen die Unreinheit anderer führen. Wo dann die Liebe siegt, bewahren die Zöglinge den Anstalten viel Liebe und Dankbarkeit, und immer wieder wird das Wort wahr, das der Herr von der Sünderin sprach: „Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden.“

In Ergänzung der Arbeit der Magdalenenanstalten sind dann später noch Versorgungshäuser begründet worden. Den Anfang damit machte Fräulein Lungstras in Bonn. Ein Mädchen, welches frühzeitig aus der Klinik entlassen war, und dessen Kind nahm sie am 15. September 1873 in aller Stille auf. Es kamen immer mehr, die ihre Hilfe erbaten, und sie leistete ihnen solche in echt seelsorgerlicher Weise mit reicher Liebe. Sie erkannte, daß Gott ihr auf diesem Wege den Weg zu vielen Herzen erschloß; und als man die Bedeutung solchen Liebesdienstes sah, ist man auch in anderen Städten an die Begründung von Versorgungshäusern gegangen. Schon giebt es sechszehn derselben; werden sie recht geleitet, so sind sie keine Förderung der Unsittlichkeit, sondern notwendige Hilfe für unglückliche Verirrte.

Der Gefängnisgeistliche, Pastor Heinersdorf in Elberfeld, sollte noch eine neue Art der Hilfe zu den bereits Genannten bringen. Es kam nämlich im Jahre 1882 eine öfters bestrafte, tiefgefallene, heimatslose Person eines Abends in Angst und Not zu ihm, er möchte ihr um Jesu willen Hilfe leisten. Sie erklärte dabei entschieden, in kein Magdalenenasyl gehen zu wollen, sie müsse für sich und ihre darbende Mutter etwas verdienen. Ohne rechte Kleidung

und Zeugnis nehme man sie im Dienst und in Fabriken nicht an; er möchte ihr zu Arbeit und Verdienst verhelfen. Pastor Heinersdorf konnte sich ihrer Not nicht entziehen; er brachte sie bei einer Waschfrau unter. Das Mädchen wurde nach Jahr und Tag eine brave Arbeiterin, heiratete später einen Witwer, dem sie samt seinen Kindern eine treffliche Frau und Mutter wurde. Diese Erfahrung Pastor Heinersdorfs blieb nicht die einzige auf dem Gebiet. Andere Personen, Trinkerinnen, Vagabundinnen, Diebinnen u. s. w., für



welche zumeist das Magdalenenasyl nicht der richtige Aufenthalt war, kamen, um sich von ihm helfen zu lassen, so daß er schließlich seit 1891 in einer stattlichen Anstalt, deren Erbauung ihm durch Liebesgaben möglich wurde, die erste Arbeiterinnenkolonie eröffnete. Er nannte sie das Zufluchtshaus.

Fast gleichzeitig, nämlich im Jahre 1884, schuf Pastor Isermeyer in Himmelsthür bei Hildesheim das erste Frauenheim, eine dem Zufluchtshause ganz ähnliche Anstalt, bei der er auch die Freiwilligkeit des Kommens und Gehens und die Individualisierung bei der Erziehung der Aufgenommenen zum ersten

Grundsatz machte. Während in den Magdalenenasylen zumeist nur Unglückliche der gleichen Art vereinigt werden, nimmt das Frauenheim Verirrte der verschiedensten Art auf. Es wird keine Aufenthaltsdauer für die Einzelnen vorher bestimmt, die Pfleglinge werden nicht hinter Schloß und Riegel gehalten, wie zumeist in den Magdalenenasylen geschieht. „Reisende Leute soll man nicht aufhalten,“ steht an der Thür des Frauenheims in Hildesheim und gilt als Erziehungsgrundsatz. „Das Heim ist eine Stätte, wo man es gut mit uns meint, wo man uns lieb hat, und es giebt keine schlimmere Strafe für uns, als daraus entlassen zu werden.“

Die Folge ist freilich, daß manche im Frauenheim nur kurze Zeit bleiben, aber auch, daß die Disziplin leichter ist, als im Magdalenium. Alle arbeiten nach Kräften. Waschen und Nähen, Haus- und Gartenarbeit, auch kleine Industriearbeiten helfen den Pfleglingen, ihren Unterhalt zu bestreiten und allmählich kleine Geldbeträge für das Arbeitsbüchlein zu erübrigen, aus denen sie ihre Bedürfnisse befriedigen und nach und nach einen kleinen eigenen Besitz für die Zukunft ersparen. Der Erfolg der Arbeit war über Erwarten groß. Bald machte Pastor Isermeyer die Erfahrung, daß die Zahl der Vagabundinnen von Jahr zu Jahr abnahm, weil sie nach der Entlassung aus dem Arbeitshause zu seinem Frauenheim kamen und dort allmählich wieder zur Arbeit erzogen wurden. Kein Wunder, daß die Provinzialverwaltung seine Arbeit unterstützte, und daß infolge seines Weckrufes die Landes- und Provinzialvereine für Innere Mission sich an allen Orten entschlossen, Anstalten nach dem Muster des Frauenheims zu errichten. Selbstverständlich konnten nicht alle diese Anstalten von gleichen Erfolgen berichten, wie Pastor Isermeyer. Es ist eben die Persönlichkeit, welche das Beste thut, und die Anstalt ist nur Mittel zur Erreichung dessen, was die Persönlichkeit gern erzielen möchte. Wenn sich aber nicht sofort die zur Leitung einer Anstalt geeignete Persönlichkeit findet, so giebt es erst manche bittere Enttäuschung bei den Vorständen und bei den Pfleglingen; denn „ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.“

Wenn in neuester Zeit auch die Provinzialverwaltungen ihre älteren Fürsorgezöglinge dem Frauenheim oder Magdalenenasyl

zur Erziehung übergeben haben, so entspricht dieses Vorgehen durchaus dem Vorgehen dieser Behörden bei Unterbringung ihrer Zöglinge in den Rettungshäusern und Anstalten für konfirmierte Knaben. Es wird sich dabei ergeben, daß die Zahl der vorhandenen Frauenheime noch nicht genügt, und so dürfte für die nächsten Jahre eine weitere Vermehrung dieser Anstalten zu erwarten sein.

Die Fürsorge für Gefangene und Entlassene.

So verschiedenartig die Entwicklung der großen Lebensschöpfungen Wicherns und Fliedners, der beiden Väter der Inneren Mission in Deutschland, verlaufen ist, auf einem Gebiet haben beide in gleicher Weise gearbeitet und sind beide für Deutschland in gleicher Weise Bahnbrecher für eine neue Zeit geworden; das ist die Fürsorge für die Gefangenen.

Auf seiner Kollektenreise nach England hörte Theod. Fliedner, was Elisabeth Fry, der Engel der Gefangenen, vollbracht hatte. Die schlichte Frau hatte zuerst den Weg ins Gefängnis gefunden. Die Not der Gefangenen hatte ihr stets vor der Seele gestanden; dazu klang ihr das Wort des Herrn ins Ohr: „Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht." So hatte endlich ihr Herz Mut gefaßt, Gottes Wort zu den Gefangenen zu tragen, ihnen Arbeit zu bringen und zur Einführung fester Ordnung im Gefängnis die Hand zu bieten, die Gefangenen auch nach ihrer Entlassung zu versorgen und so die Zeit der Strafe zu einer Zeit der Besserung zu gestalten. Ihr Bild nahm Fliedner in seiner Seele als Vorbild mit nach Deutschland hinüber. Nun widmete er sich bis zur Grenze seiner Kraft den Gefangenen in Düsseldorf. Er veranlaßte im Jahre 1826 die Begründung der rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft, die von da an kräftige Anregungen zu den wichtigsten Reformen im Gefängniswesen gegeben hat.

D. Joh. Heinr. Wichern brach dem Pennsylvanischen System des Strafvollzuges in Deutschland Bahn. Auch er war durch Elisabeth Frys Eifer angeregt und hoffte im Rauhen Hause Brüder für den Gefängnisdienst vorbilden zu können. Das führte ihn zu Friedrich Wilhelm IV., der damals eingehend erwog, ob nicht der Zustand der Gefangenen durch Einführung der Einzelhaft wesent-

lich gebessert werden könnte. Mit ihr hatten die Quäker in Philadelphia (Pennsylvanien) im Jahre 1790 den ersten Versuch gemacht; und sie waren vom Erfolg desselben außerordentlich befriedigt. Bei seiner Prüfung dieses Systems mußte Friedrich Wilhelm IV. ihm vor dem sog. Auburnschen System, welches die Gefangenen zwar tagsüber zusammenließ, sie aber während der Nacht trennte, den Vorzug geben. Wichern war ihm dabei mit Rat und That zur Seite. Als der König vier Zellengefängnisse in Berlin-Moabit, Münster, Breslau und Ratibor bauen ließ, stellte Wichern Rauhhäuslerbrüder für das Zellengefängnis in Moabit als Gefängniswärter. Seitdem hat sich die Einzelhaft als die beste Form der Bestrafung bewährt; und bleibt etwas zu wünschen, so ist es nur dies, daß immer noch mehr Gefangene der Einzelhaft teilhaftig werden könnten. Gerade die gemeinsame Haft ist es ja, welche so viele, namentlich jugendliche Gefangene, schon in den kleinen Gefängnissen verdirbt. Darum ist es mit großer Freude zu begrüßen, daß einerseits durch das neue Fürsorgeerziehungsgesetz in Preußen und durch den Versuch, kurzzeitige Strafen zeitweilig aufzuheben und ihren etwaigen Erlaß von einer mehrjährigen Bewährungsfrist abhängig zu machen, eine große Zahl Jugendlicher der Gefahr des Gefängnislebens entnommen ist und daß andererseits die Zahl der Zellen für Einzelhaft stetig vermehrt worden ist. Gab es im Jahr 1861 in Preußen 2695 Einzelzellen, so sind 1899 schon mehr als 8000 derselben vorhanden gewesen, eine Zahl, die freilich bei weitem noch nicht genügt. Freilich, die Einzelhaft allein thut es nicht; die Gefangenen bedürfen auch der Seelsorge, soll die Zeit der Gefangenschaft zu einer Zeit des Segens und der Besserung werden. Dahin gewirkt zu haben, daß jedes größere Gefängnis einen eigenen Seelsorger hat, ist Fliedners und seiner rheinischen Gefängnisgesellschaft, sowie auch Wicherns bleibendes Verdienst. Nach dem Reglement der preußischen Justizverwaltung (1881) muß für jedes Gefängnis mit durchschnittlich mindestens zehn Gefangenen desselben Glaubensbekenntnisses ein Seelsorger gewonnen und regelmäßiger Gottesdienst eingerichtet werden. Wenn es aber weiter heißt, daß in Gefängnissen mit bis zu fünfzig Gefangenen gleicher Konfession nur alle vier Wochen Gottesdienst abgehalten zu werden braucht, so ist

das nicht genug für Leute, deren religiöse Kraft völlig gesunken ist. Und wenn in Gefängnissen mit weniger als zehn Personen gleichen Bekenntnisses eine regelmäßige Seelsorge nicht angeordnet ist, so ist das immer noch ein Zustand, der als unerträglich bezeichnet werden muß. Auch für das kleinste Gefängnis muß ein Seelsorger bestimmt werden, der sich regelmäßig die Pflege der Gefangenen angelegen sein läßt. Daneben wird auch in allen Gefängnissen auf Einrichtung geeigneter Bibliotheken hinzuwirken sein, die namentlich auch Schriften enthalten müssen, welche über das Unheil, das der Alkoholismus anrichtet, in verständlicher Form aufklären. Die wichtigste Frage bei Ausführung des Strafvollzuges ist die Frage nach der Beschaffung des geeigneten Aufsichtspersonals. Gewiß sind ehemalige Soldaten nach mancher Richtung dazu sehr geeignet. Sie sind durch ihre Dienstzeit zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Gehorsam ganz besonders befähigt. Aber je mehr man den Grundsatz festhält, daß die Strafe zugleich zur Besserung führen soll, um so mehr muß man von den Aufsichtsbeamten auch pädagogische Fähigkeiten fordern. Das war der Grund, weshalb Wichern sich von der Anstellung von Brüdern als Gefängnisbeamte so viel versprach; das war es auch, weshalb man wie namentlich in Mecklenburg Diakonissen aus fünf deutschen Mutterhäusern in Weibergefängnissen als Aufsichtsbeamte angestellt hat. Auf diesem Gebiet ist die Hauptaufgabe für die Innere Mission noch ungelöst. Ein erfreulicher Aufschwung zur Besserung ist durch den Centralausschuß für Innere Mission hervorgerufen worden, seit er im Jahre 1891 die Ausbildung von Gefängnisaufseherinnen in die Hand genommen hat. Der preußische Minister des Innern und derjenige der Justiz gewährten Beihilfen für die Vorbildung weiblicher Aufsichtsbeamten, welche in sechsmonatlichen Kursen in einem Magdalenenasyl, in einem Untersuchungsgefängnis und in einem beliebigen Weiberzuchthaus erfolgt. Schon ist eine ganze Anzahl von weiblichen Aufsichtsbeamten für diesen Dienst gestellt worden; im Jahre 1901 wurden 21 in der angegebenen Weise vorgebildet.

Zu wünschen ist, daß in gleicher Weise für die Männergefängnisse alle Beamte außer der Vorbereitung im Militärdienst eine andere, mehr pädagogische, durchzumachen haben, ehe sie in den

Gefängnisdienst eintreten. Ganz besonders würde sich das für diejenigen Gefängnisbeamten empfehlen, welche dazu berufen sind, bei jugendlichen Gefangenen die Aufsicht zu führen. Vielleicht wäre auf diese Weise eine wirksamere Durchführung des Strafvollzuges auch an der Jugend zu erhoffen.

Die ganz besondere Beachtung beansprucht die Fürsorge für die Entlassenen und die Pflege der Familien der Gefängnisinsassen. Wo der Familienvater den Seinen durch Gefängnisstrafe entrissen ist, tritt leicht eine Verarmung der Familie ein; ihr zu wehren ist Aufgabe der Gefangenenvereine. Häufiger aber und bei fast jedem Gefangenen bedarf es einer Fürsorge nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis. Das Publikum hat begreiflicherweise eine große Scheu davor, einen gefänglich Bestraften in den Dienst zu nehmen. Man fürchtet, das alte Uebel müßte sofort wieder hervorbrechen, man könne einem, der Gefängnisstrafe gehabt hat, kein Vertrauen mehr schenken. Hier ist ein weites Feld für die Bethätigung christlicher Liebe. Es ist die Aufgabe des Gefängnisseelsorgers, in Verbindung mit der Gefängnisverwaltung schon vor der Entlassung des Gefangenen aus dem Gefängnis mit der Heimatsgemeinde in Verbindung zu treten, ihr die Rückkehr des Gefangenen anzuzeigen und sie um Hilfe zur Unterbringung des Gefangenen in einem geordneten Arbeitsverhältnis zu bitten. Versagt die Heimatsgemeinde ihre Mitwirkung, so treten die Gefängnisvereine mit ihren Arbeitsnachweisen und ihren Stellenangeboten ein. Aber es ist nicht genug, dem Gefangenen einmal eine Stelle nachzuweisen, es bedarf einer fortgehenden freundlichen Fürsorge für ihn, wenn er dauernd auf dem Platze bleiben, und im Falle eines nötigen Stellenwechsels nicht wieder in Not und Sünde geraten soll. Je mehr man dahin gelangen wird, zuverlässigen Personen den Besuch der Gefangenen im Gefängnis zu gestatten, um so mehr wird man solche Persönlichkeiten finden, welche sich der Gefangenen auch nach der Zeit ihrer Entlassung dauernd persönlich annehmen.

Vierter Abschnitt.

Wie hilft die Innere Mission den Gebrechlichen und Kranken?

Wie es von dem Heiland heißt, daß er umher gegangen ist und gesund gemacht hat, die sie zu ihm brachten, wie er Blinden und Lahmen, Gichtbrüchigen und Taubstummen, den Besessenen und den mit unsauberen Geistern Behafteten, kurz den Kranken aller Art geholfen hat, so sieht es die Innere Mission als ihre Aufgabe an, nach bestem Vermögen all den Gebrechlichen und Kranken Dienst und Hilfe zu leisten. Ihr Ziel dabei ist, dem Herrn zur Ehre durch ihre Liebesthat Zeugnis von dem Fortwirken seiner Liebe in unserer Mitte abzulegen. Vor allem aber strebt sie darnach, die Not der Elenden zu lindern und ihnen, so weit als nur möglich, dazu zu helfen, daß sie auch die Befriedigung haben, nach völliger oder teilweiser Wiederherstellung ihrer Kräfte nach Gottes Willen etwas Tüchtiges für die Welt, in der sie leben, und die Menschen, die sie umgeben, zu schaffen. Wenn sie aber auch das nicht mehr erreichen kann, müht sie sich doch, den Herzen dazu zu helfen, daß sie die Last, die ihnen auferlegt ist, mit Geduld tragen und in Freuden der Erlösung von allem Uebel ihres Leibes und Lebens warten.

Die Hilfe, die sie leistet, erfolgt auf zweifachem Wege, einmal durch Anstaltspflege, wie sie für eine ganze Reihe von Kranken und Gebrechlichen nicht zu entbehren ist, sodann durch Familienpflege im eigenen Heim der Kranken. Blinde, Taubstumme, Verkrüppelte, chirurgisch zu behandelnde Kranke, Idioten, Epileptische müssen fast ausnahmslos in Anstaltspflege übergeben werden, wenn ihnen überhaupt geholfen werden soll. Andere können auch daheim gepflegt werden, aber häufig ist für sie die Anstaltspflege der häuslichen Pflege vorzuziehen, das gilt z. B. von den unbemittelten Siechen. Eine große Menge von Gebrechlichen und Kranken bedarf aber der Anstaltspflege nicht. Für sie stellt dann die Innere Mission einzelne Persönlichkeiten, seien es berufsmäßig Angestellte, seien es freie Kräfte, zur Verfügung, damit ihnen daheim ohne Anstaltsaufenthalt die erforderliche Hilfe zu Teil wird.

Die Pflege der Kranken.

Es kann kein Zweifel sein, daß die Pflege der Kranken zu den ersten Pflichten der evangelischen Gemeinde gehört, und daß, wenn irgendwo dann bei Ueberwindung der Krankheit ihre Liebesthätigkeit in festen Formen ihren Ausdruck suchen muß. Da die evangelische Gemeinde erst sehr allmählich zu dem Bewußtsein ihrer Pflicht auf diesem Gebiet gekommen ist, so hat überall da, wo diese Stufe noch nicht erreicht ist, daß die Pflege der Kranken als Gemeindearbeit ins Leben tritt, die Innere Mission eingegriffen, um der Not zu wehren. Ward sie rechter Art getrieben, hat sie das aber überall in dem Bemühen gethan, im engen Anschluß an die Kirche und ihr Pfarramt zu arbeiten und jeden Augenblick ihre Arbeit in die Hand der Gemeinde zu legen, sobald diese nur bereit und imstande ist, diesen Dienst auf sich zu nehmen. Erfreulicherweise fängt dieser Zustand an, immer allgemeiner zu werden. Schon immer häufiger redet man der Gemeindepflege das Wort, sieht man Gemeindepflege im Gemeindehaus ihren Mittelpunkt finden und diejenigen Arbeiten auf sich nehmen, die der Gemeinde als solcher in Ausübung ihrer Liebespflicht obliegen. Freilich darf man sich durch das bloße Wort Gemeindepflege auch nicht täuschen lassen. Es ist nicht so, daß überall, wo eine Gemeindepflege vorhanden ist, diese auch wirklich im Auftrag, im Namen und auf Kosten der ganzen Gemeinde erfolgt; häufig genug wird alle diese Arbeit doch nur durch einen kleinen Kreis lebendiger Glieder der Gemeinde getragen, der etwa früher unter dem Namen eines Vereins für Innere Mission oder eines Vereins für Diakonie dasselbe Werk betrieb. Trotzdem muß man sich freuen, daß solche Kreise werkfroher Christen die Bezeichnung Gemeindepflege wählen, um ihr Liebeswirken zu charakterisieren; denn es wird ja in der That dadurch nach seiner Aufgabe auf das beste gekennzeichnet, und man kann gewiß rechnen, daß mit der Zeit auch durch das Mittel dieses Namens die Arbeit selbst als eine gemeindliche anerkannt und von der Gemeinde getragen werden wird.

Es ist nicht ganz leicht zu sagen, welche Arbeiten nun unter den Begriff der Gemeindepflege fallen. Es können viele Werke evan-

gelischen Liebesdienstes dazu gezählt werden, Krankenpflege und Armenpflege, Kinderpflege und Siechenpflege, Jugendpflege und Schriftenverbreitung, Konfirmandenfürsorge und etwa Trinkerrettung. Aber das läßt sich gewiß sagen, daß Kinderpflege, Jugendpflege, Armen- und Krankenpflege immer im Mittelpunkt der Gemeindepflege stehen werden. Ja, wenn man alle Gemeinden überschaut, so wird man sagen müssen, daß es häufig Gemeinden giebt, die von Armut nichts wissen, in denen Jugendpflege ausschließlich von seiten des Pfarramtes und etwa auch der Pfarrfrau getrieben wird, in denen Kinderpflege etwa in Form einer Kleinkinderschule als Bedürfnis nicht anerkannt wird, und darum wird die Krankenpflege als der dauerndste Bestandteil der Gemeindepflege zu betrachten sein. Sie hat fast in jeder Gemeinde, mögen ihre Glieder arm oder begütert sein, ihre Stelle. Selbst da, wo ein Krankenhaus im Gebiet der Gemeinde liegen sollte, wird sich eine häusliche Krankenpflege noch nicht völlig erübrigen. Vielerorten wird die Krankenpflege in der Gemeinde der Ausgangspunkt für alle berufsmäßig betriebene Gemeindepflege sein. Fassen wir so unsern Stand, dann wird der Mittelpunkt der Gemeindepflege, das Gemeindehaus oder die Diakonissenstation, immer einer Ausrüstung bedürfen, wie sie für die Ausübung der Krankenpflege unentbehrlich ist. Allerlei Verbandmaterial, die notwendigsten Geräte für die Krankenpflege, die einfachsten Heilmittel finden sich in einem großen Schrank zur Verfügung der mit der Ausübung der Gemeindekrankenpflege betrauten Schwestern. Die von ihnen im Diakonissenmutterhaus erworbene Kenntnis und Praxis der Krankenpflege dient ihnen dazu, den Kranken in den Häusern Dienst zu thun. Dieser Dienst kann ein sehr mannigfaltiger sein. Hier handelt es sich lediglich um einen Notverband, der die Wunde schützen soll, bis der Arzt kommt; dort handelt es sich um eine regelmäßige im Auftrage des Arztes vorzunehmende Hilfeleistung an einem Kranken. Hier handelt es sich um ein regelmäßiges Bettmachen und Aufräumen des Zimmers bei einer Einsamen, vielleicht gar um Versorgung des Hausstandes einer kranken Hausmutter, dort wieder um Nachtwachen bei einem in schwerer Krankheitsnot befindlichen oder sterbenden Gemeindeglied.

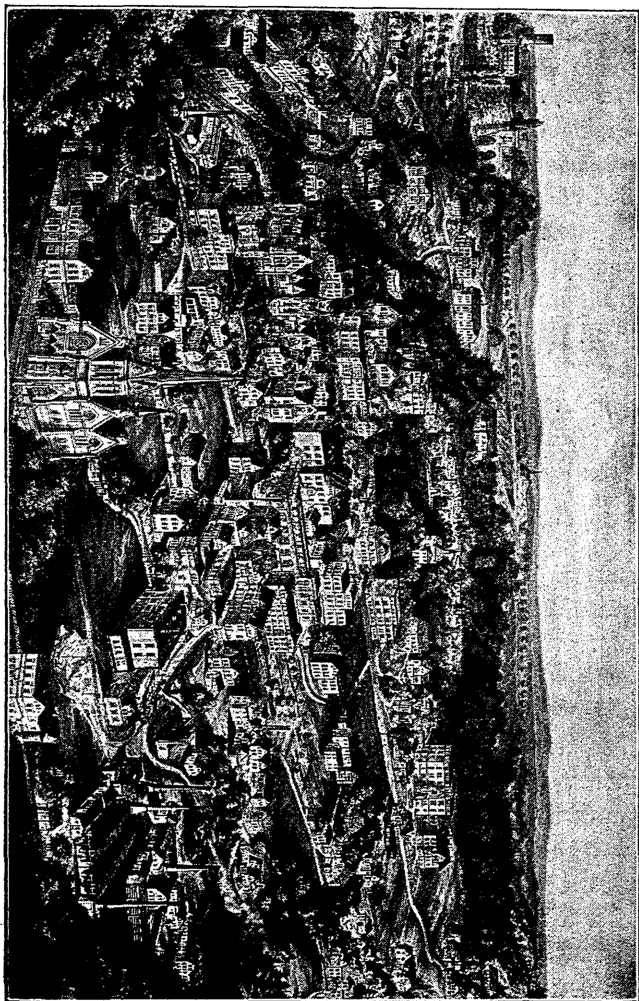
Alle diese Arbeit ist in erster Linie Dienst am Leibe, aber sie ist ein Zeugnis für den, der will, daß auch durch Krankheitsnot seine Liebe verherrlicht werde. Aber alle diese Arbeit bietet auch Gelegenheit zu persönlichem Dienst an der Seele des Kranken und oft auch an der Seele des Hauses, mag dieser auch manchmal nur darin bestehen, den einzelnen Gliedern des Hauses ihre eigene Pflicht dem Kranken gegenüber zum Bewußtsein zu bringen.

Ganz besondere Bedeutung hat die Gemeindekrankenpflege für das Land. Die Entfernung des Arztes von der Wohnung der Kranken macht oft ein rasches Eingreifen einer in Krankenpflege erfahrenen Person nötig und läßt ihren Dienst doppelt wert erscheinen, mag auch streng darüber zu wachen sein, daß die Krankenpflegerin nicht eigentlich ärztlichen Rat giebt oder Handreichungen thut, die nur dem Arzte zustehen. Die durch die Krankenversicherung aufgesammelten Geldmittel sollten in immer weitergehendem Maße zur Begründung von ländlichen Pflegestationen verwendet werden, wie man in kleinem Umfange bereits damit begonnen hat.

Die Epileptischenpflege.

Wenn Pastor von Bodelschwinghs Name im ganzen deutschen Lande einen guten Klang hat, so verdankt er das in erster Linie seiner Barmherzigkeit gegenüber den Epileptischen. Zum Leiter der kleinen Anstalt für Epileptische „Bethel bei Bielefeld" (1872) berufen, machte er bald die wichtige Beobachtung, daß Epileptische sich in der Anstalt nur dann wohlfühlen können, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben ist, sich in dem früher von ihnen erwählten Berufe auch in der Anstalt noch zu üben, und wenn ihnen innerhalb der Anstalt ein geeigneter Ersatz für das Familienleben geboten wird, dem sie durch ihr Leiden entzogen sind. Diese beiden Bedürfnisse seiner Kranken, die er mit liebendem Blick bald erkannte, veranlaßten ihn dazu, seine Kranken familienhaft in vielen einzelnen Häusern zu gruppieren und eine Reihe von Arbeitsbetrieben in seiner Anstalt einzurichten. So ermöglichte er, daß jedem nach Maßgabe seiner Kraft ein bescheidenes Arbeitsfeld zugewiesen wurde. Natürlich folgte aus dieser Gestaltung des Anstaltslebens die Notwendigkeit der Vergrößerung der Anstalt. Pastor v. Bodelschwinghs Urteil

geht dahin, daß eine Anstalt für Epileptische nicht gut weniger als 500 Pfleglinge haben darf, wenn in ihr den verschiedenartigen Bedürfnissen



Gesamtansicht der Bodelschwingh'schen Anstalten.

der Kranken genügend Rechnung getragen werden soll. Nachdem er diese Erfahrungen und Einrichtungen erprobt hatte, ist er zum beredten Vertreter dieser Anschauungen geworden; so ist im wesent=

lichen seinem Einfluß die Begründung einer Reihe größerer Anstalten für Epileptische zu danken. Im ganzen haben wir jetzt neun Privatanstalten für Epileptische im evangelischen Deutschland. Neben ihnen giebt es eine Reihe von Provinzial- und Staatsanstalten, da seit dem Jahre 1891 in Preußen die Fürsorge für die unbemittelten Epileptischen eine Pflicht der öffentlichen Armenpflege geworden ist.

Das Leiden der Epileptischen ist besonders schwierig dadurch, daß es, obwohl zunächst Nervenleiden, allmählich mehr und mehr zur geistigen Erkrankung, zur Idiotie, oder zum frühen Hinsiechen führt. Die epileptischen Krämpfe kommen zuerst vielleicht nur selten oder bei Nacht. Allmählich werden sie häufiger und schwächen Nerven und Geistesvermögen immer mehr. Dadurch wird jeder Epileptiker für Ausübung eines Berufes im Weltleben völlig unbrauchbar. Zuerst sucht er wohl seine Anfälle zu verbergen; er beobachtet mißtrauisch seine Umgebung, ob sie auch etwas davon merkt. Allmählich drückt ihn das Leiden innerlich so, daß er an Niedergeschlagenheit und stetiger Trübung des Gemütslebens zu leiden beginnt. Man versucht dann allerlei Heilmittel, zum Teil thörichte, zum Teil unsittliche, ohne daß dadurch irgendwelche Hilfe erzielt wird. Das einzige, einigermaßen bewährte Mittel ist das Bromkali, das wenigstens die Anfälle mildert und hin und wieder auch ganz aufhält. Doch ist eine eigentliche Heilung der Epilepsie selbst da, wo der Organismus noch kräftig genug ist und der Heilversuch in der Anstalt frühzeitig aufgenommen und geschickt durchgeführt wird, doch nur bei 7—8 % dieser unglücklichen Kranken erfolgreich, deren es in Deutschland wohl 67 000 giebt. Für alle diese Kranken, die sich in Familie und Gesellschaft so unbehaglich fühlen, ist die Unterbringung in der Anstalt wie eine Erlösung von einer schweren Last, wenn anders die Anstaltspflege in den geeigneten Händen ruht, d. h. von Menschen geübt wird, die Barmherzigkeit kennen und üben. Und letzteres ist samt einer herzlichen Seelenpflege um so nötiger, als häufig die Epilepsie nicht ohne Selbstverschulden des Patienten eingetreten ist. Darum muß man geistliche Leitung für die Epileptischenanstalt wünschen. Eine solche kann aber um so leichter zugestanden werden, als die ärztliche Behandlung bei

den Epileptikern nur wenig vermag. Meist muß sie sich damit begnügen, dafür Sorge zu tragen, daß die körperlichen Funktionen in Ordnung bleiben und eine vernünftige Körperpflege an den Kranken nach jeder Richtung hin angewendet wird. So haben denn auch die Aerzte in Bodelschwinghs Anstalten erklärt, daß die geistliche Leitung der Anstalt ihr Wirken in keiner Weise beeinträchtige.

Was den Epileptikern die Anstalt zumeist lieb macht, ist das, daß er hier nicht mehr als ein seltsamer Mensch betrachtet wird, der mit einem abstoßenden Leiden behaftet ist. Er sieht sich hier von Leidensgenossen umgeben, die mit ihm in gleicher Weise tragen, was Gott ihnen auferlegt hat. Alle stehen unter dem gleichen Druck, helfen einander im Krampfanfall, trösten einander über ihr Leid und freuen sich, daß sie in der Werkstatt oder in dem Garten, in dem sie arbeiten, doch noch die ihnen gebliebene Kraft täglich anwenden können, sodaß sie nicht ganz unnütze Glieder am Leibe der Menschheit sein müssen. Dazu macht die reichliche Darbietung des himmlischen Trostes die Herzen der Kranken allmählich immer freier und froher, bis sie in Geduld und Hoffnung des Endes und der Stunde ihrer Erlösung harren lernen. Freilich ist eine große Pflegeschar nötig, um einer großen Schar von Epileptischen zu dienen. Je nach dem Grade der Krankheit muß man auf 4—6 Epileptische einen Pfleger rechnen. Und so schwer ist die Pflege namentlich in den vorgerückten Stadien der Epilepsie, daß man in ausreichender Weise den Dienst an den Kranken nicht leisten wird, wenn man nicht Pfleger gewinnt, die, aus der Liebe zu Christo getrieben, den Dienst als einen Liebesdienst thun.

Die größten Anstalten für Epileptische sind gegenwärtig Bethel bei Bielefeld mit rund 1500 Kranken, Karlshof bei Rastenburg in Ostpreußen und Stetten im Remsthal in Württemberg, wo man zuerst in Deutschland (seit 1866) mit der Pflege der Epileptischen als einem besonderen Arbeitsgebiet begann, während man in Bielefeld (1867) zuerst Anstaltspflege und Schulunterricht nur für epileptische Kinder eröffnete.

Die Blindenpflege.

Ist auch die Heimstätte der Blinden vorzugsweise der Orient, so daß die Thätigkeit des Herrn oftmals Blindenheilung war, so

ist doch auch in Deutschland die Blindheit ein häufig genug vorkommendes Leiden. Zwar werden wohl fast alle Kinder mit gesunden Augen geboren; aber häufig tritt bei Neugeborenen eine Augenentzündung ein, die bei richtigem Verfahren ebenso leicht überwunden, wie bei verkehrtem Verfahren unheilvoll wird und zur Erblindung führt. Auch andere Augenkrankheiten im Gefolge von Masern und Scharlach sind häufig die Ursache von Erblindung, so daß wir in Deutschland immer noch 37 000 Blinde zählen, obwohl die Blindheit allmählich ein wenig zurückgeht. Wäre man noch sorglicher in der Behandlung der Augenkrankheiten, so dürfte die Zahl sich etwa auf 20 000 reduzieren lassen.

Die Blindenfürsorge wurde von zwei Männern ziemlich gleichzeitig aufgenommen: von dem Deutsch-Oesterreicher J. W. Klein (1765—1848) und dem Franzosen Valentin Hauy (1756 bis 1822). Eine Anzahl auffallend gekleideter, auf der Straße musizierender Blinden veranlaßte Hauy, sich sorgfältig mit der Blindenfürsorge zu beschäftigen. Es gelang ihm, Blinde durch Anwendung erhabener Schriftzeichen lesen zu lehren. Seine Lehrerfolge führte er verschiedenen fürstlichen Personen vor; infolgedessen ward durch Friedrich Wilhelm III. von Preußen im Jahre 1806 die erste Blindenanstalt in Berlin gegründet. Seitdem hat sich Unterrichtsmethode und Blindenpflege stetig weiter entwickelt, z. B. existieren in Deutschland 32 Hauptanstalten und 7 Versorgungsanstalten für Blinde. Die meisten von ihnen sind Provinzial- oder Staatsanstalten, nur einige werden noch durch freie Wohlthätigkeit erhalten. In den Anstalten befinden sich etwa 2000 Blinde.

Es kommt bei der Blindenpflege darauf an, den mangelnden Gesichtssinn durch den Gehörsinn und das Tastgefühl nach Möglichkeit zu ersetzen. Im übrigen bleiben für die Unterweisung ziemlich dieselben Unterrichtsziele geltend wie für die sehenden Kinder. Durch die reichliche Uebung des Gehörs wird meist in den Blinden besondere Freude am Gesang erzielt, ohne daß man von einer hervorragenden Befähigung der Blinden für Musik, wie dies oft geschieht, sprechen dürfte. Musikalische Ausbildung sollte man nur denjenigen Blinden zukommen lassen, welche ganz außerordentliche Befähigung dafür haben, da man sonst nichts als musizierende,

blinde Bettler heranbildet. Der Leseunterricht der Blinden geschieht unter Anwendung erhabener Schriftzeichen, und zwar der erhabenen lateinischen Lettern, die in starkes Papier gepreßt sind und mit dem Finger erkannt und gelesen werden. Da aber für den Tastsinn Punkte besser erkennbar sind als die Striche der Buchstaben, so haben der Engländer M o o n und der Franzose B r a i l l e besondere Schriftzeichen erfunden. Die Brailleische Punktschrift ist jetzt besonders im Gebrauch. Ganze Bücher aus unserer Litteratur, auch die meisten Teile der Bibel, sind in sie übertragen und bilden diese Schriften auch infolge der Anwendung des starken Papiers und des großen Druckes ganze Folianten, so ist doch auch für den Lesestoff der Blinden reichlich gesorgt. Privatpersonen sind es zumeist, welche Schätze unserer Litteratur in die Blindenschrift übertragen. Blinde drucken dann in Blindenschrift ein Exemplar ums andere für ihre blinden Genossen nach der zuerst von Sehenden geschaffenen Vorlage. Geographie wird mit erhaben geprägten Karten, Naturbeschreibung unter Anwendung von Modellen, Geometrie und Mathematik unter Anwendung einer mit Einschnitten versehenen runden Scheibe gelehrt, auf welcher man mittels eines Bindfadens allerlei Muster legen kann. Alle übrigen Fächer, welche nur durch das Wort mitgeteilt werden, wie Religion und Geschichte, sind leicht zu lehren. So staunt der Laie, wenn er eine Blindenanstalt besucht, meist über die in die Augen fallenden Resultate des Unterrichts.

Die Blindenanstalt ist aber nicht nur Blindenschule, sie ist auch Blindenbildungsanstalt, d. h. sie vereinigt Handfertigkeitsunterricht und Einführung ins Handwerk mit der theoretischen Unterweisung. Die Handwerke der Blinden sind in erster Linie Seilerei, Korbmacherei, Bürstenbinderei, Matten- und Stuhlflechterei, Stricken und ähnliche weibliche Handarbeiten. Bei einigem Geschick kommen die Blinden so weit, daß sie mit ihrer Hände Arbeit ihr täglich Brot verdienen können. Nur vermögen sie nicht, für ihr Arbeitsprodukt selbst Absatz zu schaffen, deshalb vermittelt entweder die Anstalt den Absatz dieser Produkte ihrer ehemaligen Pfleglinge oder Zöglinge, oder man begründet ein Geschäft, das den Blinden das Rohmaterial zum Einkaufspreis liefert und die Erzeugnisse ihrer

Arbeit an das Publikum bringt. Weibliche Blinde bleiben am besten unverheiratet und wohnen am besten im Internat.

Leider besteht auch in Deutschland für die Blinden noch kein Schulzwang wie in Norwegen seit 1881. Ist er erst eingeführt und damit auch die Einführung jedes Blinden in ein Erwerb schaffendes Handwerk, so wird der Bettelei der Blinden nach dem Willen des Herrn ein Ende geschaffen sein.

Die Pflege der Taubstummen.

Wenn Wichern einmal in seiner Denkschrift gesagt hat, daß die innere Mission sich nur als Dienerin weiß, die nach geleistetem Dienst vom Schauplatz ihrer Arbeit zurücktritt, so kann das auch in gewissem Sinne von der Pflege der Taubstummen gelten. Dieselbe ist gegenwärtig fast ganz und gar seitens der Provinzialverwaltungen bezw. einzelner Staaten übernommen. Von den 95 Anstalten für Taubstumme sind nur noch 13 evangelische Privatanstalten. Die Taubstummheit ist zumeist angeboren, wird aber auch durch Masern, Scharlach u. s. w. hervorgerufen. Immer ist das Stummsein eine Folge der Taubheit. Im ganzen giebt es in Deutschland ca. 40000 Taubstumme. Die Fürsorge für dieselben begann im Anfange des verflossenen Jahrhunderts. Zwei Männer haben sich um die Pflege der Taubstummen besonders verdient gemacht. Der erste war Charles de l'Epée, ein Geistlicher in Paris. Er ersann eine Gebärdensprache an Stelle der Lautsprache. Mit großem Eifer trat er für die Verbreitung seines Systems der Taubstummenunterweisung ein, so daß es in kurzer Zeit überall heimisch wurde. Trotzdem hat dieses System jetzt fast überall dem deutschen System Samuel Heinickes (1729—1790) weichen müssen. Samuel Heinicke war in Eppendorf bei Hamburg Lehrer und später Vorsteher der Taubstummenanstalt in Leipzig. Er forderte auch von dem Taubstummen Erlernung unserer Lautsprache. Und das that er mit Recht; sind doch auch bei den Taubstummen die Sprachorgane völlig gesund, nur daß er die Uebung derselben nicht mittels des Ohres, sondern mittels des Auges und des Gefühles von dem Lehrer lernen muß. Durch genaue Darstellungen der verschiedenen Stellungen von Zunge,

Lippen u. s. w. beim Sprechen lernt das taubstumme Kind die Lautsprache der Gesunden wenn auch mühevoll so doch sicher, und ebenso lernt es, dem Gesunden die Lautsprache von den Lippen ablesen und sie verstehen. Auf diese Weise kommt der Taubstumme, der in einer Taubstummenanstalt den Unterrichtskursus vollständig absolviert hat, in die Lage, mit jedem Gesunden im Gespräch verkehren zu können.

Leider ist noch nicht in allen deutschen Staaten der Schulzwang für jedes taubstumme Kind eingeführt; derselbe existiert erst in Hannover, Schleswig-Holstein, Oldenburg, Anhalt und einigen thüringischen Staaten. Die Ausbildung der Taubstummen erfolgt zum Teil in Internaten, was gewiß für die Charakterbildung der Kinder, die leicht zu Mißtrauen neigen, von Wichtigkeit ist, zum Teil in Externaten, in Taubstummenschulen. Im ganzen giebt es im deutschen Reiche gegenwärtig 95 derartige Anstalten mit 717 Lehrkräften und 6570 Schülern, von den 59 mit 406 Lehrern und 3722 Schülern als rein evangelisch zu bezeichnen sind. (1899). Sehr wichtig ist, daß nach der Entlassung des Taubstummen aus der Schule derjenige Beruf gewählt wird, in dem der Taubstumme ohne große Schwierigkeiten sein Fortkommen findet; sodann, daß dem Taubstummen Gelegenheit gegeben wird, sich die einmal gewonnene geistige Schulung zu erhalten. Ein wichtiges Mittel dazu ist, daß auch seitens der Kirche regelmäßige Taubstummengottesdienste veranstaltet werden. Solches muß nicht nur in wenigen Hauptstädten, sondern auch an einer größeren Zahl von Verkehrscentren in regelmäßigen Zwischenräumen geschehen, damit die Zahl der Zuhörer nicht zu groß wird. Nur so kann der mit dem Taubstummengottesdienst betraute Geistliche mit seinen Zuhörern in persönlichen Verkehr treten und zwischen den Leidensgenossen auch ein Band gegenseitigen Vertrauens knüpfen. Sehr wichtig ist, daß auch die Taubstummen durch geeignete Lektüre im Besitz ihrer geistigen Fähigkeiten erhalten werden. Dazu helfen mehrere Taubstummenblätter, welche in einer für Taubstumme leicht verständlichen schlichten Darstellungsweise geschrieben sind und diesen Leidenden in besonderer Weise dienen, z. B. die Blätter für Taubstumme von Hirzel in Gmünd (seit 1853), der Taubstummenfreund von Fürstenberg in Berlin (seit 1872).

Die Pflege der Verkrüppelten.

Verkrüppelt nennt man denjenigen, der sei es von Geburt, sei es durch Verstümmelung oder Verletzung eines Gliedes entbehrt oder in dessen Gebrauch völlig behindert ist. Die Zahl der Verkrüppelten ist für Deutschland noch nicht sicher festgestellt. In Schlesien hat man 2321 verkrüppelte Kinder unter vier-



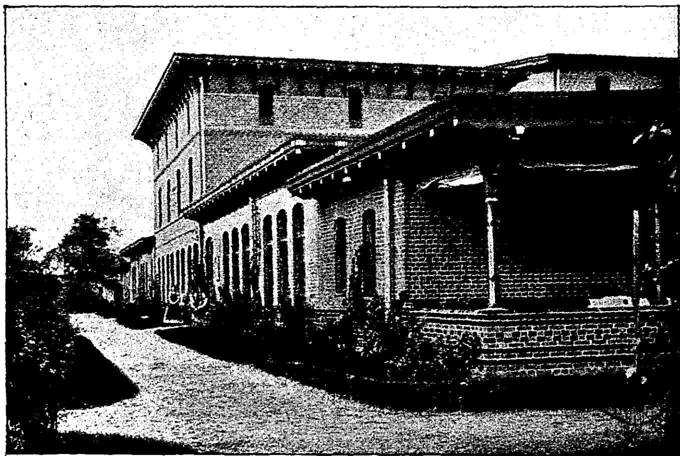
Verkrüppelte Kinder.

zehn Jahren gezählt, in Schleswig-Holstein 1295. Professor Dr. Hoffa in Würzburg hat angenommen, daß für Deutschland 500000 Verkrüppelte zu rechnen seien. Rein finanziell betrachtet, würde das eine Einbuße von täglich einer Million Mark an Arbeitskraft bedeuten. Wie ernst ergiebt sich schon daraus die Aufgabe, sich dieser Unglücklichen rechtzeitig und nach besten Kräften anzunehmen. Trotzdem hat erst im Jahre 1832 der Katholik Johann Nepomuk von Kurz eine Anstalt für Verkrüppelte gegründet, die,

zur Ehre der bayerischen Regierung sei es gesagt, seit 1877 staatlich geworden ist und den Namen „Königliche Centralanstalt zur Erziehung und Bildung krüppelhafter Kinder" führt. Gustav Werner hat in seinem Bruderhaus in Reutlingen schon seit 1881 Verkrüppelte aufgenommen und in seinem Kartonnagegeschäft verwendet. Endlich hat der Samariterverein in Stuttgart das Krüppelhaus Stammheim errichtet.

Der Hauptförderer der Fürsorge für die Krüppel ist der Pastor Hans Nielsen Knudsen (1813—1886) in Kopenhagen geworden. Eines Schiffers Sohn, absolvierte er in jungen Jahren das Studium der Theologie und wurde dann als Prediger nach dem dänischen Trankebar in Indien gesandt. Da er das heiße Klima nicht vertrug, kehrte er in seine Heimat zurück; und der Mann der Heidenmission wurde nun ein Führer auf dem Arbeitsfeld der Inneren Mission. Es sind ja auch beide Arbeitszweige nur Zweige eines Stammes. Er wurde zuerst Leiter des Diakonissenhauses in Kopenhagen; und als er dort sein Tagewerk vollendet hatte, legte ihm Gott die neue Arbeit, die Fürsorge für die Verkrüppelten, auf. Er sah eines Tages ein Kind sich mühsam an schwacher Krücke fortschleppen, und als er in das geängstigte Gesicht der Kleinen geblickt hatte, wurde er den Gedanken nicht los: Wie mag es erst in der Seele dieses Kindes aussehen? Er hatte keine Ruhe mehr, er besprach sich mit einem ihm befreundeten Arzt und begründete einen Verein zur Fürsorge für gelähmte und verkrüppelte Kinder. Aerztliche Sprechstunden für Verkrüppelte wurden eingerichtet und stark besucht. Bald erkannten die Aerzte, daß mit bloßem Rat und Darbietung von mechanischen Hilfsmitteln nicht genug gethan sei. Man gründete ein Krüppelheim. Die Diakonissen, die einst Knudsen geleitet hatte, übernahmen nun den Dienst an den Verkrüppelten. So stark war der Zudrang zu Pastor Knudsens Anstalt, daß er in den Jahren von 1872—1900 zusammen 7569 Erwachsene und Kinder aufgenommen hat. Das Gerücht von seiner wirksamen Hilfe verbreitete sich auch in Norddeutschland, und so kam endlich die Zeit, daß man auch hier Hand ans Werk legte. Zuerst wurden verkrüppelte Kinder der Stadt Berlin im Oberlinhause in Nowawes in Pflege genommen; dort ward die erste Krüppelanstalt durch Pastor

Hoppe errichtet. Jetzt wurden auch die anderen Provinzen auf den Notstand aufmerksam, und die Freunde der Inneren Mission eilten, in jeder Provinz eine derartige Anstalt zu begründen. Heute haben wir zwanzig Krüppelanstalten, nur fehlt es leider noch an einer Verpflichtung der Provinzialverwaltung, die für die Pflege der Verkrüppelten erforderlichen Geldmittel darzureichen, so daß fast alles, was zur Pflege der Verkrüppelten geschieht, seitens der christlichen Liebesthätigkeit geschehen muß, wofern nicht etwa die Armenverwaltung hie und da freiwillig einen Teil der Pflegekosten auf



Krüppelhaus Nowawes.

sich nimmt. Aber es ist zu hoffen, daß die Lage sich bessert; die Erfolge, welche die Krüppelpflege erzielte, sprechen zu sehr dafür. Leisteten doch allein die Werkstätten des Kopenhagener Krüppelheims im Jahr 1899 Arbeit im Werte von 58969 Kronen. Freilich, die Arbeit des Dienstes an den Verkrüppelten erfordert unsägliche Geduld, viel Personal und stete ärztliche Hilfe, sie ist gleichzeitig Heilungsarbeit, Erziehungsarbeit und Schularbeit. Aber man staunt über das, was erreicht wird. Ein kleiner Teil der Kinder wird durch chirurgische Operationen, die dann freilich meist im Krankenhause ausgeführt werden, wieder zurecht gebracht. Der größere Teil wird durch unermüdete Anleitung und Uebung, teils im medico-

mechanischen Institut der Anstalt, teils im Unterricht, allmählich fähig gemacht, die ihm gebliebenen Glieder mit großer Geschicklichkeit zu gebrauchen. Da sieht man ein Kind mit dem Munde schreiben, das andere mit der linken Hand geschickt zeichnen, noch wieder ein anderes mit einer Hand und unter Hilfe einer Maschine stricken. Können die Konfirmierten noch nicht bei einem Meister untergebracht werden, so bleiben sie im Handwerkerhause der Krüppelanstalt und lernen dort noch ein leichteres Handwerk. So kommen viele von ihnen, ja die meisten, zu der Freude, daß auch sie im Leben noch etwas nützen können, und zu dem stillen Warten, daß einst auch ihr schwacher Leib in der himmlischen Herrlichkeit „frisch und herrlich" gehen wird.

Die Idiotenpflege.

Trauriger als der Zustand des Blinden, Taubstummen und Verkrüppelten ist das Leiden des Idioten oder Schwachsinnigen. Idiot heißt so viel als alleinstehend; der Idiot vermag sich nie ganz in das geordnete Gemeinschaftsleben der Menschen zu fügen. Idiotie ist nie völlig heilbar. Doch giebt es verschiedene Stufen derselben, deren erste man Schwachsinn, deren höhere man Blödsinn nennt. Die abschreckendste ist der Kretinismus. Man versteht darunter diejenige Krankheitsform, welche zugleich äußere Mißgestaltung des Kranken zeigt. Solche Mißgestaltung kann irgendwelche körperliche Verkrümmung sein, sie ist häufig der Kleinkopf oder der Großkopf (Mikrokephalen). Andere Stufen der Idiotie sind Stumpfsinn, Ruhelosigkeit, Erregung. Mancher Gesunde ist bei einem Gange durch die Idiotenanstalt innerlich bis zur Uebelkeit ergriffen worden; so traurig sind die Erscheinungsformen der Idiotie.

Als Dr. Guggenbühl (1816—1863) einen Kretin vor einem Kruzifix beten sah, war das für ihn der Anstoß, sich dieser Unglücklichen anzunehmen. Er gründete eine Anstalt auf dem Abendberg bei Interlaken. Viele staunten über seine Erfolge und unterstützten ihn reichlich. Aber bald zeigte sich, was man nunmehr weiß, daß Idiotie kein heilbares Leiden sei. Er mußte später seine Anstalt aufgeben. Nachdem ziemlich gleichzeitig Dr. Séguin in Paris in seiner Kretinenschule in Paris nachgewiesen hatte, daß es sich na-

mentlich bei der Blödenpflege um erziehliche Einflüsse, nicht um medizinische Heilung handelt, wurde Pastor Julius Disselhoff in Kaiserswerth zum Herold der Idiotenfürsorge. Er hat in seiner Schrift über die Lage der Kretinen, Blödsinnigen und Idioten (1857) das allgemeine Interesse der deutschen Christen auf die Not dieser Unglücklichen gelenkt. Eine Reihe von Anstalten wurde begründet, so daß wir jetzt in Deutschland 46 Idiotenanstalten zählen, die zum



Idiotenanstalt Scheuren.

größten Teile noch jetzt Anstalten der Inneren Mission sind und von Liebesgaben unterhalten werden. Diesem Zustande entspricht es, daß gegen die Forderung des Vereins deutscher Irrenärzte, es solle die Leitung der Idiotenanstalten eine ausschließlich ärztliche sein, die Vorsteher der bestehenden Anstalten erklärt haben, daß Lehrer, Geistliche und Aerzte in gleicher Weise zur Leitung von Idiotenanstalten befähigt sind.

Leider giebt es noch keine Bestimmung über die Schulpflicht der Idioten, und doch ist es durchaus nötig, daß sie in Anstalten erzogen oder wenigstens gepflegt werden. Freilich, bei einem Teil

der Idioten muß man es bei der Pflege bewenden lassen. Sie sind durchaus nicht mehr bildungsfähig; und es ist keine leichte Aufgabe für den Pfleger, auch ihnen gegenüber die Pflichten des Pflegers nicht handwerksmäßig sondern mit ganzem Herzen zu erfüllen. Nicht viel leichter ist der Unterricht der Schwachsinnigen, bei denen mit großer Geduld, strenger Beobachtung der Methode, langsamem Fortschritt und unermüdlichem Wiederholen die einfachsten Dinge, die Namen der Farben, die Figuren und Körperformen, die Zahlen und dergleichen gelehrt werden müssen. Schwierig ist auch die Erziehung, die namentlich auf Erzielung fester Gewohnheiten und Ablegung übler Gewohnheiten hinwirken muß, und bei der großen Willensschwäche der Idioten ein hohes Maß von Geduld erforderlich macht. Gern hat man, um die geistige Entwicklung der idiotischen Kinder zu befördern, die kleinen idiotischen Kinder mit einer Schar gesunder Kinder zur Kleinkinderschule vereinigt. Die gegenseitige Berührung gesunder und kranker Kinder hat dann immer sehr anregend auf die Kranken gewirkt. Die letzte Pflicht dem Idioten gegenüber bleibt die Erziehung zur Thätigkeit. Von allen Arbeiten ist die Beschäftigung in Land und Garten und allerlei Hausarbeit die geeignetste. Völlig selbständig wird in derartiger Thätigkeit nur selten ein Idiot; doch lernt er wohl unter fester Leitung seine Pflicht erträglich erfüllen, und mancher Idiot konnte nach Jahr und Tag in seine Familie zurückgegeben werden, um in ihr als ein zum Wohl des Ganzen mitwirkendes Glied zu leben, freilich auch da noch eine stete Geduldsprobe für die Umgebung.

Doch auch der Idiot hat seine Gabe. Sein Gemüt ist besonders aufgeschlossen. Sehr liebt er den Gesang; er freut sich gern, und auch der erwachsene Idiot freut sich wie ein Kind. Für Liebeszeichen ist er leicht empfänglich; sein Herz ist aufgeschlossen für das Göttliche. Eine biblische Geschichte ist des Idioten ganze Freude. So bleibt auch da, wo viel Nacht ist, noch helles Licht und ermuntert zur Pflege dieser Unglücklichen.

Die Irrenpflege.

Wenn das richtig ist, was einer der ersten deutschen Irrenärzte, Dr. Scholz in Bremen, gesagt hat, daß in der Irrenpflege „an die

Stelle der mechanischen Mittel lebendige menschliche Kraft, nicht Muskelkraft, sondern die seelische Kräfte aufopfernde Liebe, Hingebung, Umsicht und Geistesgegenwart treten müssen," so ist die Irrenpflege im hervorragenden Umfange Aufgabe der Inneren Mission, die solche Pfleger zu stellen vermag, wie sie hier verlangt werden. Es ist ja in der Irrenpflege im verflossenen Jahrhundert ein bedeutender Umschwung eingetreten. Hat man früher die Irren wie Gefangene gehalten, an Ketten geschmiedet und mit kalten Douchen bearbeitet, so ist heute dieses System vollständig aufgegeben. Denn seitdem der französische Arzt Pinel im Jahre 1792 den Irren die Ketten abnahm und die englischen Aerzte Gardiner Hill in London und Conolly in Hanwell (1838 und 1839) jeden mechanischen Zwang bei der Behandlung der Irren aufgegeben haben (No-Restraint-System) ist man zu einer zweckmäßigen Pflege der Irren gekommen. Man weiß jetzt, daß der Irre nichts ist als ein Nerven- und Gehirnkranker, der, wie so viele andere Kranke, geheilt werden kann, auch wenn im Augenblick sein Zustand als ein überaus trauriger erscheint. Es gilt nur, daß er in eine Umgebung gebracht wird, die auf der einen Seite seiner früheren Umgebung nach Möglichkeit entspricht, auf der anderen Seite alle Unruhe und Aufregung von ihm fernhält, so daß Nerven und Gehirn wieder gesunden können. Je früher das geschieht, um so besser für den Kranken; ja es ist gesagt worden, daß etwa 50 % der Irren heilbar sind, wenn die Unterbringung derselben in einer Anstalt zeitig genug erfolgt.

Besonderer Heilmittel für den Irren bedarf es nicht. Ruhe, gesunde Körperpflege, regelmäßige Beachtung der etwaigen Vorschriften des Arztes sind die Hauptheilmittel. Ein Eingehen auf etwaige Wahnvorstellungen wird ebenso vermieden, wie die direkte Bekämpfung derselben, weil sie nur Krankheitserscheinungen sind, während die Krankheit selbst in Gehirn und Nerven ihren Sitz hat. Daraus ergiebt sich, daß alles daran liegt, daß der Irrenpfleger eine Persönlichkeit ist, die mit liebevollem Takt und ruhiger Gewissenhaftigkeit ihre Pflicht an den Kranken erfüllt, ohne sich durch seine Unruhe, Reizbarkeit und Klagen irgendwie beirren zu lassen. Die Hauptform der Krankheit ist zuerst Hypochondrie, eine dauernde Gemütsverstimmung, die, wenn sie die Folge starken körperlichen

Krankheitsgefühles ist, häufig mit Verdauungsstörungen zusammenhängt und sich in peinigenden Sorgen um den eigenen Gesundheitszustand äußert. Sodann die Melancholie; sie besteht in einer tiefgehenden Verstimmung und in dauerndem Angstgefühl, bei welcher Wahnvorstellungen traurigen Inhalts, ja häufig auch Sinnestäuschungen schwer niederdrückenden Charakters sich einstellen. Der religiöse Wahnsinn ist meist eine Form der Melancholie; sie ist nicht das Zeugnis übertriebener Frömmigkeit, sondern gerade bei solchen häufig, die sich durch besondere Frömmigkeit nicht auszeichneten.

Weiter giebt es verschiedene Formen der Manie (Tollheit), die in einer Ueberspannung der Willensregungen und Uebertreibung des Selbstvertrauens sich zeigt. Sie kann sich selbst zur Tobsucht steigern oder zum Größenwahnsinn ausarten. Verrücktheit und Blödsinn sind mehr Folgekrankheiten, die entweder infolge von ehemaliger Melancholie oder Manie eintreten und eine allmähliche Abstumpfung aller geistigen Kräfte an den Tag legen. Der Kranke spricht nur in zusammenhanglosen Sätzen, ist nicht mehr imstande, einen Gedanken festzuhalten, wird immer unfähiger, auch die einfachste Handlung auszuführen, sein Geistesleben verliert immer mehr das Organ für jede gesunde Bethätigung.

Der Streit, ob die Irrenpflege Aufgabe des Arztes oder der Kirche ist, ist nach allem Gesagten ein müßiger. Der Irre bedarf der geistlichen Versorgung ebenso wie jeder andere Kranke, und auf manche Formen der Kranken wird der seelsorgerliche Einfluß als ein tröstender und beruhigender besonders günstig wirken. Selbstverständlich aber ist, daß der Kranke als solcher der ärztlichen Behandlung bedarf; und auch für den Seelsorger ist zu wünschen, daß er jahrelang, wenn möglich lebenslang, seinen Beruf ausübt, um gründlich mit den ihm anvertrauten Krankheitsformen bekannt zu sein.

Eine wichtige Aufgabe für die Innere Mission aber dürfte es sein, Familien ausfindig zu machen, die bereit sind, in der Heilung begriffene Irren, oder solche Irre, deren Heilung nicht zu erwarten ist, die aber einer dauernden Anstaltspflege nicht bedürfen, bei sich aufzunehmen. Wie in der belgischen Heide eine Irrenkolonie besteht, wo große Scharen von Irren in Familien ohne Schaden

für ihre Umgebung leben, wie man in Fitz-James bei Clermont Ackerbaukolonien für Geisteskranke eingerichtet hat, so dürfte sich in der Nähe der meisten Irrenanstalten eine derartige Unterbringung von Kranken nicht nur vom finanziellen Gesichtspunkte aus sehr empfehlen. Es gehört dazu ein thatkräftiges Zusammenwirken von Irrenärzten und Vereinen für Innere Mission. Noch ist in Deutschland dieses Gebiet fast unangebaut; nur die beiden Irrenanstalten Uchtspringe in der Altmark und Ilten bei Hannover haben eine einigermaßen nennenswerte Familienpflege eingerichtet.

Die Kinderheilstätten und die Ferienkolonien.

Eine große Zahl der in der Stadt aufwachsenden Kinder leidet schon in den ersten Kinderjahren infolge ungesunder Luft und mangelhafter Ernährung an seinem Körper Schaden. Solchen Kindern kann aber häufig rasch und wirksam geholfen werden, wenn sie nur für eine längere Frist einmal der ungesunden Umgebung entnommen werden und durchgreifende Körperpflege erfahren. Die Hauptmittel für derartige Körperpflege sind auf der einen Seite die Soole und das Seebad, auf der anderen Seite reichliche Bewegung in frischer, gesunder Luft und kräftige Nahrung.

„Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und der Wahrheit," so steht auf dem Grabstein des Mannes geschrieben, der den ersten der beiden Wege eingeschlagen hat, um kränklichen Kindern zu helfen. Es ist Medizinalrat Dr. August Hermann Werner, den seine Eltern nicht umsonst nach dem großen Halle'schen Waisenvater genannt haben. Er hat schon im Jahre 1834 gefragt: „Sollten wir nicht auch eine Heilanstalt für arme Kinder haben?" und es dann zu seiner Lebensaufgabe gemacht, den Kindern zu helfen. Eine Schullehrers Witwe schenkte ihm einmal den ersten Kronenthaler zur Verwirklichung dieser selbstgewählten Aufgabe. Er selbst legte von da an den zehnten Teil seines Einkommens dafür zurück; dann sammelte er im Kreise seiner Freunde fleißig weiter. Endlich im Jahre 1836 legte ihm Gott die Not vor die Thür. Ein an einem hartnäckigen Fußübel leidendes Kind gab Werner in Familienpflege; und damit

war der Anfang zur Kinderheilanstalt gemacht. Schon im Jahre 1854 schuf er eine Heilstätte für kranke Kinder in Wildbad, und im Jahre 1862 das Haus Bethesda für skrophelkranke Kinder im Soolbad Jagstfeld in Württemberg. Nach dem Vorbild dieser Anstalt wurden andere begründet. Im Jahre 1895 gab es bereits etwa 30 Kinderheilstätten in Soolbädern, die größtenteils von Diakonissen geleitet wurden. Oeynhausen, Soden, Kösen, Elmen weisen solche



Medizinalrat Dr. August Hermann Werner.

Kinderheilstätten auf. In ihnen haben bisher schon mehr als 100000 kranke Kinder Aufnahme gefunden.

Einen weiteren Schritt auf diesem Wege that Geheimrat Dr. Benecke aus Marburg. Er erkannte, daß Seeluft und Seebäder zur Bekämpfung skrophulöser Leiden ganz besonders kräftig wirken. Nach langem Mühen gelang es ihm, im Jahre 1881 einen „Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Küsten" ins Leben zu rufen, der bereits bis 1895 in zehn Seebädern die Begründung von Heilstätten für Kinder angeregt hat. Schon bis 1895 haben mehr als 20000 Kinder Pflege und Heilung an der See gefunden. Auch hier liegt die Pflege in der Hand von Diakonissen

oder freien Schwestern. Die Kur wird unter ärztlicher Leitung vollzogen, und währt 4—6 Wochen. Glückliche Stunden sind's, wenn die Kinder gesund und frisch aus der Heilanstalt ins Elternhaus heimkehren, nachdem alle Zartheit und Schwachheit durch das stärkende Mittel der Seeluft und des Seewassers gründlich überwunden ist.

Pfarrer Bion in Zürich ist es gewesen, der zuerst 68 Züricher Kinder unter Leitung einiger Lehrer und Lehrerinnen in der Ferienzeit in die Schweizer Berge sandte, damit sie sich dort von Großstadtluft und Großstadtnot erholten. Aehnlich verfuhr der Hamburger Schulverein, der sieben Kinder zuerst in der Ferienzeit bei Bauernfamilien auf dem Lande unterbrachte. Damit waren gleich zwei Wege für Ausführung der Ferienkolonie gegeben, das Koloniesystem und die Familienpflege. Beide Wege sind oft betreten worden. Immer größer wird mit jedem Jahr die Zahl der Kinder, welche die Ferien auf dem Lande verleben. Schon im Jahre 1881 wurden von dreißig Städten mehr als 3000 Kinder ausgeschickt. Noch in demselben Jahre kam es zu einer Zusammenkunft aller Freunde der Sache unter der Leitung des Staatsministers Falk; die Centralstelle der Vereinigungen für Sommerpflege entstand, deren Sitz nun Berlin W, Steinmetzstr. 16, ist. Durch Vermittlung allein dieser Centralstelle und der ihr verbundenen Vereinigungen konnten von 1876—1895 schon 230730 Stadtkinder einen längeren Landaufenthalt genießen. Natürlich werden die Kinder dafür sorgfältig ausgewählt; Aerzte bezeichnen die schwächsten und der Fürsorge bedürftigsten Kinder; 20—30 Kinder werden zu einer Kolonne zusammengeschlossen und Lehrern oder Lehrerinnen, Diakonissen und sonstigen vertrauenswürdigen Personen übergeben, um dann unter deren Leitung und Pflege köstliche Ferientage in der freien Natur zu verbringen.

Auch die Familienpflege wird fleißig angewandt. Dieser hat sich von den evangelischen Vereinen besonders der Verein Edelweiß in Berlin angenommen, indem er Landherrschaften um Aufnahme von 1—2 Kindern in Familienpflege bittet. Im Königreich Sachsen wird die ganze Arbeit von den Kreisen der Inneren Mission getragen. In den übrigen Landesteilen teilen sich humane Vereine,

Stadtverwaltungen, Vereine der Inneren Mission und selbst Kirchengemeinden, die dann durch ihre Gemeindepflege diesen Dienst thun, in die Arbeit. Da die Mittel für die Uebersiedlung von Kindern auf das Land nicht überall ausreichen, hat man auch einen einfacheren Weg eingeschlagen, den Kindern in der Ferienzeit eine gründliche, körperliche Erholung zu verschaffen. Die Kinder bleiben bei ihren Eltern wohnen, werden aber jeden Morgen oder jeden Nachmittag in großen Scharen mit den modernen Verkehrsmitteln rasch in den Wald oder das freie Land befördert, wo sie bei guter körperlicher Pflege mit Spiel und Bad, Schlafen und Singen die Zeit verbringen, bis der Abend sie wieder zur Stadt zurückführt.

Daß alle diese Fürsorge auch erziehlich große Bedeutung hat, wie sie körperlich gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, liegt auf der Hand. Dem Kinde erschließt sich eine neue Welt in der freien Natur. Es lernt, sei es im fremden Hause, sei es unter großen Scharen von Spielgefährten, sich in fester Ordnung artig benehmen; Leib und Seele erfrischen sich im gesunden Familienleben und kehren mit neuer Kraft und darum mit neuer Fröhlichkeit in das alte Schul- und Hausleben zurück.

Die Pflege der Siechen.

Auf dem ersten Charitastag in Schwäbisch Gmünd sagte der Kapuzinerpater Cyprian: „Von der Wiege bis zur Bahre begleitet die Innere Mission des Protestantismus den Pilger durch das Leben.“ Er hatte recht damit; denn auch der Alten hat die Innere Mission sich angenommen, indem sie die Siechenpflege mit auf ihr Programm schrieb. Das Elend der Alten in Stadt und Land ist oft ein großes. Ihre Kinder sind vielleicht gestorben oder nicht im stande, sich ihrer anzunehmen; sie selbst sind zur Arbeit nicht mehr fähig und durch mancherlei Leiden, Gicht, Rheumatismus, Lähmung und dergleichen schwer geplagt. Mancher Sieche kann jahrelang vom Lager nicht mehr aufstehen, und leicht verlieren die Angehörigen die Geduld gegenüber solch unnützem Glied der Familie. Für solche alte und hinfällige Personen ist das Siechenhaus der

rechte Platz; denn ins Armenhaus gehören die nicht, die nicht mehr arbeiten können, selbst wenn sie wollten. Hier im Siechenhaus finden sie durch die Pflege der Diakonissen ein trauliches Heim. Ihr Elend wird durch die Freundlichkeit derer, die ihnen dienen, ein getröstetes Elend. Freilich ist nötig, daß diejenigen, welche noch zur Arbeit fähig sind, auch mit leichten Handarbeiten, oder sind es Männer, mit Holzzerkleinern oder Gartenarbeiten beschäftigt werden. Denn Müßiggang führt auch bei den Alten noch zu Unzuträglichkeiten; mindestens droht Unverträglichkeit da, wo die Alten, sich ganz selbst überlassen, die Hände in den Schoß legen müssen. Wichtig ist, daß eine regelmäßige geistliche Versorgung der Siechen überall in Kraft ist. Sie bildet die heilsame Korrektur gegen alle Unarten, die bei den Alten sich auch noch einstellen; sie bildet die rechte Vorbereitung für den letzten Weg durch das Todesthal. Erfreulich ist, daß in unseren Tagen infolge der Alters- und Invaliditätsversicherung fast jedem Bejahrten die Möglichkeit gegeben ist, sich mit seiner Rente in einem Siechenhause einen stillen Lebensabend zu bereiten. Daher ist denn auch die Zahl der Siechenhäuser in neuerer Zeit gewachsen. Deren, die eine regelmäßige Versorgung mit dem Worte Gottes haben, gab es 375 im Jahre 1898. Daneben werden einzelne Siechen auch häufig in Gemeindehäusern verpflegt.

Christliche Erholungshäuser und Hospize.

Als die zwölf Jünger von ihrer ersten Aussendung zu dem Herrn zurückkehrten, führte er sie an einen stillen Platz und sprach: „Ruhet ein wenig.“ Das kurze Wort des Herrn zeigt, daß er volles Verständnis für das menschliche Bedürfnis nach Erholung gehabt hat. Freilich wird das Bedürfnis nicht zu allen Zeiten und von allen gleich stark empfunden; aber unser modernes Leben mit seinen starken Ansprüchen an die geistige Regsamkeit der Menschen macht es für den, der in fleißiger Arbeit steht, immer wieder nötig, Erholung zu suchen, wenn anders er mit frischer Kraft arbeiten will. Wird das Erholungsbedürfnis durch unermüdete Arbeit eine Weile betäubt, so tritt leicht ein um so schlimmerer Verfall der Kräfte ein;

Depressionen des Gemütslebens, nervöse Abspannung, wie wir sie heutzutage häufig treffen, zeugen dann davon, daß die Natur auch ihr Recht verlangt. Wohl bietet nun unser Vaterland eine Menge von lieblichen Plätzen, in denen einzelne oder Familien gewünschte Erfrischung in den Bergen oder an der See, im waldigen Revier oder in der Felseinsamkeit suchen und auch finden mögen. Aber nicht allen ist schon damit gedient. Es gehört ja auch zu rechter Erholung mehr, nämlich ein gewisses Maß geistiger Anregung und neuer Vertiefung in Gott, die Quelle alles Lebens und aller Kraft. Denen, die solche Erholung und Befreiung von dem Druck, unter dem sie seufzten, suchten, ist man entgegengekommen, als man die sog. christlichen Erholungshäuser und Hospize begründete. Den Anfang damit machte Pfarrer Blumhardt in Bad Boll im Jahre 1852. Unter dem Einfluß seiner geistesmächtigen Persönlichkeit und in der Stille des ländlichen Aufenthaltes ist manch einer dort innerlich und äußerlich wieder genesen. So kam es, daß man sich mühte, auch in anderen Landesteilen und für alle Stände derartige Erholungsheime zu schaffen. Das Seehospiz auf Amrum, das christliche Kurhospital Siloah in Kolberg und das Ferienheim der Berliner Stadtmission in Wernigerode sind wohl die genanntesten und bekanntesten in unseren Tagen; aber ihre Zahl beläuft sich auf weit über dreißig, zumal jetzt auch jedes größere Diakonissenhaus sich für seine Schwestern ein Erholungsheim zu schaffen sucht und fast jede Provinz bemüht ist, ein Erholungs- und Rekonvalescentenheim für Erholungsbedürftige auch der ärmeren Volksschichten zu schaffen. Der christliche Charakter dieser Anstalten tritt zumeist in der in ihnen üblichen Hausandacht an den Tag, aber er prägt sich auch in dem ganzen Zusammenleben, der Art des Verkehrs und jeder Unterhaltung aus. Ein herzlicher und fröhlicher Verkehr herrscht zwischen den Besuchern des Erholungshauses, und manche, die sich dort kennen lernten, bleiben durch Jahre eng verbunden. Die Leitung der Anstalten liegt bald in den Händen von Diakonissen, bald in den Händen anderer erprobter christlicher Persönlichkeiten. Sehr häufig sorgen die Vorstände der Häuser dafür, daß ein Pastor während der ganzen Saison in dem Hause seinen Aufenthalt nimmt, damit es auch an regelmäßiger Wortdarbietung nicht fehlt.

Die Pflege der im Kriege Verwundeten und der durch Seuche Ergriffenen.

Außerordentliche Notstände sind Krieg und Seuche, auf deren Ueberwindung die Innere Mission auch bedacht sein muß. Schauerliche Berichte lesen wir aus den deutschen Freiheitskriegen; noch acht Tage nach der Schlacht bei Leipzig, wird uns erzählt, hat unter 2000 Kranken und Verwundeten nicht ein einziger ein Hemd, Bett, Bettzeug, Bettstelle oder Strohsack erhalten. Den Anstoß zu einer umfassenden freiwilligen Liebesthätigkeit im Kriege bot der lombardische Krieg im Jahre 1859. George Dunant in Genf hatte damals schreckliche Bilder des Elends auf dem Schlachtfelde geschaut und veröffentlichte seine Eindrücke davon in seiner Schrift: „Erinnerungen an Solferino“. So kam es zum Abschluß der Genfer Konvention am 22. August 1864. Sie bestimmte, daß Verwundete und Kranke, ihre Wohnung und ihr Gerät, das ärztliche und das Helferpersonal als neutral zu gelten habe. Eine Nation nach der anderen trat der Konvention bei; so war die Möglichkeit gegeben, daß die freiwillige Liebesthätigkeit unter der Fahne des roten Kreuzes ihren Siegeszug über die Schlachtfelder hielt.

Den Anfang solcher Liebesarbeit machten auf evangelischer Seite in Deutschland in den letzten Kriegen Brüder und Diakonissen. Katholische barmherzige Schwestern hatten sich ja schon in den Freiheitskriegen bewährt, und angeregt durch ihren Dienst hatte damals der Freiherr v. Stein den Wunsch ausgesprochen, die evangelische Kirche möchte auch barmherzige Schwestern haben. Auf den Schlachtfeldern des Schleswig-Holsteinischen Krieges waren Brüder und Schwestern thätig, Diakonissen neben barmherzigen Schwestern, Brüder des Rauhen Hauses und Diakone aus Duisburg neben dem Sanitätspersonal. Dabei stellte sich eine Vereinigung der verschiedenartigen Kräfte unter einer Spitze als notwendiges Strebensziel heraus. So ward ein Centralkomitee begründet, an dessen Spitze ein kaiserlicher Kommissar und der Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege trat. Er hat die Fühlung zwischen dem Sanitätspersonal und den freien Vereinen herzustellen. Im Kriege im

Jahre 1866 bewährten sich die bis dahin getroffenen Einrichtungen, doch trat schon damals hervor, daß die Organe noch nicht über genug Kräfte verfügten und noch straffer gegliedert werden müßten. So wurden seit 1866 die Vaterländischen Frauenvereine begründet. Seit 1869 wurde das Centralkomitee der deutschen Vereine vom roten Kreuz die Spitze aller weiblichen Liebesübung an Verwundeten. Die Frucht aller dieser Bemühungen ward im Kriege 1870/71 geerntet. Die Genossenschaften beider Konfessionen, die vaterländischen Frauenvereine, allerlei andere Vereine zur Pflege Verwundeter waren unter Leitung des königlichen Kommissars und Militärinspekteurs jeder an seinem Platze zu Gunsten der Verwundeten thätig, aber es ergab sich auch, daß das Personal, das alle diese Vereine in den Dienst stellt, den Forderungen eines modernen Krieges noch nicht zu entsprechen vermag. So sind in neuerer Zeit neue Versuche zur Gewinnung größerer Helferscharen gemacht worden; der eine geht vom Johanniterorden aus (seit 1886), der dienende Schwestern in halbjährlichen Kursen in Diakonissenhäusern bilden läßt; der andere geht vom Centralkomitee der deutschen Vereine vom roten Kreuz aus, das unter Leitung Dr. J. Wicherns die Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege ins Leben rief, welche bisher in ungezählten Kursen rund 1500 freiwillige Krankenpfleger ausgebildet hat und besonders unter der akademischen Jugend eine große Zahl von Mitgliedern zählt.

Diese Organisationen haben auch zu Zeiten von Epidemien und Seuchen eine umfängliche Hilfs- und Pflegethätigkeit entfaltet. So haben Kaiserswerther Diakonissen, Brüder des Rauhen Hauses und Diakonen aus Duisburg den Typhus in Oberschlesien im Jahre 1848 bekämpft. Diakonissen aus Kaiserswerth und Diakonen aus Duisburg haben in den Jahren 1849, 1866/67 und zuletzt 1892 die Cholera an verschiedenen Plätzen Deutschlands bekämpft. Auch bei anderen Typhusepidemien in den Jahren 1868 und 1885 haben sich diese und andere Genossenschaften verdient gemacht. Ansehnlich war auch das Heer der freiwilligen Pfleger, als es sich im Jahre 1892 darum handelte, die Cholera in Hamburg zu bekämpfen. Damals haben mit den genannten Genossenschaften auch Diakonissen

aus Bielefeld, Hamburg und Altona, freie Schwestern vom roten Kreuz und freiwillige Krankenpfleger Schulter an Schulter gestanden.

„Willst du den Frieden, so rüste zum Kriege,“ das alte Sprichwort muß auch für die Bekämpfung aller Kriegsnot und aller Epidemien Anwendung finden. Es darf das Mühen um geordnete und wohlgeschulte Pflegerscharen bei uns nicht aufhören, zumal nach einstimmigem Urteil der Autoritäten jeder künftige Krieg alle bisherigen Kriege an Zahl der Verwundeten nur übertreffen wird.

Fünfter Abschnitt.

Wie bekämpft die Innere Mission die sozialen Notstände?

Je mehr sich in unserer Zeit zwischen den einzelnen Schichten der Bevölkerung eine Kluft herausgebildet hat, um so mehr ist es Aufgabe der evangelischen Kirche, dafür Sorge zu tragen, daß diese Kluft nicht unüberbrückbar wird. Christenliebe muß überall Brücken schlagen und die Gegensätze, die sich durch Berufs- und Standesunterschied sowie durch verschiedenartige Vermögenslage herausbilden, wieder mildern. So ist es gekommen, daß die evangelische Kirche und ihre Innere Mission sich auch mit der sozialen Frage beschäftigt und sich bemüht hat, die einzelnen Unterfragen derselben in zweckmäßiger Weise zu behandeln. Sonntagsfrage, Wohnungsfrage, Geld- und Arbeitsfrage sind die Hauptunterfragen der sozialen Frage, deren Erörterung nicht ruhen darf, deren befriedigende Beantwortung die Bürgschaft für die Wiederherstellung des sozialen Friedens in sich schließt. Aber ebenso wichtig wie die zweckmäßige gesetzliche Regelung dieser Fragen ist es, daß auch dem Arbeiterstande als solchem der Geist innewohnt, der ein Geist des Friedens, sittlicher Kraft und Zucht ist. Nur so wird der einzelne Arbeiter auch in schwieriger, wirtschaftlicher Lage sich bewähren, nur so wird er einer ungläubigen, oder christusfeindlichen Propaganda gegenüber feststehen, nur so wird er bereit sein, diejenige

brüderliche Liebe zu üben, die erforderlich ist, wenn die Genossen eines wirtschaftlich bedrängten Standes sich durch Zusammenschluß in angemessener Weise beistehen sollen. Die Aufgabe, so an den einzelnen Persönlichkeiten des Arbeiterstandes zu arbeiten und dadurch die angegebenen Ziele zu erreichen, haben die evangelischen Arbeitervereine auf sich genommen.

Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung.

Das Bedürfnis nach Sonntagsruhe nach sechs Tagen der Arbeit ist dem Menschen anerschaffen; der Sonntag muß als eine Naturordnung Gottes betrachtet werden. Die durch die französische Revolution eingeführte Neuordnung, erst den zehnten Tag zu feiern, hat nicht lange Bestand gehabt. Versuche, sich von der Sonntagsruhe frei zu machen, haben immer mit wirtschaftlichem oder gesundheitlichem Bankerott derer geendet, die solche Versuche machten. Auch aus sozialen Rücksichten bedürfen wir der Sonntagsruhe. Der Sonntag ist der Tag, an dem die Familie zu ihrem Recht kommt; er ist der Tag, an dem die Seele sich vom Staube der Woche rein badet in Versenkung in Gott, in der Freude des Austausches mit lieben Menschen, im Genuß der Natur. Wer es darum mit seinem Hause und mit seinem Volke gut meint, muß für Sonntagsruhe entschieden eintreten, und wofern dieselbe nicht anders zu erreichen ist, gesetzlichen Zwang für Innehaltung derselben erstreben. Dabei bleibt Luthers Erklärung, daß Gottesdienst an jedem Tage erfolgen könne, und wir nicht an den Sonntag gebunden seien, zu Recht bestehen, sagt er doch auch: weil von alters her der Sonntag zur Feier gestellt ist, soll man es auch dabei bleiben lassen.

Unter den neuzeitlichen Bestrebungen der Inneren Mission stand von Anfang an auch das Verlangen nach Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung auf dem Programm. Das größte Verdienst hat sich zur Eroberung der Sonntagsruhe die seit 1861 bestehende Schweizer Gesellschaft für Sonntagsheiligung erworben. Ihr Präsident, Alexander Lombard in Genf († 1887), hat einen ritterlichen Kampf für Sonntagsruhe gekämpft, und nicht vergeblich war sein Mühen. Mag es auch nötig gewesen sein, daß die Sozialdemo-

kratie vom Standpunkt der Vertretung sozialer Interessen aus sich zu den Kämpfern für Sonntagsruhe gesellte, schließlich ist doch durch das Reichsgesetz vom Jahre 1892 über Sonntagsruhe das wenigstens erreicht worden, daß staatlicherseits die Sonntagsruhe als notwendig anerkannt ist, während die zugestandene Arbeit am Sonntag nur als eine ausnahmsweise gestattet ist. Es ist zweifellos, daß eine derartige staatliche Regelung nötig war und heilsam wirken muß; leider ist sie insofern nicht konsequent durchgeführt, als für das Schank- und Verkehrsgewerbe keinerlei nennenswerte Beschränkung des Betriebes eingeführt worden ist. Am entschiedensten herrscht die Sonntagsruhe in Schottland und demnächst in England, wahrhaftig nicht zum Schaden der Länder und ihrer Bewohner.

Wenn auch der Kampf um die Sonntagsruhe jetzt in kleinen Gefechten hier und da ausgefochten wird, ohne daß große Scharen dafür in Bewegung zu setzen sind, so bleibt doch noch viel zu thun, damit unser Volk auch rechte Sonntagsheiligung lernt. Alle Arbeit zur Vermehrung der Darbietung von Gottes Wort, die Vermehrung der geistlichen Kräfte und der Zahl der Kirchen in den Großstädten ist nur eins der dazu führenden Stücke. Die Schließung der Schankstätten am Sonntag-Vormittag ist zwar eine negative, aber doch für die Sonntagsheiligung auch sehr wichtige und mit allem Ernst zu erstrebende Maßnahme. Eine dritte wird sein, daß der Sonnabend-Nachmittag auch schon arbeitsfrei wird, oder doch wenigstens der Spätnachmittag am Sonnabend, damit schon am Sonnabend dem Einzelnen die Ordnung seines Hauses, seiner Kleidung und sonstiger Geschäfte möglich ist und die für den Leib erforderliche Ruhe schon am Sonnabend gewährt wird. Ein sehr wichtiges Stück aber ist und bleibt, im Volk die Freude an allem, was schön, gut und wahr ist, zu mehren und ihm an Stelle der Lustbarkeiten, die heute so oft den Sonntag zum Tag der Sünde machen, eine gesunde Volksfreude und Volkserholung zu bieten. Allerlei Festveranstaltungen ohne viele materielle Genüsse, Missions- und Waldfeste, Besuche von Museen und Anstalten mögen das Volk zu gesunder Freude erziehen. Im Winter bieten Familienabende und Volkskonzerte weitere Gelegenheit zu einer edlen Erholung und

zur Mehrung der Freude. Aber vor allem muß in Schrift und Wort der Nachdruck darauf gelegt werden, daß der Sonntag der Tag der Familie ist, und daß er der Tag ist, an dem durch Vertiefung in ein Buch, durch Erhaltung des Verkehrs mit den fernen Lieben die edlen Saiten unserer Seele wieder lebendiger klingen und Gott ihr Lied darbringen.

Wenn so die häusliche und kirchliche Sitte sich der Sonntagsheiligung befleißigt, wird im Volke immer mehr Sinn für eine geordnete Sonntagsruhe erwachen; dann wird auch noch jede etwa auf gesetzlichem Wege vorzunehmende Besserung leicht die Zustimmung der Mehrheit der Volksvertreter finden, ohne daß man über englische Sonntagsruhe klagt oder die Fülle der Gesetze tadelt. Es ist eben nicht anders möglich, daß ein Volk in seinem ganzen Bestande gesund bleibt, als wenn einer sich zu Gunsten der anderen Beschränkungen auferlegen läßt: der Arbeitgeber zu Gunsten des Arbeitnehmers, die Herrschaft zu Gunsten des Gesindes, der Reisende zu Gunsten der im Verkehrsgewerbe beschäftigten Personen. Christi Gesetz, „einer trage des anderen Last", giebt die Lösung für die Schwierigkeiten auch dieser Frage.

Die Wohnungsfrage.

„Die Wohnung des Menschen ist des Menschen Kleid, ist sein Leib, in dem er als die Seele wohnt, in dem er sich heimatlich fühlen muß," hat D. Wichern einmal gesagt. Gewiß liegt viel Wahrheit in den Worten; und wenn heute ein Teil unserer Arbeiterwelt Liebe und Begeisterung für das Vaterland nicht mehr besitzt, so ist das gewiß vielfach die Folge davon, daß ihr Heim ihnen nicht lieb war und gar zu häufig von ihnen gewechselt wurde. Wenn man hört, daß im Jahre 1885 in Berlin 152493 Wohnungen nur ein heizbares Zimmer aufwiesen, und 46141 dieser Wohnungen 5—9 Personen beherbergten, wenn man hört, daß die Zahl der Schlafgänger in Berlin im Jahre 1890 69217 betrug, und daß in den übrigen Großstädten das Schlafstellenwesen einen zwar nicht so großen, aber doch sehr erheblichen Umfang erreicht hat, nämlich so, daß auf 1000 männliche Personen in Familienhaus-

haltungen in Königsberg 33, in Charlottenburg 30, in Breslau 22, in Magdeburg 14 Schlafgänger kamen, so kann man sich erklären, weshalb die Zerstörung des Familienlebens in den ärmeren Schichten solche Fortschritte gemacht hat. Nachgewiesen ist durch Engel wenigstens für Sachsen, daß bei der Zunahme der Dichtigkeit der Hausbewohnerschaft auch die sittliche Entartung zunimmt. Es ist ja schön, daß in neuerer Zeit die Kommunen Verordnungen über das Schlafgängerwesen erlassen haben, noch erfreulicher ist es, daß in Württemberg bereits eine Wohnungsinspektion für alle kleineren Wohnungen eingeführt ist. Auf diesem Wege wird noch manches zu bessern sein. Aber durchgreifend zu helfen ist nur durch vermehrte Darbietung kleiner Wohnungen. Denn in den Jahren 1885—1890 hat die Bevölkerung von 47 Großstädten um mehr als 16 % zugenommen, während die Bevölkerung in den übrigen Gemeinden kaum um 3 % wuchs. Fast die Hälfte aller Deutschen lebt in Städten, und so rege die Bauthätigkeit in den letzten Jahrzehnten auch war, so ist sie doch dem Bedürfnis, das diese Zahlen andeuten, nicht entsprechend gewesen. Bauspekulanten bauen natürlich lieber für die wohlsituierten Kreise teure Wohnungen, als daß sie mit der Darbietung vieler kleiner Wohnungen die Mühe des Vermietens an viele haben. Nehmen sie aber wirklich diese Last auf sich, so sind die Wohnungen des kleinen Mannes verhältnismäßig teurer, als die des begüterten. Man hat berechnet, daß der Arbeiter nicht selten ein Viertel seines Verdienstes für seine Wohnung ausgeben muß. So bleibt ihm nichts übrig, als Schlafgänger bei sich aufzunehmen, mag selbst dadurch sein Familienleben Schaden leiden. Das sind Notstände, die so sehr mit der Sittlichkeit des Volkes verflochten sind, daß auch die Innere Mission dafür ein Auge haben und mindestens immer wieder den Finger auf den Notstand legen muß, mag sie auch selbst zur Hilfe nicht fähig oder nicht berufen sein. Es giebt mancherlei Wege zur Hilfe:

Der einfachste Weg war wohl der, den Oktavia Hill in England zuerst betrat. Sie mietete oder kaufte ganze Häuser, ließ sie umbauen oder erneuern, vermietete sie dann an wenig Bemittelte zu mäßigem Zinsfuß, zog die Miete wöchentlich ein und lehrte so die einzelnen Familien immer sorglicher mit ihrer Wohnung um-

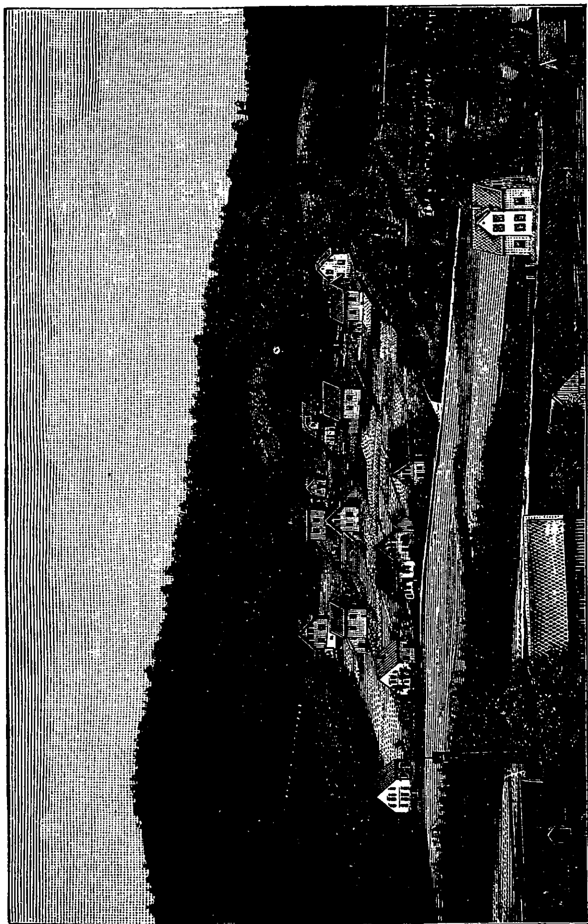
gehen. Dadurch gelang es ihr, großen Einfluß auf die Familien zu üben, aber auch zugleich die Mieten bedeutend geringer zu stellen, als das vorher der Fall war.

Einen zweckmäßigen Weg betraten die Arbeitgeber, welche für ihre Arbeiter Wohnungen in kleinerem Maßstabe aufführen ließen und ihnen dieselben zu mäßigem Zinsfuß vermieteten. Freilich fürchten die Arbeiter oft, bei diesem Vorgehen übervorteilt zu werden, oder, im Falle der Arbeitgeber zum Verkauf der Häuser an einzelne Arbeiter übergeht, auf diese Weise zwangsweise seßhaft gemacht zu werden. Trotzdem wird dieser Weg auch künftig und in noch größerem Umfange betreten werden müssen. Ein gutes Vorbild giebt nach dieser Richtung der Staat, der schon viele Millionen zur Herstellung von Arbeiterwohnungen zu Gunsten der von ihm angestellten Eisenbahn- und Bergwerksarbeiter ausgeworfen hat.

Besser noch, weil den modernen Anschauungen mehr entsprechend, ist die Begründung von Spar- und Baugenossenschaften. Das Mittel der Genossenschaft entspricht dem Geiste unserer Zeit; jedes Glied der Genossenschaft ist jedem anderen gegenüber gleichberechtigt. Auch der Minderbegüterte kann sich an der Genossenschaft mit Kauf eines Anteilscheines beteiligen, da die Anteilscheine zumeist nur auf Mk. 100.— bis Mk. 300.— lauten und durch allmähliges Sparen erworben werden können. Die Gesamtheit der Genossen ist Besitzerin der mittels des zusammengebrachten Kapitals erbauten Arbeiterwohnungen, deren Vermietung durch das Los geregelt wird. So hat auch der, der nur einen Anteil kaufen konnte, Aussicht, bald an das Ziel seiner Wünsche und in den Besitz einer ihm ohne rechten Grund auch bei wachsender Kinderschar nicht kündbaren Wohnung zu gelangen. Jeder Anteil an dem Unternehmen kommt dem Ganzen zu gut, jede Ersparnis von Renovationen durch sorgliches Säubern der Wohnung bedeutet für die Gesamtheit der Genossen einen Gewinn. Jeder Besitzer von Anteilscheinen bemüht sich, rasch seine Schuld abzutragen und wird so zur vollen Wertung des Eigentums und zum Sparsinn erzogen.

Freilich giebt es auch auf diesem Gebiete noch zwei verschiedene Wege, ohne daß klar zu durchschauen ist, welcher den Vorzug verdient. Es wird so sein, daß die sogenannten Spar- und Bauvereine

nach Göttinger Muster, welche darauf abzielen, größere Arbeiterwohnungen zu errichten, die dauernd im Besitze der Genossenschaft bleiben, für die Großstädte als die richtige Form für die Be-



Arbeiterheim Bethel.

kämpfung der Wohnungsnot bezeichnet werden können. Dagegen wird sich für jeden Platz, wo Grund und Boden noch nicht unerschwinglich teuer geworden ist, mehr das Bielefelder System empfehlen, dessen Vater Pastor v. Bodelschwingh genannt werden muß.

Seine Parole heißt: „Eigenes Heim auf eigener Scholle.“ Seine Bauform ist das 2—3 Familienhaus im Gartengrundstück. Sein Ziel ist, den Sparsinn des Arbeiters dahin zu leiten, daß er die von ihm zunächst gemietete Wohnung allmählich von der Genossenschaft als Eigentum erwirbt. Freilich ist hier die Gefahr vorhanden, daß das Eigentum Spekulationsobjekt wird. Darum muß sich die Genossenschaft in solchem Falle das Vorkaufsrecht für jedes von ihr verkaufte Haus einbehalten, um den Mißbrauch des einmal erworbenen Besitzes zu verhüten. Damit ist zugleich die Möglichkeit gewährt, daß der Hausbesitzer sich von der Scholle wieder freimacht, indem er den von ihm erworbenen Besitz an die Genossenschaft zurückverkauft.

Der Kampf gegen den Wucher.

Friedrich Wilhelm Raiffeisen (geb. 1818), lernte in den Notjahren 1846/47 als Bürgermeister in Westerwald die Not der unter der wucherischen Ausbeutung jüdischer Viehhändler und Güterschlächter seufzenden Bauern und Tagelöhner kennen. Darum begründete er 1849 den ersten Darlehnskassenverein und legte damit den Grund zu einem im Laufe der Jahrzehnte ins Unermeßliche erwachsenen Bau, von dem er am Ende seines Lebens sagen durfte, „das habe nicht ich, das hat Gott gethan.“ So wurde er der Vater der sogenannten Raiffeisenvereine, die sich zur Aufgabe stellen, dem wirtschaftlich Bedrängten durch die Hilfe der wirtschaftlich kräftigeren Glieder aus seiner Not ohne nennenswerten eigenen Vorteil heraus zu helfen. Dadurch, daß das Gebiet jeder einzelnen Darlehnskasse auf die Ortsgemeinde beschränkt wurde und somit alle Glieder des Kassenvereins einander kannten, dadurch, daß die ganze Geschäftsführung zu Gunsten des Vereins eine völlig unentgeltliche war und die geistlich sittliche Förderung der Mitglieder neben der Förderung des materiellen Fortschrittes von Anfang an zur Aufgabe der Vereine gemacht wurde, sind diese Vereine als Kinder der Inneren Mission, als Offenbarungen des christlichen Brudersinnes zu bezeichnen, denen die Losung gilt: „Einer trage des anderen Last.“ Allmählich wurde das Vereinswerk immer weiter ausgebaut, Spareinlagen wurden angenommen, Darlehen zu mäßigem Zinsfuß gegen

Garantie dargereicht, Landwirtschaftserzeugnisse gemeinschaftlich und darum unter Kostenersparnis abgesetzt, Maschinen und landwirtschaftliche Geräte auf gemeinschaftliche Rechnung bezogen und an einzelne Mitglieder gegen mäßiges Entgelt verliehen, Familienbesitze durch Darreichung der erforderlichen Mittel zu erhalten gesucht, landwirtschaftliche Kenntnisse durch Vorträge und Besprechungen erweitert, Streitigkeiten innerhalb der Gemeinde geschlichtet und ein Stiftungsfonds in jeder Gemeinde für Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen. Manche Gemeinde ist durch einen derartigen Verein, — mochte er nun genau nach dem Muster der Raiffeisenvereine gebildet sein oder mit Rücksicht auf das Gesetz vom 1. Mai 1899 den Charakter einer Genossenschaft mit beschränkter Haftung tragen, während die Mitglieder der Raiffeisenvereine unbeschränkt haftbar sind, — vor dem ihr drohenden wirtschaftlichen Ruin bewahrt geblieben. Oft ist eine mit beständiger Wirtschaftsnot kämpfende in eine Gemeinde mit wohlgeordneten wirtschaftlichen Verhältnissen umgewandelt worden. Manches durch schlechtes Haushalten in steter Gefährdung lebende Genossenschaftsglied ist durch die Genossenschaft zu einem tüchtigen, sorgsamen und wohl berechnenden Hausvater geworden. So haben diese Vereine ein gut Stück Innere Mission an vielen Familien und Gemeinden geleistet. Heute ist es nicht mehr nötig, daß die großen Vereine für Innere Mission für diese Werke noch weiter Propaganda machen; die staatliche Förderung der Genossenschaften erübrigt solches Bemühen, und die Vereine breiten sich in immer größerer Zahl über das ganze weite Vaterland aus.

Die Jugend- und Schulsparkassen.

„Wer in der Jugend spart sein Geld, der ist im Alter wohl bestellt," sagt das deutsche Sprichwort und giebt damit einer wichtigen sozialen Erfahrungsthatsache Ausdruck. Aber das deutsche Volk kehrt sich nicht sonderlich an das Sprichwort. Es ist bekannt, daß Franzosen und Italiener, Engländer und Skandinavier sparsamer sind als die Deutschen. Darum ist es ein Hauptstück der Erziehung zur Anbahnung gesunder, sozialer Verhältnisse den Sparsinn schon bei der Jugend zu pflegen.

Die erste Jugendsparkasse finden wir in Altenbergen im Gothaischen schon im Jahre 1844. Von da aus breitete sich das Werk namentlich im mittleren Deutschland langsam aus, empfing aber durch das Vorgehen des Pastor Senckel in Hohenwalde, Bez. Frankfurt a. O. einen neuen Anstoß. Derselbe hatte schon im Rauhen Hause als Oberhelfer die Bedeutung der Erziehung zur Sparsamkeit kennen gelernt. Er begründete vom Jahre 1867 an hier und da Schulsparkassen und schuf zur kräftigeren Ausbreitung derselben im Jahre 1877 den deutschen Verein für Jugendsparkassen, dessen Agitation es gelungen ist, bisher mehr als 3000 Jugend- und Schulsparkassen ins Leben zu rufen. Die Kassen sind zum Teil sogenannte Pfennigsparkassen, wie sie zuerst in England üblich gewesen sind, zum Teil Schulsparkassen, zum Teil Konfirmandensparkassen. In letzteren werden ganz besonders hohe Summen aufgebracht, da sie zur Beschaffung der Konfirmandenausrüstung einen leicht gangbaren Weg weisen. Am meisten verbreitet sind die Schulsparkassen in den Regierungsbezirken Posen, Breslau, Erfurt, in den Königreichen Sachsen und Württemberg. In Berlin sind an der 92. Gemeindeschule in neun Jahren von 2929 Kindern Mk. 142112.— eingelegt worden; in derselben Zeit hat der Konfirmandensparverein in Moabit von 4517 Kindern Einlagen in Höhe von Mk. 254872.— erhalten.

Freilich hat man manche Bedenken gegen die Sparkassen geäußert; und das ist der Grund, weshalb sie nicht noch rascher ihren Lauf durch Deutschland genommen haben. Man fürchtet, es möchten bei den Kindern Geldgier und Geiz groß gezogen, Neid geweckt, vielleicht gar Betrug und Diebstahl wachgerufen werden. Erfahrungsgemäß sind es nur ganz seltene, außerordentliche Fälle, in denen derartiges vorkommt. Die Person des Leiters der Sparkasse kann bei einiger Aufmerksamkeit jede derartige Gefahr leicht im Keime ersticken; und es würde gewiß für das Volk von großer Bedeutung sein, wenn dieser wichtigen Erziehungsfrage seitens der Schule mehr Aufmerksamkeit zugewendet würde, als das jetzt der Fall ist. Wenn man im Anschluß an § 119a des Arbeiterschutzgesetzes hier und da Fabriksparkassen für junge Arbeiter eingerichtet hat, so war das eine sehr richtige Anwendung dieses Paragraphen. Leider

haben bisher nur etwa vierzig Gemeinden davon Gebrauch gemacht. Die Freunde der Inneren Mission sollten sich bemühen, ihn mehr zur Geltung zu bringen, da die jungen Leute, die in der Zeit der besten und frischesten Arbeitskraft stehen, sich gern kleine Lohnabzüge gefallen lassen können, damit sie später die Mittel besitzen, um sich selbständig zu machen und einen eigenen Hausstand zu begründen. Auch würde manche Verirrung verhindert, wenn von dem reichlichen Verdienst der jungen Leute ein Teil zwangsweise ihrer Verfügung entzogen würde.

Die Pflege der Armen.

Wer nicht genug hat, um seine notwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, und niemanden hat, der sie für ihn beschafft, der ist arm. Dazu gehört in milderen Gegenden weniger als in den rauhen, und bei Völkern mit niederer Kulturstufe, wie auf dem Lande, weniger als überall da, wo die Kultur schon höher entwickelt ist, und die Lebensbedürfnisse gesteigert sind. Wie der Begriff der Armut sich nicht in eine feste Formel bringen läßt, so giebt es auch Schwierigkeiten bei Beurteilung der Ursachen der Armut. Krankheit und Arbeitsunfähigkeit führen zumeist zu unverschuldeter Armut. Arbeitsscheu, Verschwendung, Trunksucht und dergleichen führen zu verschuldeter Armut. Daneben aber können Krieg, Krisen und andere Erwerbsgefährdungen Armut des Einzelnen, sowie Massenarmut herbeiführen. Wenn man im Jahre 1885 berechnete, daß im deutschen Reiche 1 529 386 Personen aus öffentlichen Mitteln unterstützt wurden, d. h. 3,40 % der Einwohner arm waren, so erscheint diese Zahl im ersten Augenblick hoch. Thatsächlich nimmt Deutschland damit eine mittlere Stelle zwischen Oesterreich und England einerseits, und Niederland und Norwegen andererseits ein. Mit dem Wachstum der Einwohnerzahl der Großstädte wächst die Zahl der Unterstützten. In Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern kann man 6—7 % der Einwohner zu den Unterstützten rechnen.

Zur Verringerung der Armut helfen mancherlei Mittel. Alles was den Wohlstand des ganzen Volkes zu heben geeignet ist, jede Unterstützung und Stärkung des Sparsinns, — weil dadurch für die

Zeit der Not ein Spargroschen zurückgelegt wird, — Einrichtungen, wie die große Arbeiterversicherung in Deutschland, sind geeignet, der Armut Abbruch zu thun.

Die Armenpflege ist entweder eine öffentliche oder eine private. Die öffentliche Armenpflege wiederum entweder eine bürgerliche, durch Gesetz geregelte, oder eine kirchliche. Das Grundgesetz für die erste ist das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz, das am 6. Juni 1870 von dem Norddeutschen Bund und am 4. November 1871 auch für Baden und Württemberg angenommen wurde. Nach diesem Gesetz ist derjenige Ort, an welchem eine hilfsbedürftig gewordene Person zwei Jahre ununterbrochen ihren Wohnsitz gehabt hat, zur Unterstützung derselben verpflichtet. Ist kein Ort derart nachzuweisen, so ist der Landarmenverband unterstützungspflichtig, der ja auch die Fürsorge für Geisteskranke, Taubstumme u. s. w. zu übernehmen hat. Es ist natürlich, daß diese bürgerliche Armenpflege ihre Härten hat. Ihre Geldmittel sind durch Steuer gewonnen, darum muß kärglich Haus gehalten werden. Nur wenn die Voraussetzungen erfüllt sind, welche eine Armenpflege erfordern, kann Hilfe gewährt werden. Die ganze Armenpflege wird seitens der Kommunen als Last betrachtet. Eine schablonenhafte Behandlung der Armen ist immer zu fürchten. So kommt es, daß man wohl gar hart wird und Personen, deren Unterstützungsbedürfnis zu befürchten ist, abschiebt, ehe sie den Unterstützungswohnsitz durch zweijährigen Aufenthalt am Orte erlangen. So hart das ist, so notwendig ist doch eine gewisse Strenge, weil die Pflege der Armen sehr leicht für schwache Charaktere verderblich wirkt und Armut großzieht, da der Einzelne meint, einen Rechtsanspruch auf Pflege geltend machen zu können. Aber man hat sich doch bemüht, die Gefahren der gesetzlich geregelten Armenpflege zu überwinden. Der beste Weg dazu ist die Einführung des Elberfelder Systems, das in Elberfeld zuerst durch von der Heydt geschaffen worden ist. Die Vorzüge dieses Systems sind individuelle Behandlung der einzelnen Fälle und Verteilung der Armenpflege auf möglichst viele Pfleger. Man teilt die ganze Stadt in Quartiere, jedem von ihnen steht ein Armenpfleger vor. Jedes Quartier ist aber so klein, daß der einzelne Pfleger nur wenige

Arme, in der Regel nicht mehr als vier, zu versorgen hat. Eine größere Zahl von Quartieren bildet zusammen einen Armenpfleger=bezirk. Die Pfleger eines Bezirks kommen vierzehntägig zur Bezirks=versammlung zusammen, beraten die Notstände ihres Bezirks und die Art der zu gewährenden Unterstützungen. Jede Unterstützung wird nur auf kurze Zeit, etwa auf vierzehn Tage gewährt, somit muß immer von neuem eine Prüfung der Verhältnisse der unter=stützten Armen stattfinden, und damit wird das Ziel im Auge ge=halten, welches jede vernünftige Armenpflege festhalten muß, näm=lich die Unterstützung derartig zu gestalten, daß sie bald fortfallen kann und auf Herbeiführung der Erwerbsfähigkeit der Unterstützten abzielt.

Die kirchliche Armenpflege besteht mit vollem Recht neben der bürgerlichen Armenpflege und wird immer Gelegenheit haben, sie zu ergänzen. Ihre Hauptaufgabe muß sein, die Per=sönlichkeit des Armen zu schonen, und daher wird sie sich besonders der verschämten Armen annehmen, welche um alles nicht bürgerliche Armenpflege in Anspruch nehmen möchten, und die Persönlichkeit des Armen wieder in die Lage zu versetzen, sich selbständig fortzu=helfen. Daher wird sie die nur kärglich bemessene bürgerliche Armen=unterstützung eventuell erhöhen, um die vorliegende Not, wenn mög=lich, rasch ganz zu beseitigen und volle Arbeits= und Erwerbsfähig=keit des Unterstützten herbeizuführen. Freilich ist es wichtig, daß bürgerliche und kirchliche Armenpflege mit einander in Fühlung stehen, und darum ist es am besten, wenn, wie in Württemberg, auch der Geistliche an den Beratungen der bürgerlichen Armenpflege teil=nimmt, oder, wie es Stadtrat Münsterberg in Hamburg empfahl, für alle Armen Personalkarten eingeführt würden, auf denen jede Unterstützung verzeichnet wird, die dem Einzelnen zu teil wird. Auch ein dritter Weg kann betreten werden, wie es in Dresden geschehen ist, daß jedes Gesuch, das bei der kirchlichen Instanz eingeht, erst der öffentlichen Armenpflege zur Vorerörterung übergeben wird. Das Organ für die Armenpflege ist, so lange die Kirchenältesten nicht ihrer idealen Aufgabe entsprechen, am besten der berufsmäßig angestellte Diakon. Er ist ganz besonders geeignet, in jedem ein=zelnen Falle durch persönliche Verbindungen die Unterstützungs=

bedürftigkeit des Armen, die ihm bereits von anderer Seite gewährte Unterstützung und die beste Art der für ihn in Betracht kommenden Hilfe festzustellen. Die nächst höhere Stufe würde die sein, die in den neueren Verfassungsgesetzen der deutsch-englischen Landeskirchen gezeichnet ist, daß nämlich die Leitung der kirchlichen Einrichtungen für Armen- und Krankenpflege den Gemeindeältesten übergeben wird. Sie können sich dann durch Einteilung der Kirchengemeinde in Armenpflegerbezirke eine genaue Kenntnis der in ihrem Bezirk vorhandenen Not verschaffen, mit den Armenpflegern der bürgerlichen Gemeinde in einzelnen Fällen in Verbindung treten und auf diese Weise trefflich die bürgerliche Armenpflege ergänzen, ohne ihre Arbeit zu durchkreuzen oder zu ignorieren. Die Mittel für die kirchliche Armenpflege werden am besten durch bestimmte Sammlungen zu Gunsten der Armen aufgebracht. Solche Sammlungen sind die Kollekten an bestimmten Festtagen, Büchsen beim Ausgang an den Kirchenthüren, eventuell auch der Klingelbeutel.

Neben der bürgerlichen und der kirchlichen Armenpflege will auch die durch Vereine und einzelne Persönlichkeiten betriebene freiwillige Armenpflege beachtet sein. Manchmal ist sie diejenige, welche am meisten schablonenmäßig verfährt, so wenig man das im ersten Augenblick glauben mag. Jeder den Verein Ansprechende erhält dann eine Unterstützung in der von dem Verein bestimmten Höhe von Mk. 3.— oder Mk. 5.—. Manchmal ist sie eine unbesonnene; reiche Personen geben unbesehen denen, die sie bitten. Richtig wird die freie Armenpflege geübt, wenn sie in verständiger Weise Fühlung sucht mit der bürgerlichen und kirchlichen Armenpflege und sich zur Aufgabe macht, da einzutreten, wo diese beiden nicht im stande sind, die Not völlig zu beseitigen, oder wenn diese beiden überhaupt nicht nach den ihnen geltenden Grundsätzen Handreichung thun dürfen. Leider wird noch häufig durch Testamente und Legate manche Summe für die Pflege irgend eines Notstandes ausgesetzt, die besser anders verwendet wäre. Aber der Testator gab sich nicht die Mühe, sich von unterrichteten Persönlichkeiten Rat geben zu lassen. So wenig es gebilligt werden kann, wenn man hier und da Einzelnen den Vorwurf machen muß, auf ein Testament für irgend einen Zweck hingearbeitet zu haben, so sehr

wäre es doch zu wünschen, daß jeder Testator sich den Rat verständiger Männer einholte, ehe er sein Vermögen nicht nur auf Jahre, sondern auf Jahrzehnte oder gar noch längere Zeit hinaus festlegt.

Die Arbeiter-Kolonieen.

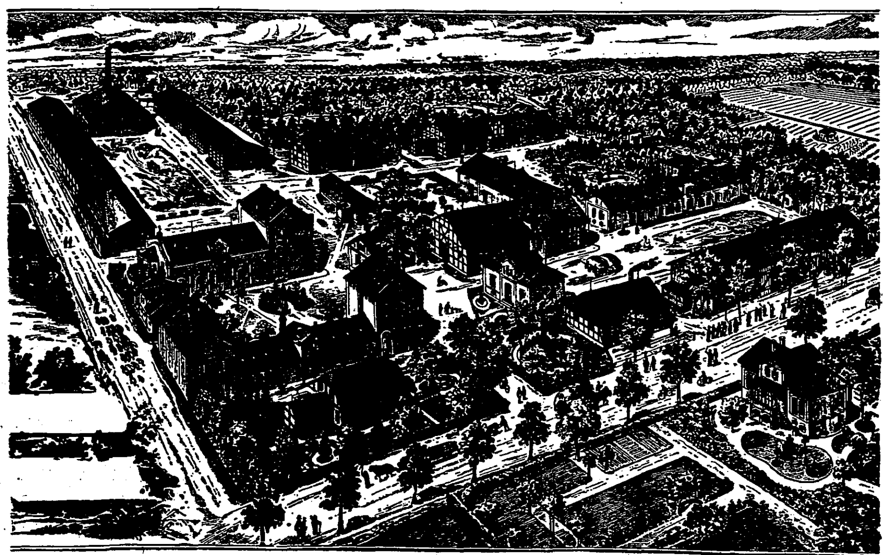
Es war im Winter 1881, da kamen Tag für Tag arbeitslose, hungrige Männer aus der Stadt Bielefeld in die Häuser der Bodelschwinghschen Anstalt, um sich zur Mittagszeit dort ihr Mittag zu erbetteln. Nach dem alten Wort: „Brich dem Hungrigen dein Brot" gewährte man den Hungernden gern die nötige Speise; aber bald machte man eine schmerzliche Beobachtung; jeden Tag kamen dieselben Bittenden; aber klug, wie sie waren, gingen sie jeden Tag zu einem anderen Hause, um am Anfange der Woche wieder den Rundgang von vorn zu beginnen. Pastor v. Bodelschwingh sah, daß jedes fernere Geben nur eine Unterstützung des Bettels sei, und darum bestimmte er, „nur der erhält Speisung, der vorher eine Stunde gearbeitet hat." Von dem Augenblick an schmolz die Zahl der Bittenden zusammen, und es zeigte sich, daß Darbietung von Arbeit das beste Mittel war, Ehrliche und Bedürftige von Tagedieben und Faulenzern zu unterscheiden.

Aber es kam die Zeit, wo die Zahl derer, die um Arbeit und Speisung baten, so groß ward, daß in der Anstalt nicht genug Arbeit für sie beschafft werden konnte. Da kam Pastor v. Bodelschwingh ein genialer Gedanke. Draußen am Südrande des Teutoburger Waldes liegt die Senne, ein mit Heide bewachsenes, unfruchtbares Gelände. Der Orthstein, der unter der Erde lagert, ist die Ursache dieser Unfruchtbarkeit. Bringt man ihn heraus an Luft und Licht, so zerbröckelt er, und das Land kann dadurch fruchtbar gemacht werden. Da gab es Arbeit für die Arbeitslosen. Es handelte sich nur darum, die zur Erwerbung des Terrains nötigen Mittel zu beschaffen, draußen im öden Lande ein Obdach für die Arbeitslosen zu errichten, mit ihrer Leitung einen tüchtigen Bruder als Hausvater zu betrauen und ihm etwa nötige Gehilfen zur Seite zu stellen. Bald hatte der unermüdlich sorgende Mann seinen ganzen Plan in die That umgesetzt. Im Jahre 1882 wurde die erste

deutsche Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf eröffnet. Der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Jugendgespiele Pastor v. Bodelschwinghs, besuchte die Anstalt am 16. Juli 1882 und bestimmte die ihm zu seiner silbernen Hochzeit dargebrachte Ehrengabe von Mk. 170000.— für Begründung weiterer Arbeiterkolonieen. Kein Wunder, daß das Werk, getrieben durch den wirtschaftlichen Notstand der Zeit, rasch gedieh. Bis zum Jahre 1892, also in zehn Jahren, wurden 26 Arbeiterkolonieen, darunter drei katholischerseits, begründet. Jetzt giebt es deren 32; vier davon stehen unter katholischer Leitung. Der Centralverband deutscher Arbeiterkolonieen hat sich gebildet. Sein Organ ist der „Wanderer", der in Bielefeld erscheint. Insgesamt verfügen die deutschen Arbeiterkolonieen über rund 4000 Plätze, schon im Jahre 1898 hatten mehr als 100000 Arbeitslose in ihnen kürzere oder längere Zeit Obdach und Arbeit gefunden.

Die Bedeutung dieses Werkes ist leicht zu erkennen. Rechnet man, daß in schlechten Jahren im Durchschnitt in Deutschland etwa 200000 Wanderer bettelnd umherziehen mögen, so heißt es sich nicht nur um das Vaterland, sondern um jeden Einzelnen verdient machen, wenn man ihm aus dem Leben der Arbeitslosigkeit zu einem geordneten Arbeitsleben hilft. So ist der Dienst der Arbeiterkolonieen Rettungs- und Erziehungsarbeit zugleich. Es gilt, den Arbeitslosen vor der Versuchung zum Laster zu bewahren und zur Arbeitsfreudigkeit, die auf der Landstraße leicht verloren geht, wieder zu erziehen. Darum muß das Kommen und Gehen in der Arbeiterkolonie ein völlig freiwilliges sein; darum muß die Persönlichkeit des Hausvaters sowohl erziehlich wie praktisch tüchtig veranlagt sein; darum muß in der Arbeiterkolonie eine feste Zucht mit freundlichem Eingehen auf den Einzelnen sich verbinden und jeden Tag eine feste Arbeitsleistung gefordert werden. In der ersten Zeit arbeitet der Aufgenommene für seine Kost, späterhin für seine Kleidung, dann für einen mäßigen Lohn; so macht er von Woche zu Woche Fortschritte, und das spornt seine Arbeitsfreudigkeit an. Hat er sich längere Zeit bewährt, so bemüht man sich, ihm wieder eine feste Arbeitsstelle zu schaffen. Manch einem ist so aus großer Gefährdung zu angesehener Lebensstellung geholfen worden. Wenn man be-

denkt, was es heißt, auch nur 4000 Männer arbeiten in der Zeit allgemeiner Arbeitslosigkeit, statt daß sie Bettelbrot essen, so bedeutet das täglich einen Wirtschaftsertrag von rund Mk. 8000.— bis Mk. 12000.—. Wären diese Männer außerhalb der Kolonie, so würden sie täglich bis zu Mk. 2.— erbetteln, und statt der Zunahme erlitte das Nationalvermögen den entsprechenden Verlust.



Arbeiter-Kolonie Kaestorf.

Wie viel größer aber ist die sittliche Bedeutung dieser Hilfe für den Einzelnen!

Der Betrieb der Arbeiterkolonie ist zumeist ein landwirtschaftlicher, weil jeder sich darin leicht einlebt. Dazu hat die Arbeit am Boden für den ganzen Menschen etwas besonders Förderliches. Ein großes Verdienst haben sich die Arbeiterkolonien damit erworben, daß sie, weil sie eine Arbeit suchten, die auch im Winter gethan werden konnte, daran gegangen sind, unfruchtbares Land fruchtbar zu machen, Moore zu entwässern und durch Mischung mit Sand guten Weizenboden zu erringen. Einige großstädtische Ar-

beiterkolonieen sind freilich durch ihre Lage gezwungen, fabrikmäßige Betriebe aufzunehmen, Flaschenhülsen und dergleichen anfertigen, Holz spalten zu lassen, aber im ganzen wird der landwirtschaftlichen Beschäftigung der Vorzug vor dieser industriellen gegeben.

Dem Vorteil, den die Oeffentlichkeit daraus hat, daß die Arbeiterkolonieen sich der Arbeitslosen in so weitgehendem Umfange annehmen, entspricht es, daß die deutschen Staaten und die preußischen Provinzen die Arbeiterkolonieen aus öffentlichen Mitteln unterstützen. Eine derartige Unterstützung wird dauernd notwendig bleiben, weil die zum Teil ungeschulten Kräfte nicht so viel leisten können, als zu ihrer Erhaltung und zum Betriebe der Kolonieen gehört und weil ihre Arbeit zum großen Teil nicht unmittelbar produktiv, sondern Arbeit auf Hoffnung ist.

Wander-Arbeitsstätten und Natural-Verpflegungsstationen.

In jedem größeren Betriebe giebt es eine Anzahl von Arbeitern, welche infolge ihrer geringeren Leistungen oder mangelnder Durchbildung in der Jugend und aus anderen Gründen auf eine dauernde Stellung nicht rechnen können, sondern mit dem Rückgang der Arbeit arbeitslos werden und sich auf die Landstraße gesetzt sehen. Aehnlich steht es im Handwerk, das immer nur zeitweilig über reichliche Arbeitsgelegenheit verfügt, zeitweilig kaum genug Arbeit vor sich sieht, so daß eine Menge junger Gesellen genötigt ist, immer wieder den Wanderstab zu ergreifen. Für diese Arbeitslosen ohne weiteres die Arbeiterkolonie als einziges Hilfsmittel zu empfehlen, ist deswegen nicht richtig, weil häufig die Arbeitslosigkeit bald wieder ein Ende findet, und weil manchmal nur ein Ortswechsel nötig ist, dann findet der Arbeitsuchende wieder eine passende Arbeitsgelegenheit. Aus der Arbeitslosenstatistik vom Jahre 1895 ergiebt sich, daß im Juli des Jahres mindestens 30000, im Dezember mindestens 75000 derartige Arbeitslose in Deutschland vorhanden waren. Ein Teil von ihnen mag sich ja am Aufenthaltsorte noch mit dem, was er erspart hat, durchschlagen, der andere Teil beginnt zu wandern. Leider ist es allgemein Sitte, daß die seßhafte Bevölkerung dem Wandernden Nahrung, Kleidung und Geld auf seine Bitte darreicht.

Zwar ist Polizeistrafe auf derartiges Geben häufig festgesetzt und auch für rechtlich zulässig erklärt worden, aber dies ist sittlich erst dann berechtigt, wenn für die Hilflosen in irgend einer Weise ausreichend gesorgt ist. Solche Fürsorge kann wohl hier und da durch Einrichtungen seitens der Kommune oder seitens des Staates, vielleicht durch Einrichtung von Notstandsarbeiten getroffen werden; sie könnte auch wohl in einer Vermehrung der Arbeiterkolonieen gedacht werden. Sie ist auch überall da angebahnt, wo man durch Centralisation des Arbeitsnachweises das rasche Auffinden neuer Arbeitsgelegenheit erleichtert hat, aber im vollen Umfange wird sie dann beschafft, wenn in Notzeiten sog. Naturalverpflegungsstationen mit Wanderarbeitsstätten eingerichtet sind.

Nach dem Gesetz über Unterstützungswohnsitz muß jeder hilfsbedürftige Norddeutsche vorläufig von jedem Ortsarmenverband unterstützt werden, in dessen Bezirk er sich bei dem Eintritt seiner Hilfslosigkeit befindet. Danach würde jeder mittellose Wanderer berechtigt sein, an jedem Orte die Hilfe der Ortsarmenverwaltung anzurufen. In der Regel aber erfährt er in solchem Falle Abweisung, weil die Einziehung der für ihn aufgewendeten Mittel von dem zu seiner Unterstützung zuletzt verpflichteten Armenverbande zu viel Kosten und zu viel Schreibwerk verursacht. Daher müssen die Lasten für die Verpflegung solcher Hilfslosen auf breitere Schultern, etwa auf die Schultern der Provinzen, vielleicht auch die des Reiches, gelegt werden. Dann wäre es möglich, wie man es schon in den achtziger Jahren versucht hat, in angemessenen Entfernungen Naturalverpflegungsstationen für die mittellos Wandernden einzurichten. In der Naturalverpflegungsstation erhält der Wandernde, nachdem er sich durch den obligatorisch zu machenden Wanderschein ausgewiesen hat, Verpflegung und Obdach gegen eine von ihm zu leistende Arbeit und unter der Voraussetzung, daß er eine bestimmte Strecke Weges, die auf dem Wanderschein von Station zu Station anzumerken ist, zurückgelegt hat. Natürlich würde es nicht das Richtige sein, Wandernde dauernd so umherlaufen zu lassen, sondern es müßten in der Nähe größerer Städte Hauptstationen oder Wanderarbeitsstätten eingerichtet werden, in denen eine größere Zahl von Arbeitslosen sich so lange aufhält, bis der

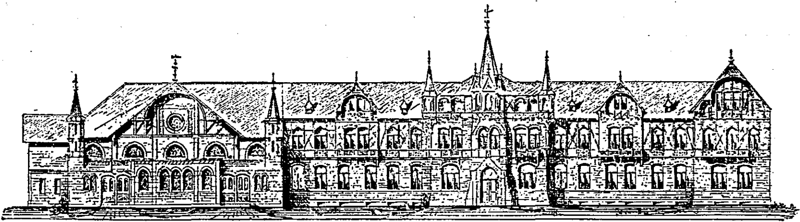
mit der Wanderstation verbundene Arbeitsnachweis für sie geeignete Arbeit anzeigt.

Schon jahrelang bemüht man sich um eine gesetzliche Regelung dieser Fürsorge. In den Zeiten der Not, in den Jahren wirtschaftlichen Niederganges war das Netz der Verpflegungsstationen in Preußen bis auf nahezu 1000 Stationen ausgedehnt. Als dann der wirtschaftliche Niedergang nachließ, fürchtete man, durch Beibehaltung der Verpflegungsstationen manchen zum arbeitsscheuen Bummler zu machen und hob in manchen Provinzen die Verpflegungsstationen fast vollständig auf. Das zeigt nun, daß man auf die Dauer eine gesetzliche Regelung der ganzen Frage nicht vermeiden kann. Um sie bemüht sich der Gesamtverband deutscher Verpflegungsstationen. Daß sie möglich ist, zeigt das Vorgehen der deutsch-schweizerischen Kantone. Daß sie für den Staat außerordentlich heilsam wäre, zeigt die Thatsache, daß die Zahl der Bestrafungen wegen Bettelns und Landstreichens in Preußen von 23 808 im Jahre 1882 auf 15 727 im Jahre 1885, und auf 8605 im Jahre 1890 heruntergging, und dementsprechend in Deutschland von 23 093 im Jahre 1885 auf 13 385 im Jahre 1890. Ganz entsprechend sank die Zahl der Verhaftungen in einzelnen Städten; in 48 Städten mit zusammen fünf Millionen Einwohnern nahm die Zahl der Verhafteten um 31 065 ab. Aus diesen Zahlen ergiebt sich ganz deutlich der Segen einer gesunden Fürsorge für die Arbeits- und Obdachlosen, wie sie durch die Naturalverpflegungsstationen geboten wird.

Evangelische Arbeitervereine.

Es war am 29. Mai 1882, da wurde in Gelsenkirchen in Westfalen unter Leitung des Bergmanns Fischer der erste evangelische Arbeiterverein begründet. Die römische Propaganda, welche sich eifrig auch um evangelische Arbeiter bemühte, gab den Anstoß zu diesem Vorgehen, und lange Zeit hat wenigstens der Rheinisch-Westfälische Verband evangelischer Arbeitervereine vorwiegend den Charakter eines gegen Roms Ansprüche sich wehrenden Vereines gehabt. Darum steht auch in seinen Statuten in dem Zweckparagraphen der Satz an der Spitze: „Der

Verein hat die Aufgabe, unter den Glaubensgenossen das evangelische Bewußtsein zu stärken und zu fördern. Als weitere Strebensziele sind daneben angegeben: sittliche Hebung und allgemeine Bildung der Mitglieder, Pflege der Treue gegen Kaiser und Reich, Wahrung eines friedlichen Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Unterstützung der Mitglieder in Krankheits- und Sterbefällen. Die bewahrende, erziehende und zur gegenseitigen Hilfe anleitende Arbeit dieser Vereine fanden im Arbeiterstande wie auch in den übrigen Ständen viel Anerkennung. So wuchsen die Vereine rasch; im Jahre 1885 gab es 25 Vereine mit 11700 Mitgliedern, im Jahre 1890 140 Vereine mit 40000 Mitgliedern, im Jahre 1898 etwa 240 Vereine mit 80000 Mitgliedern.



Verbands-Anstalt Vollmarstein.

Freilich nicht überall verlief die Vereinsarbeit genau in der Linie, die von dem rheinisch-westfälischen Verbande betreten war. Zwar finden wir überall in den Vereinen belehrende Vorträge, Pflege des Liedes und der Lektüre, meist auch freie Hilfskassen namentlich für Krankheits- und Sterbefälle, ferner Familienabende und Volksfeste mit Umzügen zur Jahresfeier, eine gewisse Vereinszucht und Bekämpfung einer übelwollenden Agitation im Arbeiterstande, Pflege von Arbeitsnachweis und Rechtsschutz durch Volksbureaus. Aber darin unterscheiden sich doch die einzelnen Vereine, und namentlich die einzelnen Verbände, deren wir jetzt fünfzehn zählen, daß in dem einen die religiösen Interessen im Vordergrund stehen, in dem anderen die Pflege von Unterhaltung und Geselligkeit, im dritten die Erörterung der sozialen Fragen und die Aufnahme gemeinsamer Arbeit zur praktischen Hilfe für die Vereinsgenossen.

So ist es kein Wunder, daß es gelegentlich auch bei den Ver-

sammlungen des Gesamtverbandes evangelischer Arbeitervereine (seit 1890, Vorsteher Lic. Weber, M.-Gladbach) zu mehr oder weniger scharfen Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Richtungen gekommen ist, so daß auch wohl die Frage aufgeworfen ist, ob auch wohl die Leitung der Arbeitervereine durch Pastoren richtig und zweckmäßig ist, da sie unter Umständen die Pastoren zur Zeit sozialer Kämpfe in schwierige Lage bringen kann. So hat es auch bei den Verhandlungen des Jahres 1901 dahin kommen können, daß ein Teil des Gesamtverbandes sich von dem Gesamtkörper loslöste, im tiefsten Grunde doch wohl, weil er sich in der Stellungnahme zu den Gewerkvereinen nicht mit der Gesamtheit ins Einvernehmen setzen konnte.

Wer die Vereine nach ihrer Aufgabe im Gesellschaftsleben prüft, wird sagen müssen, daß zwar die in ihnen meist beliebte Mischung der Mitglieder aus Angehörigen verschiedener Stände sehr viel für sich hat, daß aber den Vereinen als Standesvereinen eine eingehende Beschäftigung mit den Fragen dieses Standes also mit den Fragen der Sozialpolitik nicht erlassen werden kann, wenn sie dauernde Bedeutung behalten wollen. Damit ist nicht gesagt, daß sie als Vereine in politische Aktion eintreten müssen; aber das ist damit gesagt, daß jedes Mitglied dahin geführt werden sollte, daß es auf Grund eingehender Einführung in die Rechte und Pflichten des Arbeiters und vertraut mit den brennenden Zeitfragen selbständig in dem Kampf der Gegenwart Stellung zu nehmen vermag. Je mehr man diese Kleinarbeit, die zugleich eine theoretische und praktische sein muß, in den einzelnen Vereinen pflegt, um so mehr wird die Bedeutung der Vereine für das ganze Volksleben wachsen, um so mehr werden sie geeignet sein, allmählich die verhängnisvollen Bestrebungen der Sozialdemokratie lahm zu legen und den berechtigten Kern derselben zur Anerkennung zu bringen.


UNIVERSITY OF CHICAGO
57 884 050